Rochholz

Der

deutsche Aufsatz.

Neun Abtheilungen

stilistischer Aufgaben und Ausarbeitungen

für Lehrer und Schüler höherer Schulen

entworfen von

E. L. Rochholz

Professor der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium der Aargauer Kantonsschule in Aarau, Redactor der Aargauer historischen Gesellschaft, Mitglied des Gelehrtenausschußes am Germanischen Museum zu Nürnberg, der deutschen Sprachgesellschaft zu Berlin 2c.

Wien, 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

Vorliegendes Lehrbuch über den deutschen Stil ist das Ergebniß einer dreißigjährigen Amtsthätigkeit, welche ausschließlich derselben Lehranstalt und an dieser demselben Lehrfache des deutschen Unterrichtes gewidmet gewesen ist. Dasselbe ist zugleich als eine Fortsetzung anzusehen des zweibändigen Werkes desselben Verfassers: „Deutsche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprechvermögens," welches 1853 bei Fr. Bassermann in Mannheim erschien; Neue Ausgabe in einem Bande 1863. Dieses Werk hat sich in Mützell's Gymnas. Zeitschr. 1862, Januarheft Pag. 44, also noch zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen das Zeugniß erworben: „daß sich mit ihm unter den praktischen Handbüchern für deutsche Stilistik keines an Originalität und Reichthum der Belehrung messen kann." Wird nun dasselbe, wie mir auswärtige Leser berichten, von seither erschienenen ähnlichen Schulbüchern mehrfach ausgeschrieben, so erweist sich eben hieraus die Richtigkeit jenes ihm ertheilten Zeugnisses, daß es reich genug ist, um Andere in Nahrung zu setzen. Dieselbe Beschaffenheit wird auch diesem neuen Werke nicht abzusprechen sein, dessen ganze innere Gliederung, die aus dem angehängten Specialregister sich übersichtlich ergiebt, dessen Auffindung und Darstellung aller mitgetheilten Arbeitsstoffe aus seinem eignen productiven Vermögen stammt und welches deswegen aus ähnlichen Schriften älteren

und neueren Schlages nichts zu entlehnen braucht. In so ferne nun dabei manches alte Geleise nicht mehr betreten oder absichtlich überschritten wird, mag dies der Gewohnheitskritik unbequem fallen und wir sind auf Widerspruch gefaßt; einem andern aber als dem wohl erwogenen Tadel ist in sämmtlichen Abschnitten des Werkes dadurch vorgebaut, daß dorten diejenigen Urtheile theils an die Spitze gestellt, theils in die einzelnen Ausarbeitungen mit verflochten sind, mit denen pädagogische Gewährsmänner das hier eingehaltene Verfahren bis in die Wahl und Behandlung der einzelnen Aufgaben hinein gutgeheißen haben. Und wo solche Zeugnisse hier im Einzelnen nicht weiter mehr beigebracht werden, da geschieht die Unterlassung unter dem ausdrücklichen Hinweis auf die „Arbeits-Entwürfe" in denen das darauf Bezügliche bereits einleuchtend genug vorgetragen ist. In so ferne also eben dorten z. B. die Theorie sehr einläßlich behandelt ist, aus der meine in dem vorliegenden Buche enthaltenen Fabeln entsprungen sind, oder dorten aus der Geschichte der Pädagogik das Recht nachgewiesen ist, das dieses Buch „dem Humor in der Schule" einräumt, in so ferne durfte hier eine nochmalige Rechtfertigung erspart bleiben und der dadurch gewonnene Raum auf das eigne Produkt verwendet werden. Jedes hier in Prosa- oder Versform mitgetheilte Beispiel, dem kein specieller Autorname beigefügt ist, fällt auf meine eigne Rechnung. Was man dabei im Einzelnen beanstanden und bemängeln will, muß ich wie jeder Andere, der seine Produkte zu Markte bringt, in schon erlernter Geduld ertragen. Nur vermenge man alsdann die ästhetischen Einwürfe gegen das Produkt, die jeglichem Belieben freistehen, nicht allenfalls mit pädagogischen und table den Lehrer nicht deshalb, weil er anstatt Fremdes zu entlehnen und nachzucorrigiren, Eignes producirt. Wir Lehrer alle werden uns doch einmal zu den Schützen rechnen müssen, die nicht bloß nach der Scheibe schießen, sondern auch ihr genießbares Stück Wild mit heimbringen wollen. Dieses angewendet auf den deutschen Stil, so ist derselbe längst keine Sache mehr einer nach Paragraphen abhandelnden Schultheorie, der gute deutsche Stil ist vielmehr eine

öffentliche Angelegenheit geworden. Daher behandelt vorliegendes Werk die von ihm aufgestellten metrischen Arbeiten gleichfalls nicht mehr als herkömmliche Geduldübungen der Schuljugend, sondern als eine an sich vorzügliche und unserm heutigen Bildungszustande unerläßliche Uebung in der Technik des Deutschschreibens.

Zum Schlusse bringe ich meinem geehrten Hrn. Verleger dafür den wärmsten Dank dar, daß er ein der Jugendbildung gewidmetes deutsches Lehrbuch in so preiswürdiger Ausstattung und Correctheit hat erscheinen lassen.

Der Verfasser.

General-Register.

Erste Abtheilung.

Gleichniß und Räthsel, Erweiterung und Umschreibung.

Gleichnisse.

Vorerklärendes nebst pädagogischen Zeugnissen.

Das gute Gleichniß bedarf wie alles Gesunde und Schöne des Ebenmaßes seiner Theile. Die richtige Metapher baut sich allein aus der logischen Richtigkeit und Schärfe der Gedankenentwicklung auf; je lichtvoller der Satzbau, um so maßvoller sein architektonisches Bild- und Schmuckwerk. Zu farbenreiche, zu vielseitige, kaleidoskopische Bilder, die einen nackten Prosasatz in ein prächtiges phantasievolles Gewand hüllen, verhüllen ihn auch in seiner sinnlichen Gestalt und seiner Begriffsschärfe, man sagt deshalb ganz treffend, sie seien schief, zu weit hergeholt, überspannt, schwülstig. Die Einbildungskraft muß durch Selbstdenken und richtige Muster zum Geschmack erzogen werden. Nach anderem mehr praktischem Sinne erklärt sich hierüber Rückert, Weish. des Brahman. Bd. 6, S. 262:

> Wann ist ein Gleichniß gut? wenn man so weit es führt,
> Als sein Vermögen reicht und man die Wirkung spürt.
> Wenn es zu früh stehn bleibt, erscheint es schwach und zahm;
> Und wenn zu weit mans treibt, wird es bekanntlich lahm.
> Die Näh' zerstört den Schein, von fern ist Alles gleich,
> In rechter Mitte nur ist es beziehungsreich.

Schillers Sachenräthsel über das Auge, den Pflug, den Regenbogen, sind zugleich anerkannte Muster des geschmackvoll durchgeführten Gleichnisses. Zuweilen erhebt sich das Gleichniß zum Range der epischen Handlung, ohne bei dieser neuen Ausdehnung seine künstlerische Begrenztheit zu

überschreiten. Ein bekanntes Beispiel dieser Art steht Ilias 2, 455—484; dies ist ein Gleichnißkörper von sechserlei Gliedern, deren in einander spielender Organismus außer dem Thatsächlichen, das darin veranschaulicht wird, auch noch die Grazie der Bewegung vor Augen legt, mit welcher der geschilderte Vorgang sich vollzieht. Auch einige ähnliche Stellen aus unserer deutschen Dichtung dürfen hier rühmend hervorgehoben werden; darunter gehört der Anfang des VII. Gesanges von Göthes Hermann und Dorothea.

Ferner in Klopstocks Ode Bardale die Schilderung des Auges der geliebten Fanny; hier wird die Klarheit des Mädchenauges gemessen an dem Bilde eines Knaben, der auf dem Zweige eines erkletterten Baumes über dem Flusse schwebt und drunten in krystallner Woge sich selbst abgespiegelt erblickt. Mitten in seiner Beweglichkeit gewinnt dieses Bild malerisches Colorit und Zeitdauer. Wohl noch preiswürdiger ist ein Gleichniß, in welchem neben diesen Vorzügen der inneren Handlung zugleich die zartsinnige Frömmigkeit des Dichters selbst abgebildet ist. In Klopstocks Messiade, Gesang 3, Vers 319 schickt der betende Heiland sich zum Leiden und Sterben an, indeß wenige Schritte von ihm die Jünger am Oelberge eingeschlummert sind. Drei Engel nähern sich dem schlafenden Johannes, betrachten seine Züge und zaudern, trotz der drängenden Stunde, ihn aufzuwecken:

> Also stehen drei Brüder um eine geliebtere Schwester
> Zärtlich herum, wenn sie auf weich verbreiteten Blumen
> Sorglos schläft und in blühender Jugend Unsterblichen gleichet.
> Ach, sie weiß es noch nicht, daß ihrem redlichen Vater
> Seiner Tugenden Ende sich naht. Ihr dieses zu sagen,
> Kamen die Brüder, allein sie sehen sie schlummern, und schweigen.

1. Menschen und Uhren.

Ein Gleichnißspruch.

Menschen sind lebende Uhren; die einen verrichten im schmalsten Raume ihre Wunder der Pünktlichkeit; „mit kristallnem Gehäuse und Zifferblatt, zeigen sie den Stundenlauf und lassen das Räder- und Federwerk zugleich erkennen, das sie treibt." (Göthe im Wilh. Meister.) Die andern sind die Umschweifigkeit selbst, grobe Schwarzwälder Wanduhren, die für ihren trägen Perpendikel, für ihr Ketten- und Gewichtwerk eines stubenhohen Wandkastens bedürfen. Ihre höchste Leistung besteht in dem hölzernen Kukuksruf, den sie zur Essenszeit ertönen lassen. Andere sind Sanduhren

von trägstem Mechanismus, man muß sie jede Stunde wieder auf den Kopf stellen. Diesen sitzt das Uhrwerk im Magen, sie haben nur Mittags- und Hungerstunden, jenen sitzt's im Munde, es sind Repetier- und Spieluhren; andere haben gar ein Rädchen zu viel im Kopfe, es sind Stockuhren mit ewigem Ticktack, stetem Stundenschlag und Rädergerassel, die gleichwohl ewig falschgehen. Ihrer jede bedarf eines anderen Uhrschlüssels, aber zu mancher ist derselbe entweder längst verloren, oder noch gar nicht gefunden.

2. Der Schiffskörper als Roßkörper.

Beschreibendes Sachenräthsel.

Ein hölzern Rößlein rennt dahin
auf endlos grünen Räumen,
Da weidet es kein Hälmchen Gras
und wird nur satt von Schäumen.

Das Meerschiff wird im Alterthum als Meerthier gedacht, genannt Meerroß oder Schwan. Es begegnet auf seiner Fahrt ähnlichen Hindernissen, Fährlichkeiten und Lustbarkeiten, wie das über weite unbewohnte Strecken rennende Steppenroß. Wie sein zweites Selbst folgt dem Gaucho, dem Laut seiner Stimme, dem Wink des Zügels, dem Druck des Schenkels, das Pferd über die Pampas; im Galopp gehts über die meilenweiten grünen Wellen der unbegrenzten Ebene, flach, still und öde wie die See; im Galopp vorbei am Rancho, der am fernsten Horizont auftaucht, um sich wieder in der öden Weite zu verlieren; so weit die Stimme schallt, das Auge reicht, nichts als der Himmel und das Steppenmeer. Hier erfüllt uns der Stolz des Alleinseins in unermeßlichen Räumen, des willkürlichen Schweifens in unbeschränkter Freiheit und nach ungebundenem Willen. Frei sein, heißt hier allein sein. So weiß auch der Seemann, der mit dem Sturme kämpft, nichts von dem ihm angedichteten Gefühle der eigenen Schwäche und Hilflosigkeit, in der man ihn wie einen Spielball zwischen den ringenden Gewalten zu sehen meint. Kalt berechnet er die Kräfte, über die er gebietet und denen er zu widerstehen hat. Wenn die mächtige Welle vor dem Winde daherrollt, die man lange nahen gesehen, bemißt er ruhig Zeit und Raum, damit der Druck auf das Steuerrad rechtzeitig das Schiff in den Wind dreht, und es die See mit seinem starken Bug aufnimmt, wie der Stier seinen Feind mit den Hörnern. Wohl kann dann der Sturm auch seiner Brust einen Schrei entlocken, aber nicht die Furcht preßt ihn aus, son-

dern jene berauschende Lust des Kampfes, die Gewißheit, mitten im Aufruhr der Natur das diesem innewohnende Gesetz zu begreifen, durch dessen Kenntniß man über den Gewalten steht. Sie können uns zerschmettern, nicht aber zwingen, uns vor ihnen zu beugen.

Diese verschiedenen Hemmnisse für Roß und Schiff müssen im naturgemäßen Gleichnisse (d. i. im Gleichgewichte) zwischen den festländischen und den Meeresdingen vorgetragen werden, aber zugleich durch den scheinbaren Widerspruch reizen, den sie gegen die Natur der Dinge aufstellen. Das Steuerruder wird zum hölzernen Zügel, der zweizackige Anker zum Steigbügel, das Segel zur Schabrake, der mitschwimmende Seehund zum nebenan laufenden Stallhund, das Schnauben des Dampfers zum schnaubenden dampfenden Hengste, sein Verschlagensein zur See zum blitzscheu durchgehenden Thiere.

3. Der Spielwürfel.

Ein beschreibendes Sachenräthsel.

Konrad von Haslau, ums Jahr 1290, beschreibt in seinem Spruchgedicht der Jüngling (Haupt, Zeitschrift 8, 559) den Spielwürfel:

Ich hâns gehoeret und gesehen,
waz wirde dem würfel ist geschehen.
ich sach in grüezen unde im nîgen
des gewin von im begunde stîgen.
ich sach in küssen, triuten, loben,
ê er in den biutel wurde geschoben.
mir ist sîn schande wol ouch bekant,
in sluoc einer mit blozer hant,
daz er alle viere von im rakte
unde im in der hant bestakte.
als manec ecke der würfel hât,
als manegiu nôt in bestât:
derselb der dâ wirt guotes bar,
der kan sich balde an in rechen:
er begint in d' ougen ûz brechen
und hebet ein tobelîch geschrei;
den andern bîzet er enzwei,
den dritten müscht *) er mit einem stein.
die nôt lîdet daz ohsenbein!

*) Zermalmt.

Dreimal sieben ist Einundzwanzig.

Andere Behandlungsweise desselben Themas: der Spielwürfel:

Dreimal sieben ist einundzwanzig,
Dies ist wahr und ausgemacht;
Also wird ein Räthsel drüber
Federleicht heraus gebracht.
Sag' ich aber, es ist beinern,
Es ist Ochs und Elefant,
Es ist gläsern, marmorsteinern,
Männerernst und Kindertand;
Es ist, wo sich nur ein Händchen,
Nur ein Tisch und Becher findet,
Stets aufs Angesicht gefallen,
Stets auf jedem Aug' erblindet:
Nun dann würden alle Leute
Lachen von Paris bis Danzig,
Wenn noch Jemand rathen wollte:
Dreimal sieben ist einundzwanzig.

Wenn ein Drechsler in Kalkutta
Elefantenknochen dreht,
Aber stracks ein Schweizerochse
Ihm am Haus vorüber geht;
Wenn vorbei beim deutschen Drechsler
Ein schneeweißer Elefant
Uebers Danziger Straßenpflaster
Geht, als wärs auf Gangessand:
Wirds die beiden Drechslermeister
Gleich in allen Fingern kitzeln,
Der will Gangeselefanten,
Jener Schweizerochsen schnitzeln;
Also geht auf allen Vieren
Von Kalkutta bis nach Danzig
Unser Einmaleins spazieren:
Dreimal sieben ist einundzwanzig.

4. Der Magen.

Plurimum tamen negotii alvus exhibet, cujus causa major pars mortalium vivit. Pessimum corporum vas instat ut creditor et saepius die appellat. Hujus gratia praecipue avaritia expeditur:

huic luxuria conditur: huic navigatur ad Phasin: huic profundi vada exquiruntur. Plinius 26, 8. —

Fortis et in se ipso totus teres atque rotundus. Horat. Sat. II. 7, 86.

5. Die Zunge

in einer Reihe inhaltlich sich steigernder und dadurch einen Abschluß gewinnender Gleichnißsätze, dargestellt als Sachenräthsel.

Ich liege in einer finsteren Kammer an einem fleischernen Zaum hinter einem beinernen Zaun. Ich bin genäschig wie ein Mundkoch, spitzfindig wie ein Recensent, speichelleckerisch wie ein Hofschranze, widerbellend wie ein Hund und scharf wie ein Schwert. Ich bin der eingefleischteste Händelstifter; Zwietracht und Krieg, Haus- und Landfriedensbruch ist mein Metier. Und gleichwohl schließen die streitenden Parteien nur auf meine Versicherung hin wieder Frieden. Ich sollte demnach wohl von großer Beredsamkeit sein, allein mein Organ ist für jeden Vokal stumm und befaßt sich nur mit Consonanten. So bin ich immer mein eigenes Gegentheil, mein Selbstwiderspruch gewesen. Im Anbeginne der Welt hatte ich nur Eine Gestalt, jetzt habe ich tausendfache angenommen; im Anbeginn war ich der Menschen einziger Wundarzt, jetzt hängen sie mich zum Räuchern in den Kamin. Als neulich der Hausarzt herbei kam, weil mein Herr eben unbaß war, befragte er nicht zuerst den Patienten, sondern mich über dessen Befinden. Statt aller Antwort fuhr ich plötzlich aus meinem Stall heraus und dem Doktor fast ins Gesicht. Hätte ich mir diese Unart zu einer andern Zeit erlaubt, so hätte der Doktor uns Beiden sogleich den Rücken gekehrt; diesmal aber war er äußerst zufrieden mit mir und so wurde denn auch mein Herr in kürzester Frist wieder hergestellt. In den Städten Aalen und Basel gelang mir der gleiche Streich weitaus am besten, man ernannte mich dorten dafür zum König und stellte meine Büste gekrönt aufs Stadtthor. Ohne Grund hat man mich dann in der Neuzeit wieder entfernt, denn auch dorten bin ich noch immer der Herr über Tod und Leben. Ich mische mich ins Größte und Kleinste, ich gehöre mit zum Bundschuh und zum letzten Strich der Meeresküsten; ich bin die Seele der Goldwage, der Kleiderschnalle und das Mittel zum Allelujahgesang der Engel. Ich bin im Stande mich mit dem stärksten Drescher zu messen, ohne Ermüden dresche ich ihm sein leeres Stroh noch einmal nach. So treib ich's oft ein

halbes Jahrhundert lang vor aller Welt, nicht ohne allerlei Ehren und Titel. Da plötzlich erscheint mein unerwarteter Meister, ich fange elend an zu stocken, zu stolpern und zu hinken und denke an meine Grabschrift. Diese steht bereits in Hamlet: der Rest sei Schweigen!

6. Nessel und Schlange.

Ein beschreibendes Sachenräthsel in zwei zehnzeiligen Strophen. Inhalt der ersten Strophe: die heimtückisch lauernde und stechende Natter wird der Störefried auf sommerlichen Spaziergängen. Zweite Strophe: Ihre gleichtückische Schwester ist die Brennessel.

Wem wäre die Schwester von ihr nicht bekannt?
Wer hätte nicht schon sich die Finger verbrannt,
Wer hat sich, von heiteren Spielen ergötzt,
Nicht plötzlich in feurige Büsche gesetzt?
Auf jedem Spaziergang im Herbst oder Lenz
Ertönt das Geschrei: Flieht, Kinder, da brennt's!
Man hält auf der Wiese ein frohes Gelag,
Gleich lauert die Heuchlerin hinter dem Hag,
Und schließt man in Garten und Mauer sich ein,
So stengelt sie über die Mauer herein.

7. Die Säule.

Nach Gestalt und Zweck verschieden, dargestellt in einer Reihe entsprechender Gleichnisse.

Sie trägt als angestrengter männischer Atlante ihre Last, die Hände auf beide Seiten gewaltsam aufstützend;

ebenso als weibliche Karyatide, die duldsam und gefaßten Gemüthes mit gesenkten Händen die Bürde trägt. Nur die Frauen können mit voller Fassung und Freude viel ertragen, äußerte Sophie von La Roche. Böttiger, Literar. Zeitgenoss. 1, 246. Die mit Würde duldende Jungfrau Gudrun, die treu und weise ausdauernde Penelope.

Die in der unbewohnten Landschaft oder unter Ruinen übrig gebliebene Säule: eine vereinsamte Witwe. In Wilh. v. Humboldts Sonetten (Gesamm. Werke 4, 375) kommt eben diese Seite des Sinnbildes zur Darstellung:

Und wenn nun sanken des Palastes Mauern,
Sie von Gebüsch umranket, einsam stehet,
Wo Dach einst lieblich schützte, Sturm nun wehet:
Sieht man, des Schmucks beraubt, sie einsam trauern.
So führt, von Mann und Kindern sonst umgeben,
Verwaistes Weib ein gramversunknes Leben.

Die zwecklos stehende Säule: ein lächerlicher Aufdringling, ein gespreizter Prahler, ein Geldbrotze. „Der Stolz ist auch ein Bildhauer, er kann Salzsäulen machen, an denen die Kruste der Selbstgerechtigkeit immer dichter wird." Lobstein, Tägl. Weckstimm. 1855, 46.

Die Schandsäule des Prangers.

Die Martersäule im Ackerfelde.

Die Gedenksäule, ein siegsverkündender Herold oder ein höfischer Wohldiener.

Die Weg- und Stundensäule: ein überflüssiger Moralist und entbehrlicher Büchergelehrter. In Sebast. Brants Narrenschiff:

Die Hand, so an dem wegscheidt staht,
Die zeigt ein'n weg, den sie nit gat.

In Knebels literar. Nachlaß (ed. Minister v. Altenstein):

Gleich dem Arme von Holz, der Anderen zeiget die Straße,
Die er selber nicht kennt, nie zu durchwandern begehrt:
Steh ich und zeige den Weg zur Wissenschaft, Tugend und Ehre;
Steif ist mein Arm, er steht Jedem, der Richtung ihm gibt.

Eine Schülerarbeit, welche, statt persönliche Vorstellungen zu entwickeln, den halben Haufen zusammen gelesener Stellen aus schon vorhandenen Beispielsammlungen als neues Produkt einreiht, gleicht jenem verirrten Kutscher, welcher des Lesens unkundig, die Arme des Wegweisers mit einander aushebt und sie seinem im Wagen sitzenden Herrn zur beliebigen Auswahl vorlegt.

8. Der Leihbibliothekar.

Ein erzählendes Räthsel.

Der Büchermarkt zu Leipzig verwahrt in seinen Gewölben eine Heerschaar verwünschter Spukgeister. Diese erweckt man aus ihrem Schlummer, so oft die trägen Menschengeister sich einem gleichen überlassen wollen. Wie ein anderer Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, tritt der Buchhändler in das Lager dieser Unterirdischen, überzählt sie Stück um Stück, nummerirt sie bis auf Eintausend, uniformt sie in Grau mit gelbledernem Rücken und läßt sie dann bei Nacht und Nebel regimenterweise ins Nachbarländchen einrücken. Die Marschkosten sind lächerlich gering; mit einem Kreuzer löhnt man täglich den Einzelmann ab, mit einhundert Thaler kauft man eine

ganze Kompagnie. Nun kommt die Feilheit dieser Reisläufer auch dem Buchbinder zu Ohren, welcher auf ihrer Marschlinie in seinem Katzenfingen und Flachsenfingen wohnhaft ist. Schnell schließt er mit ihnen einen Vertrag ab. Er gibt ihnen in seiner leerstehenden Werkstatt Quartier, stellt sie frisch in Reih und Glied und schickt sie nun das ganze Jahr kehrum in alle Nachbarhäuser, um sie auch hier tagtäglich für einen Kreuzer abexercieren zu lassen. Was ihnen darüber an der Montur in Stücke geht, flickt er daheim wieder aus; die ganz invalid Gewordenen aber schickt er auf der Krebsfuhre wieder in die Winterquartiere nach Leipzig zurück an ihren alten Xerxes, worauf dieser mit orientalischem Gleichmuth sie einstampfen läßt und zermalmen im Holländer.

9. Die scherzhaften Königreiche.

Sachenräthsel.

Es gibt Zaunkönige, Bienen- und Rattenkönige; dazu Karten-, Wappen-, Schützen-, Zigeuner-, Lällenkönige, Bohnen-, Mai- und Pfingstkönige, Kegel-, Pfeifer- und Keßlerkönige.

10. Das Gabelkabinet.

Sachenräthsel.

Die contrastirende Heu- und Stimmgabel, Mist- und Tischgabel.

11. Die Gebrüder Salz und Pfeffer.

Sachenräthsel.

Der eine ein Europäer, der andere ein Neger; der eine kühl, der andere hitzig, beide in zwei Kristallschlößchen zusammenwohnend. Ihre Stiefbrüder: Hasenpfeffer, Mauerpfeffer und der Erzieher Salzmann in Schnepfenthal.

12. Das Wörterbuch, ein Wirr- und Strudelkopf.

Sachenräthsel.

Es stellt den Gemeinen vor dem Obersten, und kommt in das Aufwachen noch vor dem Einschlafen.

13. Silbenräthsel über Windbeutel, Waldhorn, Elfenbein, Fensterglas.

Ausführung.

Mein erstes findest du an jedem Haus,
Mein zweites steht bei jeder Flasche Wein.
Zum Ersten guckt durchs Zweite man hinaus
Und guckt ins Zweite oft zu tief hinein.

14. Buchstabenräthsel über das R.

Es ist in der Thüre und nicht im Haus,
Spaziert mit der Ratte und nicht mit der Maus.
Es steckt in der Erde und nicht in der Welt,
Cursiert mit dem Thaler, doch nicht mit dem Geld.
Du trägst es im Ohr und nicht im Gesicht,
Erblickst's in der Kerze und niemals im Licht.
Nicht Vater noch Mutter vererben's dem Sohn,
Doch haben die Töchter von selber es schon.
Es geht in den Teller, doch nicht in die Pfann',
Hat Platz in der Frau und keinen im Mann,
Nun rath es, wer's errathen kann!

Anhang. Sachen-, Sylben- oder auch Buchstabenräthsel zu bilden, geben besonders die redenden Namen unserer Autoren einen den Verstand reizenden Anlaß. Die nachfolgenden gehören den Epigrammatikern Fr. Haug und Carl Schall an.

Göthe.

Du hoher Sänger, bist geweihten Seelen
Ein Genius fürwahr,
Doch wenn ein Buchstab oder zwei dir fehlen,
Ein Fremdling, ein Barbar.

(Gothe, Gete).

Herder.

Mein Ganzes war ein hoher Geist,
Geliebt von Jean Paul und Apoll,
Lichtschaffender Gedanken voll,
Den noch die späte Nachwelt preist.
Nehmt ihr mein letztes Zeichen hin,
So drohn Zerstreutheit und Gefahr,
Wenn ich geleit- und schutzlos bin.
Fehlt noch mein erstes Zeichen gar,

So bin ich lieb= und segenreich,
Bin hold und unentbehrlich euch,
So gelt' als Tod und Leben ich,
So tretet ihr mit Füßen mich.

Herde und Erde.

Klopstock.

Damit ich Sinn dem ersten abgewann,
Träumt' ich zwei Zeichen ohne Sinn voran,
Und vor mir stand ein Riese des Vulkan.
Mein Zweites dient zum Spiele, Ritt und Sitze,
Zur Wohnung, Strafe, Wehr' und Stütze.
Mein Ganzes ist ein wahrer Dichter,
Den Alemannia mit Ehrfurcht nennt;
Verachtet seist du, Splitterrichter,
Der seinen Genius verkennt!

(Cy=) Klop= stock.

Lichtenberg.

Mein Erstes heißt Entlasten, Helle geben,
Ausleeren, in die Höhe heben.
Mein Zweites ist hier klein, dort colossal,
Zu Land und Wasser, doch in keinem Thal.
Mein Ganzes, o Natur, dein Forscher und dein Freund,
Hat Laune mit Gelehrsamkeit vereint.

Jean Paul Friedrich Richter.

Mein erstes Wort ist ein Ueberfluß,
Den unser Johann verdrängen muß;
Mein Zweites ein Kaiser neuerer Zeit
Und ein Apostel voll Heiligkeit;
Mein Drittes ein Autor, gekannt von euch,
Ein Philosoph und ein König zugleich;
Mein Viertes ein Richter und kein Richter,
Mein Ganzes ein genialer Dichter.

Lavater.

Aus eines Innern Glut und Streite
Dringt wild hervor die Erste und die Zweite;
Da wendet der Bedrohten Bitte
Sich an die Zweite flehend und die Dritte.
Dem Ganzen ist nicht ganz zu trauen,
Wenn er im Äußern Innres will erschauen.

15. Die Erweiterung und Umschreibung.

Vorerklärendes in Beispielen.

Sie verhält sich zum eigentlichen Hervorbringen, wie das Finden zum Erfinden. „Es ist leicht, zu dem Gefundenen etwas hinzuzufügen.“ Weish. Salom. — Gedanken erregen wieder Gedanken, ein Bild regt Vorstellungen zu neuen Bildern an. Unser alleiniges Geschäft ist es, sie zu ordnen, in Gedankenparallelen und Verwandschaftsreihen oder in feste Gegensätze zu bringen, und sie als die Anschauung des uns selbst Überzeugenden befriedigt vor Augen zu haben. Aus dem bloßen Einfall machen wir so eine bleibende Idee; das Geringfügige oder das durch Gebrauch schon Trivialgewordene gewinnt durch seine Verbindung mit weiter strebenden Vorstellungen neue Stärke, neue Berechtigung, frische Wirkung. Wie es dem erwachenden Kinde etwas Angenehmes ist, die willkürlichen Erscheinungen zu ordnen und zu erzählen, die seinen Traum ausgemacht haben, so versuchen wir das Gleiche: Einen und denselben Begriff in seinen wechselnden verwandtschaftlichen Bildern und Sinnbildern durchzuführen.

Was ist meiner Genügsamkeit das Liebere?

Rückerts Uebers. der arab. Volkslieder der Hamasa 1, 246 läßt einen einfachen Naturmenschen dieselbe Frage stellen und also beantworten:

Ein Wollenkleid und frei das Herz von Leide,
Ist lieber mir als ein Gewand von Seide.

Hierauf folgt des Arabers windumsaustes Wüstenzelt, entgegen dem Palast der reichen Städte; sein harttrabendes Kameel gegenüber dem feinfüßigen Maulthier; sein heiser bellender Zelthund gegenüber der Festmusik der Reichen, sein Bissen Gerstenbrot gegenüber dem Leckerbissen bei Hofe. Wendet die Hamasa diesen Gedanken nur auf ein einziges Object an, z. B. nur auf das einfache Wollenhemd des genügsamen Arabers allein, und dreht sich also der Gedanke nur um die Tracht, anstatt um das ganze Leben des in der Wüste sich aufhaltenden, so drückt sich dies ebendaselbst also aus:

Des Mannes Werth ist nicht im Kleide,
Und ob er geht in Gold und Seide;
Des Mannes Werth ist im Gemüthe
Und in der angestammten Güte.

Wir stehen damit also bei der Widerlegung unseres eigenen Sprichwortes ‚Kleider machen Leute.‘ Die dahin einschlägige Gedankenreihe lautet:

Das Kleid macht nicht den Mann.
„Doch höher und wahrlich herzlicher schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.“
Bürgers Braver Mann.

Das Kleid ziert den Mann, wer's hat, der ziehts an.
Das Kleid will getragen sein, sonst kommen Schaben drein.
Aus Feiertagskleidern werden bald Alltagshosen.
Ein Rock und ein Gott!

Senne, Indianer, Beduine und Jäger dienen der Reihe nach dazu, mit ihrer Lebensweise auszudrücken, wohin die dem genügsamen Naturmenschen freigestellte Wahl geht. Dies wird in gereimten Zweizeilen mittels verwandtschaftlicher oder gegensätzlich gefundener Sinnbilder ausgesprochen.

Wechsel und Flüchtigkeit von Zeit, Lage und Schicksal werden vom Sprichwort und Volkslied also variirt:

Heute roth, morgen todt,
Heut ein Herr, morgen auf der Stör.
Heute hoch, morgen ins Loch.
Heute reich, morgen als Leich.
Heute Hui, morgen Pfui.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen.

Verschiedenheit der Stände, Beschäftigung, Liebhabereien, Plane, Wünsche:

Man kennt den Müller am Metzen,
Den Schneider am gestohlenen Fetzen,
Den Töpfer an Lehm und Koth,
Den wahren Freund in der Noth,
Und was ein Hafen gewesen,
Entdeckt man beim Scherbenlesen.

16. Daheim.

Wo ist jemals Poesie gediehen als in der traulichen friedlichen Heimat? Wo ist Poesie nur möglich als in dem stillen Gefühle des Zuhausefeins oder in der schmerzlichen Sehnsucht nach dem Herd und den Gräbern der Väter? Was wäre die Odyssee ohne Ithaka im Hintergrunde, was die Ilias ohne den Schmerz der Troer um der Väter heilige Stadt, was Gudrun ohne die Klage der Verlassenen am Strande um die liebe Mutter?

Unser deutsches Wanderlied ist dieser süßen Schmerzen voll: „Der Baum, der steht im Odenwald, und ich bin in der Schweiz.“

Aus Vilmars Schulreden, no. 9. — Das fremde Land ist eine Schwarzbeere, das eigene Land eine Erdbeere; der Mutter Ruthe ist besser als des Fremden Weißbrot. Finnische Sprichwörter von Bertram, Jenseits der Scheren, 1854.

Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
Nicht nur, weil ich von je die Heimat fleißig betrachtet,
Jegliches eingeprägt den leicht vergeßlichen Sinnen,
Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
Busch und Baum als Verwandte mir wies, und jeglichen Hügel,
Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte.

Mögen Andere so in anderm Boden gedeihen,
Daß ich in ihrem Gesang, in treuem Spiegel, erschaue,
Was mir der eigne versagt; doch wenn sie es freventlich vorzieh'n,
In das Blaue zu schweifen, wo Boden und Wurzel versagt ist,
Und ihr Land zu verschmähn — sie mögen's auf ihre Gefahr thun.
Freilich könnt' ich dir auch mit zweier Beschreibungen Hilfe
Eine dritte verfassen, die glatt und geschmeidig sich läse;
Aber ich lieb' es nicht, mit fremden Brillen zu sehen
Und durch Reisebücher und Anschaun ferne gesandter
Warenballen mit Noth die Phantasie zu befruchten;
Denn das Erhabene wohnt nicht im Raume, und eine behende
Einbildung, die über den Raum geographisch umherstreift,
Ist noch nicht Poesie. Was hilft es euch denn, bei Apollo!
Wenn ihr spazieren geht und Arabien, Indien, China,
Madagascar und Fez und Marokk und eine gereimte
Länder- und Völkerkunde dem staunenden Publikum auftischt?
Redet, was habt ihr davon, und noch mehr, was nützt es dem Volke?

Wie dem Propheten der Herr nicht im Sturm erschien und Tumulte,
Sondern im sanften Säuseln, das leise die Blätter bewegte,
So auch die Poesie: wenn sie nicht mit euch Abends zu Bett geht,
Morgens mit euch aufsteht, im Zimmerlein sitzt, mit der Sonne
Durch die Fenster euch scheint und das kleinste Geräthe vergoldet,
Siehe, dann habt ihr sie nicht, und vergebens sucht ihr die Welt aus;
Denn der Himmel ist überall gleich, und das Wundergeheimniß
Wohnt in Arabien nicht und nicht bei den Löwen der Wüste.
Doch ihr verachtet es stets, dem ganz einfältigen Nächsten
Einen Blick zu schenken und scheinbar prosaische Stoffe
Zum Triumphe der Kunst zu bewältigen. Faßt das gemeine
Tägliche Leben an, das dumpf an dem Menschen vorbeigeht,

Leuchtet mit euren Lichtern hinein, und der nimmer gekannte
Glanz wird die Augen blenden, und tröstlich die Herzen erquicken.
Aber das dünkt euch gering; wohlwollendes Lächeln, wenn's hoch kommt,
Habt ihr dafür; doch versuchts, es ist nicht so leicht, wie es aussieht.
Schwer scheint Manches zu sein, doch wenn man's bei Lichte betrachtet,
Braucht es dazu nicht Talent, noch Fleiß, noch Kunst, noch Erfindung.

Hermann Kurz, Gedichte. —

Daheim, daheim ist unser Eden, im Elternhaus; im Heimatfrieden ist unser Paradies; daheim ist unsrer Kindheit guter Engel, ist unsrer Jugendliebe Genius für uns wach! Im Heimatsorte, in dem Kirchlein unsers stillen Dorfes, an dem Heimatsboden unseres Städtchens weilt der Segen unserer Eltern; die Gebete unserer Mutter, ihrer Seele Hauch führt uns der Lufthauch zu.

Hier auf dieser Erdenscholle lernt' ich beten; hier will ich arbeiten. Hier hab' ich den Anfang genommen, hier will ich enden; hier fiel ich mit meiner Mutter in Gebeten nieder, hier leget mich gänzlich zu meinen Vätern in mein Grab.

Bog. Goltz, Menschendasein 1, 216. —

17. Vorstellungen im Schlafe.

Im Schlafe hast du nichts als leere Bilder,
Die Tempel und die Götter alle sind
Dir nur ein Traum, ein Lamm und Wolf dir gleich.
So bist du ohne Willen, ohne Schuld,
So ohne Glauben, ohne Aberglauben.
Ein heller Stein wird dir ein großer Vollmond.
Und selbst die frömmsten, weisesten der Menschen,
Die mächtigsten, die frechsten Könige,
Sie alle werden in der Nacht was du,
Und Alle werden alle Nächte das
Millionenweis' ihr halbes Leben lang.

L. Schefer, Weltpriester S. 172.

18. Erste Eindrücke.

Was Einer nicht genossen in der Jugend
Als Jugendglück, das wird er nie genießen.

Ein Hut voll Kirschen ist ein Himmelreich
Dem Knaben, und ein Hut voll Diamanten
Dem Sterbenden nicht eines Lächelns werth.

Von allen guten Dingen ist das Erste
Das Köstlichste; dem Kinde ist sogar schon
Die erste Birne eine neue Welt.

Der erste Strom, der ihm vor Augen wallet,
Ist ihm das Wunder, daß der zarte Aether
Aus blauen Höhen hier auf Erden fließt.

Ibid. S. 240.

19. Umschreibung des Begriffes Wort,

nach seiner sprachlichen, sittlichen und geschichtlichen Substanz.

Sprichwörter.

Ein Mann, ein Wort. Griechisch: Des Mannes Wort ist der Schatten seiner That. — Gut Wort, findt gut Ort. — Krut, Stein und Wort hant an Kräften großen Hort (Fridank). — Den Ochsen faßt man am Horn, den Mann beim Wort. — Bei der Rede erkenn ich den Thoren, den Esel an Schwanz und Ohren. — Worte backen nicht Küchlein. — Worte sind gut, aber Hühner legen Eier. (Eiselein, Sprichwört. 650.)

Rinne, Stillehre 1, 173: Das Wort ist der feinste und bestimmteste Materialismus der Seele. Es ist die geprägte Münze mit dem Wappen der Nation und dem Bildnisse der Gegenwart. Es ist eine aufgeschossene Wunderpflanze mit dem Thau eines Lebens und dem Duft eines Herzens. Es ist ein Geist, der sich auf die bloße Gedankenformel des Meisters einstellt. Es ist scharf wie ein Schwert, lieblich wie Balsam. Dem rechten Worte öffnen sich die geheimsten Schränke des Herzens, die verborgenen Fachwerke der Seele, es zaubert. —

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank darzu haben.

Luthers Feste Burg.

20. Für dich!

In einem Wort, ihr Freunde, liegt das Glück.
Für dich! ruft eine Mutter aus und stirbt
Für ihre Kinder. Für den Ehegemahl
Arbeitet, duldet, mühet sich das Weib;
Für Weib und Kinder der Gemahl und Vater;
Für seinen Freund der Freund; fürs Vaterland
Der Tapfere und Weise; für die Nachwelt,
Auch wider Willen, lebt und stirbt der Mensch.
Niemand ist glücklich als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Mühe Lohn
Im andern froh und unerkannt genießt.
Das Zauberwort der Liebe heißt: „Für dich!"

J. G. Herder.

21. Der Fleiß nach tausend Jahren.

Was hör' ich rauschen in der Wüstenei?
Ein neuer Quell? wer rief den Quell herbei?
Der Fleiß, ein Wunderstab in Menschenhand,
Grub ihn hervor; nun wird die Wüste Land,
Nun steht in Blumen selbst die Felsenwand.
Betrüger ziehn nicht mehr die Welt umher,
Blutsauger nicht mehr auf dem freien Meer,
Von Unterdrückung, wie von Heuchelei,
Von Wahn und Bosheit ist die Erde frei.
Und Lust zum Guten, wie die Meeresfluth
Bedeckt die Welt, der Mensch ist wieder gut.
Was Recht und Wahrheit jedem Herzen pries,
Was Treu und Liebe jeden hoffen hieß,
Ist wahr, die Erde wird ein Paradis.

J. G. Herder.

22. Jeder hat besondere Reliquien zu verehren.

Nämlich: religiöse, kirchliche, geschichtliche, wissenschaftliche, künstlerische, heimatliche, familiäre, freundschaftliche, ideellgedachte.

Reliquien
Sind selber noch bewohnte ganze Städte
Mit vielen tausend Klausnern jetzt darin.
Der Mensch ist selbst die heilige Reliquie
Von seinem Vater und von seiner Mutter.
Nicht nur das theure Haar, das er der Todten,
Sanftweinend, schonendsanft vom Haupt geschnitten —
Das Haar auf seinem blühenden Haupte selbst,
Die Finger seiner Hand, die er beschaut,
Als Wunderwerke, — sind Reliquien.
Der Pflug, womit der Vater einst gepflügt,
Der alte Birnbaum, den dein Vater setzte;
Der alte Seiger an der Wand, der Kukuk,
Der über seine Wiege schon gerufen;
Der goldne Trauring, der von Sohn zu Sohn geht,
Großmutters perlenschönes Kinderzähnchen;
Das Glas, woraus die kranke Mutter trank,
Die letzten Fäden Garn noch auf der Spule,
Die alte Sonntagsbrille im Gebetbuch —
Das sind die sel'gen Dinge, — selig fühlend
Die Welt sich zu verklären.

L. Schefer, Weltpriester 277.

23. Was ist eine Großthat?

Ein eichener Pfahl zu einem Rost in den Sumpf,
ein tragender Balken auf falschen Wassern,
ein Schiff im Meer und im Schiffbruch ein rettendes Brett.
Heldenthaten sind ein Leuchtthurm auf dem Felsen,
ein gothisches Münster in der Ebene,
ein fruchtbares Donnerwetter, ein lebendiger Samen
zu neuen Geistern, Welten und Charaktermenschen.

Bog. Goltz, Menschendasein 1, 295.

24. Ein König sein!

Ein König sein, welch höchstes Vaterglück!
Ein Vater sein von vielen tausend Vätern,
Von Bergen voller Heerden, und von Wäldern
Voll Wild; von Thal und Feld, von Quell und Strom.
Ein König und ein guter Vater noch
Des jungen Rehes und des armen Häschens,
Des kleinsten Bäumchens, das am Wege steht.
Durch ordnende, beschützende Gewalt,
Durch treue Hand — — — die jeden Schläfer
Bewacht; die alle kleinen Kinder früh
Zur Schule führt; Bedrängten Tempel öffnet,
Den Kranken Helfer schickt, den Armen Brod;
Den Todten heilig noch ihr Grab beschützt,
Und noch die Linde feyt an ihrem Hügel,
Damit nicht eines weint von allen Kindern.
Denn Freude ist des Lebens höchster Schatz,
Ein stummer Wald, ein todter Bienenstock,
Ein traurig Volk . . . graust selbst die Sonne an.

L. Schefer, Weltpriester, S. 79. —

25. Du siehst die Welt, wie du sie denkst.

Dem Frohen ist die Welt ein Tisch voll Wein;
Dem Mönche ist sie nur ein Jammerthal,
Der Biene ist sie eine Honigflur,
Dem Lämmchen Muttermilch und Vaterhaus.
Dem Blinden ist die Sonne eine Nacht.
Dem wundenmatten Krieger ist das Schwert
An seinem Bett verwundet, krank wie er.
Dem Todten ist die Welt ein Sarg, dem Dichter
Ein Schallgewölbe für sein kühnes Lied.

Nach L. Schefers Weltpriester, 63.

Zweite Abtheilung.

Beschreibung, Erzählung und Fabel.

Vorerklärendes sammt pädagogischen Zeugnissen.

Laß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden:
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen.

„Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein beständiges Bestreben nach deutlichen Begriffen, und zwar nicht blos aus Beschreibungen Anderer, sondern soviel möglich durch eigenes Anschauen. Man muß die Sachen oft in der Absicht ansehen, etwas daran zu finden, was Andere noch nicht gesehen haben. Lichtenberg. — Dem weitsichtigen Auge des Falken entspricht auch sein weiter Flug. Weit schauen muß können, wer weit schießen will, ist ein Weidmannsspruch. Je nachdem ein kluger Mensch die Dinge ansieht, sehen sie ihn wieder an. Hippel, Lebensläufe 2, 68. — Darum gilt in unserer Sprache das Prädikat scharfsinnig als ein preisendes, stumpfsinnig als ein tadelndes. Gemäß der Schlaffheit oder Mangelhaftigkeit der Sinnesorgane verlaufen auch die Erkenntnisse und Begriffe traumartig und träge; das Urtheil und das Arbeitsprodukt entsteht unklar, stockend, roh, langweilend. Hierüber handelte erst neuerlich besonders einleuchtend Dr. Schreber, Schärfung der Sinnesorgane als Grundlage der Schulbildung. Leipzig 1859. Ihm gehört nächstfolgendes Urtheil an. Allgemeine Wahrheiten, die uns von Jugend auf geläufig sind, nehmen eine so große Selbständigkeit an, daß wir sie mit einer falschvornehmen Flüchtigkeit zu betrachten pflegen. Wir gehen fast nie mehr daran, sie wieder-

denkend in ihre Einzelheiten zu zerlegen, es fehlt uns für sie die innere Schärfe, genannt Interesse, damit aber auch die scharfe Auffassung und gründliche Beurtheilung. Wir haben über jene Wahrheiten ein Erb-Urtheil, kennen sie aber nicht in ihren Ur-Theilen. Ebenso ists mit der vollen Masse der durch die Sinnesorgane aufgenommenen allgemeinen Erkenntnisse; sie gehen uns nur traumartig zu und bleiben uns dunkel in ihren Einzelheiten, wenn wir sie nicht mit geistigem Auge und Ohr wiedersehen und wiederhören. Dazu muß man die Sinne selbst bilden; sie sind die Saug- und Fangorgane, mit denen wir den Rohstoff geistiger Nahrung aufnehmen. Ein sinnenscharfer Mensch gelangt schneller zur Aufnahme von Begriffen, denn seine Auffassung ist eine geschärftere. Er schafft mehr und in kürzerer Zeit als der Sinnesschlaffe; seine Arbeiten sind gründlicher und zuverlässiger. Er hat mehr Anregungen und ist deshalb ein natürlicher Feind der Trägheit, Langsamkeit, Schlaffheit, sein stets erregtes Interesse schützt ihn gegen Langweile. Und da erst begriffene Wahrheiten (nicht aber eingepfropfte Autoritätswahrheiten) zur Ueberzeugung führen und erst dadurch im Geiste festwurzeln, so ist davon der geistige Gehaltreichthum, die Klarheit der Ansichten und die Entschiedenheit der Bestrebungen abhängig. Ein sinnengeschärfter Mensch hört nie auf, sich zu vervollkommnen. Durch die innere neu gewonnene Erkenntniß und Anregung bleibt er im Schwung und hat er den Drang zu wirken, immer Besseres zu wirken. Schwerlich gibt es einen Menschen, der ohne eine vorausgegangene sinnenfrische Lebensperiode zu einem vollkräftigen geistigen Lebensaufschwung gelangt. Soweit Schreber, dessen Worte in allen Selbstbekenntnissen unserer bedeutenden Männer ihre Bejahung finden. Wir lassen hier nur etliche und noch nicht verbrauchte nachfolgen. Der Dichter Friedrich Rückert sagt uns auf der letzten Höhe seiner Tage, Weish. des Brahmanen, pag. 688 und 162:

Wie wenig oder viel des Schönen mir gelang,
Erscheint mir doch am Ziel naturgemäß mein Gang.

Ich sehe, daß ich bin vom Schauen ausgegangen,
Um durchs Empfinden hin zum Denken zu gelangen.

Dein Amt, Gebildeter, und deine Aufgab' ist,
Aussprechen, was du fühlst, darstellen, was du bist.

Denn Alles in der Welt ringt, sich zu stellen dar,
Und spricht sich unklar aus, du aber sollst es klar.

Aufklären sollst du uns dies Dunkel, und erklären,
Wie schön die Dinge, wenn wir klar sie sähen, wären.

Aus Goethes Äußerungen über seinen Bildungsgang steht ein reicher Kranz einstimmender Sätze zu Gebote; wir halten uns zunächst an die nachfolgenden, weil eben aus ihnen neue Gedanken entsprangen in dem Geiste seiner Mitstrebenden und Freunde. In den Gesprächen mit Eckermann 1, 128 und 213 entwickelt Göthe den Satz, es sei dem Dichter oder Künstler nicht etwa ein angeborenes, sondern ein unter großem Eifer erst erworbenes Vermögen, die empirische Welt der Erscheinungen förmlich getreu ausdrücken zu können. „Um z. B. im Faust zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran,

dazu bedurfte es einiger Beobachtung der Natur. Die Gegenständlichkeit meiner Poesie bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, sowie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe." Er nennt in der Italienischen Reise dieß „eine Uebung, alle Dinge, wie sie sind zu sehen und abzulesen, welche gleich ist mit der Treue, das Auge Licht sein zu lassen", und geht dabei bis zu dem barok lautenden Satze weiter (1, 44): Schreiben muß man wenig und zeichnen viel. Sein Freund Wilh. v. Humboldt (Gesamm. Werke 2, 277) wird der Erklärer dieses Goetheschen Wortes. „Er deutet damit an, daß der Dichter die Uebung, den Gegenstand aus der Wirklichkeit in die künstlerische Darstellung überzutragen, in der schwesterlich verwandten Kunst zu erlangen suchen soll, um den hierin geübten Sinn auf die seinige anzuwenden. Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt aufsuchen, die wahre in der erscheinenden, ist das Geschäft des bildenden Künstlers. Dies heißt versuchen, die Gestalt aus ihrem Mittelpunkte, ihren nothwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studiert der Zeichner Anatomie, zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen, betrachtet Pflanzen, die Form der Berge, charakterisirt die sie bildenden Gebirgsarten. Auf dieser breiten Basis ruht auch in Goethes Dichtungen alles, was in der dichterischen Wirkung davon abhängig sein kann. Überall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich wie aus ihrem Wesen hervor, ist wahr, ehe sie

Anspruch darauf macht, schön zu sein. Zum Grunde liegt, was Göthe an einer anderen Stelle von sich erwähnt, nicht zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort, Namen, Ueberlieferung, sondern Alles lebendiger Begriff, anschauende Erkenntniß ist, also eine vollkommene Abwesenheit der Täuschung durch Phantasie oder Überwürdigung. So schließen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, daß sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden, Darzustellenden, wie unergründlich gerade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, geahndet an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge, und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das einzeln Interessirende würdig und poetisch auftreten kann." Alles von W. Humboldt hier Entwickelte steht jedoch schon in folgenden Goethe'schen Versen (Bd. 4, 145):

Hörst du reine Lieder singen,
Ohr ist eins mit deiner Brust;
Siehst du Farben um dich klingen,
Wirst du deines Augs bewußt.
In das Innere zu dringen,
Gibt das Äußre Glück und Lust.

Und damit ein jüngerer Leser, der sich den exakten Wissenschaften widmet, nicht etwa meine, das hier über die Mittel schriftlicher Darstellung Gesagte berühre ihn in der sichern Abgeschlossenheit seiner mathematischen Fächer nicht persönlich, so mag hier Alexander v. Humboldt die Reihe unserer Gewährsmänner abschließen. Er sagt mit allem Vorausgehenden übereinstimmend, Kosmos 3, 76: „Die Stärkung sinnlicher Organe wirkt erweiternd auf die Gedankenwelt, auf die Stärkung intellectueller Kraft, auf die Veredlung der Menschheit. Der Übergang des natürlichen zum teleskopischen Sehen, der das erste Zehnttheil des 17. Jahrhunderts bezeichnet, hat nicht blos den Blick in die Schöpfung endlos erweitert; er hat auch neben der Bereicherung des Ideenkreises das mathematische Wissen zu einem bisher nie erreichten Glanze erhoben. Statt unseres Sonnensystems, das so lange auf 6 Planeten und einen Mond beschränkt schien, zählt man nun 13 neue Planeten, 4 Trabanten-Systeme, Sonnenflecken und Sonnenfackeln, Mondberge, Venusphasen, Polarzonen des Mars, Jupitersstreifen, Saturnringe, Kometen und ihre Umlaufszeit, Tausende von Sternhaufen, Nebel-

flecken und Doppelsterne. Die astronomische Kenntniß des Sonnensystems erweiterte sich allmählich zu der eines Weltsystems.“ Zur Belehrung derjenigen Leser, die sich mit so erfreulichen Äußerungen ganz beruhigt fühlen und nun alles Fernere von der Leistungsfähigkeit der Instrumente erwarten wollen, hätte Humboldt noch hinzufügen können: Die Vergrößerung unserer feingeschliffenen Glaslinsen ist noch keine Verklärung, sondern immer eine bloße Zergliederung. Die meisten unserer Schriftsteller gehören in die Klasse der einfachen Linsen, sie vergrößern tüchtig, stellen auch wohl das Alltägliche in seiner nackten Deutlichkeit hin; aber das kristallinische Auge fehlt ihnen, das verklärt, ohne zu verändern, das bezaubert, ohne zu täuschen.

26. Die Naturbeschreibung.

Goethes Briefstellen aus seiner Schweizerreise (Bd. 43, 150—161), den Schaffhausener Rheinfall schildernd, sind von poetischer Wirkung; Lavaters gleichnamiges Gedicht ist von prosaischer Wirkung.

Der Angabe eines begründeten Gefallens oder Mißfallens über diese Schilderungen seien hier Allbeide vorangestellt; Goethe beginnt.

1. Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir anschaulich beschreiben hören. Als eine solche Übung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, freilich nur skizzenhaft und ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen.

Früh um halb 7 Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe, Ursache derselben.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höheren Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lacken-Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt ꝛc.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes! Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Umgebung. Weinberg, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feineren Dunste aus, ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommne muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Manichfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten.

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet, schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von dem Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß

der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wieder herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind ebenso anzusehen. Mir fielen die Colonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Unterm Thore des Wirthshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der eine schien wohl damit zufrieden, der andere aber sagte: C'est assez joli, mais pas si joli, que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Nachmittags 3 Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall.

Der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abendsonne gerade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute Früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum ersten Male sähe. In dem ungeheuren Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immer fort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün und aller Schaum und Dunst war lichtpurpur; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer, dem Übermaß zu unterliegen, und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

2. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Joh. Casp. Lavater.

Wer, wer gibt mir den Pinsel, wer Farben dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! Dich majestätischer Rheinfall!
Nein! Du Schwung des Gesangs, der Harfe rauschender Vollklang —
Nein, du erfliegest sie nicht, die Wuth des stürmenden Sturzes
Seiner Fluthengebirge! Ha! wie er geschleudert daher schäumt!
Pfeile, vom Bogen gedrückt! Ihr seid zu langsam! Ihr kriecht nur
Hoch zu den Flammen der Sonn', Ihr furchtbar wehenden Adler!
Bilder seid Ihr mir nicht, nicht Schattenbilder der Schnelle
Von dem zerstäubenden Sturze des hochlebendigen Schneestroms,
Der an Felsen empor (er höhlt sie!) über die Felsen
Braust, ein Wellengewitter, ein immer donnernder Donner!
Schauernd staun' ich Euch an, Ihr rufenden Wogengewölke!
Ihr verschlingt mir den Odem! Ihr raubt den Lippen die Stimme!
Unter dir zittert die Erde! der Fels bebt! Prächtiger Aufruhr!
Wer? wer zäumt ihn, den Strom? Wer stellt die Brust ihm entgegen?
Sonnen hielte der auf! Er hielt' im Zaume Kometen,
Wenn der Richter sie schnell zu Weltentzündungen fortrollt!
Löschte mit Winken die strömende Gluth des flammenden Erdballs,
Der ihn zäumte, den Strom, der immer allmächtiger fortstürzt,
Höhen und Tiefen verschlingt; in weißaufsiedende Nebel
Seine Herrlichkeit hüllt, und aus dem brausenden Aufschaum
Übertäubend dem Schauenden ruft, wie Stimmen der Meere —
„Gott ist! Herrlich ist Gott! ist Allmacht! Fühle dein Nichts hier!"

3. Beurtheilung dieser beiden Beschreibungen.

Aufgabe ist, beide voranstehende Beschreibungen nach dem Maße der poetischen Anschauung zu verwerthen, das über das geschilderte Naturobject in ihnen enthalten ist. Goethe verweilt bei der Naturerscheinung und entwickelt dieselbe in ihrer Größe und Schönheit, indem er das lauschende Ohr zum betrachtenden Auge umwandelt und dieses innere Schauen sich rückübersetzt in ein Rhythmen erfindendes Horchen; weder schlägt er die

bloße Verstandesrichtung der Reflexion ein, noch die eines bloß sinnlichen Interesses, oder eines andern einseitigen Zweckes, obschon die ihm so wichtigen Theorieen der Optik und Physik heimlich und gleichzeitig in seiner Vorstellung sich kreuzen.

Lavaters mittelmäßige Verse sind der Goethe'schen Prosa hier zur Folie gegeben; das Gute gefällt zwar Allen, aber als Musterhaftes lernt es das ungeübte Auge des Lehrlings erst durch das Gegenbild des Geringeren oder Mißlungenen schätzen. Trotzdem daß sich Lavaters Verse zunächst auf Gott berufen, überzeugen sie dadurch so wenig als hundert andere Betheuerungen, welche über einen für prächtig gehaltenen Gegenstand gerade cursiren. Das Lieutenantsdeutsch einer Garnisonsstadt pflegt jeden beliebigen Modeartikel himmlisch oder göttlich zu nennen, theils wenn derselbe vollkommen ordonanzmäßig ist, wie z. B. eine gutgeschneiderte Militärhose; theils auch wenn derselbe überordonanzmäßig ist, wie z. B. eine neue Theatersängerin. Es ist aber beim Schaffhausener Rheinfall die erste nöthigende Empfindung die von seiner Schönheit, nicht aber die Empfindung von unserem Nichts und von der göttlichen Allmacht. Weder die Omnipotenz noch der Nihilismus sind die Motive, welche die Schaar der Reisenden um diesen Wassersturz versammeln. Die Eisenbahn, die neben dem Fall wegführt, die Gewehrfabriken, die er treibt, die Hôtels, die ihn umgeben, der eine Frank Trinkgeld, gegen den man ihn im Kahn befährt und sich auf seine Felsen über den Strudel stellt — alle diese Einzelheiten unserer Civilisation und Technik, dazu die Weinberge, Lustwäldchen, Schlösser, die ringsum den Fluß umgeben, laden zur heitersten Freude und Lust ein, nicht aber zur Zerknirschung und Selbstverdammung. Auch in der Volksnatur liegt jene von Lavater geforderte anbetende Empfindung nicht; das Volk nennt den Schaffhauser Rheinfall L a u f e n, den Berner Staubbach P l ä t s c h e n, den Walliser Sturz Pißvache; ihrer keiner in der Welt heißt der Allmächtigkeits- oder Hergottsfall. Das Volk sucht Gottes Dasein und Allmacht, an der es ohnehin nicht zweifelt und erweist, lieber im Kleinen und Geringen zu erkennen, wie dieses denn auch des forschenden Verstandes in Wahrheit würdiger ist. Der Maienthau ist für den Bauern etwas viel Beweiskräftigeres als ein Sturzbach. Wessen Empfindung aber nicht mehr durch die einfache Wirklichkeit berührt zu werden vermag, der unterwirft sich einem gröberen oder ungewöhnlicherem Reizmittel, denn erst dieses wirft dem modernen Weichling einen grellen Widerschein seiner schwachen sittlichen Eigenschaften ins Auge. So im Gedichte Lavaters; es ist empfindungsarm, daher in Gedanke und Wort forciert. Je höher hinauf diese Verse wollen, um so

schneller werden sie fallen. Der Poet springt da mit dem lieben Gott so lange am Wasser herum, bis er selbst drinnen liegen wird, freilich nur in dem seiner Hexameter. Dann aber geht das Ärgerniß erst an. Denn dieser Poet, der den Gegenstand seiner freien Wahl mit keinerlei Kunstmittel darzustellen weiß, der uns umsonst ausfragt, wo er Pinsel und Farbe einkaufen soll, wird darüber äußerst mißvergnügt und wendet sich plötzlich gegen uns unbetheiligte Leute. Uns fährt er an, wir sollen die Schuld haben, daß ihm seine Aufgabe zu sauer wird. Weil er bereits in eine poetische Ohnmacht fällt, sollen auch wir niederfallen und uns als Nichts empfinden, und da wir ruhig weiter promeniren, droht er uns beim Allmächtigen anzeigen zu wollen. Wir meinten einen lebhaften Naturfreund vor uns zu haben und siehe, da brummt uns der Zerknirschungs- und Rechtgläubigkeitspoet an. Was um alle Welt haben Orthodoxie und schlechte Wasserfalls-Hexameter mit einander zu schaffen! Doch wir wissen nun schon den wahren, inneren Hergang; wir kennen diese Launen und auch die Recepte dagegen. „Wenn wir in die Höhe wollen, sagt Hippel (Lebensläufe 2, 235. 4, 244), so müssen wir steigen. Wenn der Mensch Alles aus dem lieben Gott beweiset, so will er ohne Leiter auf den Kirchthurm. Glückliche Reise! So philosophiren, nenne ich einen leichtsinnigen Eid schwören."

Man erhöht Gott nicht, indem man den nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen unter einen Strom erniedrigt. Zwar soll der Germane sein Roß, und der Indianer seine Tabakspfeife den Katarakten geopfert haben, doch daß er sich selbst als Opfer in sie gestürzt hätte, so weit trieb er den Naturcultus nicht. Nur bei den Judenchristen wurde eine entehrende Eitelkeit alles Irdischen und Menschlichen gelehrt, während uns über Gott gesagt bleibt: Wir sind seines Geschlechts. Geben wir Gott die Ehre, indem wir uns nicht selbst berauben. „Indem wir etwas über uns anerkennen und verehren, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seines Gleichen zu sein. Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe." Göthe.

Daß sich der Spiegel selbst nicht klären kann, ist klar;
Daß ihm nur Gott den Dienst gewähren kann, ist wahr.
Daß Gott sich spiegle, mußt du ihm den Spiegel leihen,
Von Selbstbespieglung fern und von Vorspiegeleien.
Die Hauptsach' aber ist, daß rein der Spiegel sei.
Das Übrige, mein Sohn, ist Spiegelfechterei.

Rückert, Brahmane pag. 258.

Als Goethe dann noch von seiner Schweizerreise aus an Schiller schrieb und beifügte, dessen Verse im Taucher: „Es wallet und siedet und brauset und zischt, als wollte das Meer noch ein Meer gebären", hätten sich ihm hier am Rheinfall trefflich legitimirt, so antwortete Schiller: Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung des Strudels meine Schilderung mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends als bei einer Mühle studiren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde (Odyssee 12, 234) genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten." Mit so bescheidenen Mitteln weiß der richtig beobachtende Sinn die dauerhaftesten Wirkungen hervorzubringen.

27. Ein Bauerngärtlein in Oberdeutschland.

Ein Bauerngärtlein ist ein Nutzgarten, ein Zwiebel- und Krautland, aus dem die Hausfrau täglich Salat und Kohl zum Zugemüse und den geilen Mangold bricht zur Schweinemast. Immer ist er nur klein, denn der Bauer wird sich hüten, sein Land zu Nebenzwecken zu zerstückeln. Seine Lage gehört auf die Sonnenseite, denn die Bäuerin soll ihrem Mann schon auf Ostern die üblichen Spinatkuchen und Krautwähen aufstellen können. Dafür wird sie dann mit einem Stück Geld gelohnt, mit dem sie sich eine neue Schürze in der Stadt kaufen kann. Der Zaun, der den Garten umgibt, ist ein Lebhag, beim Wohlhabenderen ein Scheitergatter, dessen Stäbe mit dem Ziehmesser gerade geschnitzt und durch mehrere Hagscheihen aufrecht gehalten werden. Er ist mit weißer Erdfarbe angestrichen, die Lattenköpfe grün; er ist nicht etwa des Luxus wegen, sondern blos zur Abwehr der Hühner gemacht. Ein schmales Thürlein der Umzäumung führt in den einzigen Weg, der fußbreit den Garten der Länge nach durchschneidet; ein zweites Weglein kreuzt ihn rechtwinklig von der Mitte aus, so daß das Gartenland in vier Hauptfelder zertheilt ist, Schilde genannt. Jeder Schild ist nach den Regeln der Wechselwirthschaft mit etwas Anderem besäet; es gibt also einen Zwiebel-, einen Krautschild u. s. w. Hier ist die eigentliche Elementarschule etablirt für die Runkelrüben- und Kabissetzlinge, die man später einmal auf die Universität des freien Feldes hinauspromovirt. In dem schmalen Wege, welcher den Garten durchschneidet, kann man nicht selbander gehen; für Spaziergänger ist hier überhaupt nichts gemacht; denn wer den Ertragswerth des Bodens so sehr zu schätzen weiß, wie ein Bauer, der wird ihn nicht an Wege vergeuden. Der Nutzen ist des Bauern Ziel; nimmer Nutz, nimmer Guts! Wo diese beiden Wege sich kreuzen, steht die

Rosmarinstaude auf erhöhtem Platze in ihrem eigenen mit Buchs eingefaßten Rundell, wie ein Wächter über alle sie umgebenden Gewächse. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser kleinen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schoßen geschmückt, trat einst der Hofbauer mit seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einst auch seinen Töchtern und Söhnen zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeittage theilt nämlich die Gelbe Frau, wie man die Pathin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol der Liebe und Treue dient auch dem Kinde; mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Communion. Und wieder erinnert dieselbe Staude an das Lebensende; die Nachbarn stecken ein Zweiglein davon an Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der starke würzige Geruch, sagt man, stärke das Gedächtniß der Überlebenden an ihre Heimgegangenen. Nur etliche wenige Zier- und Würzpflanzen stehen um die Rosmarinstaude im gleichen Beete, jede ebenfalls mit ihrem besonderen Zwecke. Die mastigen Wurzeln der Meisterwurz oder Astrenzen (astrantia major) dienen gegen rheumatische Uebel, aus gleichem Grunde legt man sie in die Futterkrippe des Stallviehes und trägt sie wohl auch bei sich als Schutzmittel gegen Bezauberung. Zum Hausthee pflanzt man Minzenkraut, Pfefferkraut, die kleine Malve, die große Kamille, das Stiefmütterchen (viola tricolor); Lavendel und Eibisch dient zu mildernden Ueberschlägen auf Geschwulst und Wunden; der Lavendel, beim Sennen berühmt unter dem Namen Zipper und Zipprio, ist schon ehedem zu Pestzeiten bald durch ein Erdmännchen, bald durch die prophetische Stimme eines Vogels oder Engels den Leuten als Universalmittel angerathen worden. Auch Majoran empfiehlt sich als Heilthee und als unentbehrliches Würzkraut zum Wurstmachen. Die Blätter der Salbeistaude werden zu jenen Frühlingsküchlein verbacken, die man Mäuslein nennt, die Sonnenblume („Sonnenwende") liefert gutes Brennöl. Nun folgen noch einige Zierpflanzen, die man nach dem konfessionellen Bekenntnisse der Landschaft mehr oder weniger bevorzugt findet. Überall und immer stehen sie aber nicht mit andern Blumen abwechselnd, sondern haufenweise auf einem Fleck beisammen. Denn so will es der Geschmack des Bauern; auch seine ganze Speisekarte heißt Viel auf einmal. Im Garten katholischer Bauern werden Tulipanen und Narcissen (Sternen- und Studentenblume genannt) häufiger sein, sodann zwitterblütige Astern („Stierenaugen"), die Federnelke („Friesli"), die Kar-

thäuſernelke, die „Krautnelke“ (Goldlack), die rothe Lilie, Sammetblume und die Himmelsroſe, die letztere zumal hat den Prozeſſionsſchmuck zum Pfingſt- und Frohnleichnamsfeſte herzuleihen. In dieſem kirchlichen Sinne begegnet uns beim Katholiken noch eine andere unentbehrliche Staude, der Buchs, den er die Ephipalme nennt. In irgend einer Gartenecke wird man ein ſolches Bäumchen in der Höhe des Zaunes aufſtreben ſehen. Vorzugsweiſe von ihr pflückt ſich die Knabenſchaft ihre Palmſträuschen, die man auf Stangen gepflanzt am Palmſonntage zur Kirche trägt und prieſterlich einſegnen läßt. Alsdann vertheilt der Ortspfarrer ſolche von ihm geweihte Äſtlein eigens den verſammelten Gemeinderäthen, die ſie feierlich in der Kirche umhertragen und damit Chriſti Einzug in Jeruſalem bildlich wiederholen. Mit demſelben Zweige wird der Sarg umflochten, mit ihm der Grabhügel belegt, aus ihm der Wedel gebunden, der in der Urne liegt zur ſegnenden Beſprengung des Grabes. Man denkt ſich in ſeiner immergrünen Farbe ein Symbol des Sieges, den der Hingeſchiedene über die Leiden dieſer Welt errungen hat.

Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern das Wachsthum der Pflanzen und ſind dem Bauern ohnedies unnütz, wenn er den ganzen Sommertag draußen im Felde ferne vom Hauſe ſich müde ſchaffen muß. Gleichwohl kann der niedere Hollunder eine Stelle am Zaun finden und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus ſeiner Blüthe wird Thee gegen Fieber gekocht, aus den Beeren das herbe Obſtmus und die wunderthätige Latwerge, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu erhitzenden Schmalzküchlein. Wegen der Schwindel erregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaume einſchlafe, erwache nicht wieder. Er muß das Holzkreuzchen hergeben, das man auf die Oſterpalme pflanzt, und zugleich dasjenige proviſoriſche Grabkreuz, das einer Leiche voraus getragen wird. Obſchon er recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes iſt, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen euphemiſtiſch Lebelang. Er iſt der beliebteſte Verſteckplatz im Kinderſpiel, wie der Spielreim beweiſt:

Sie ſitzen unterm Hollerbuſch
Und machen Alle huſch huſch huſch!

Aus ſeinem Marke machen ſich die Knaben ihre Knallbüchſen, Waſſerſpritzen und jene Purzelmännchen, in deren Fuß ein Gleichgewichtsnagel ſteckt, ſo daß ſie umgeworfen immer von ſelbſt wieder auf ihre Füße kommen.

Weil der Hollunder ein Geister abwehrender Baum ist, so steht er häufig auf dem Düngerhaufen, der selbst in unmittelbarer Nähe des Stalles liegt, hilft die Miststätte beschatten und das Vieh im Stalle vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Hollunderbaum nehme Rache an seinem Frevler. Schmeichelnd nennt man die Geliebte nach dem Namen des Baumes den Holderstock, indem man die Holde wortspielend zusammenhält mit der Liebesgöttin Holla und Hulda, deren Namen der Baum ursprünglich getragen zu haben scheint. Folgender Reim drückt dies aus, den ein Armer an seinen reichen Nachbar richtete:

Du hast drîßig Küh am Baren obe
Und drîßig vor der Thüre;
Ich hab keis Vieh, kein Gitzibock
Und auch kein einzige Holderstock,
Und lebe doch dafüre.

Auch der Haselstrauch kann solch ein altes Erbplätzchen im Garten haben, denn er ist gleichfalls etwas Unentbehrliches für die stille Uebung der Sitte, die den Gang und Verlauf des Jahres begleitet. Zu Weihnachten behängt man dem Kinde mit seltnen Bartnüssen dies Bäumchen der Bescheerung; zu Ostern werden drei Ruthen von ihm zur Gabel geflochten, auf die man den Busch der Osterpalme steckt; im Sommer soll er den Blitz vom Hause abhalten, und dem Quellenschmecker und Schatzgräber muß er die in der Zwiesel gewachsene Sommerlatte liefern, die dann freiwillig an der Stelle anschlägt, wo verborgene Quellen strömen. Überall noch vollgiltiger als diese Büsche und Bäumchen, bleibt dem Bauern die eine Haus- oder Donnerwurz (sempervivum tectorum). Man pflanzt sie nicht blos aufs Dach, sondern nebenan am Gartenzaun wird ihr ein Sonderpfahl mit einem Deckbrettchen errichtet, auf dem sie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie in den sogenannten Heidenhäusern oben am Firstbalken noch ein vertrocknetes Stierhaupt aufgehängt ist, um damit dem Ausbruche der Seuchen und zugleich dem Blitzschlage zu wehren; so hat die Donnerwurz draußen vor dem Hause dieselben Dienste zu leisten. Man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen, man kocht aus ihr Thee gegen Sausen und Schmerz im Gehöre. Treibt sie Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich geschieht, so steht der Familie ein besonderes Ereigniß bevor. Verdorrt die ganze Pflanze, und dagegen liegt sie immer in frischem Stalldünger eingebettet, dann wird auch die Haushaltung bald zu Grunde gehen. Freilich nicht der Pflanze wegen; aber der einreißenden

groben Stumpfheit wegen, mit der man ein ehrwürdiges Andenken der Väterzeit hinwelken läßt. Ein sprechendes Zeichen, daß diese Pflanze einst dem Herrn (Frô) des Himmels und der Erde geweiht war, gibt die Saaser Mundart in Oberwallis, dorten heißt die Hauswurz Frowentrübli, wie der Donnerstag Frontag.

28. Wie soll mein künftiges Landgut sein?

Arbeitswink. Schillers Gedicht „Die Ideale“ zeigt, wie alle die Entwürfe, die sich ein Jüngling für seine Zukunft ausgedacht hat, nach und nach auf dem Lebenswege wieder weichen und sich verlieren; nur die von der ausdauernden Freundschaft versüßte Arbeit bleibt zur Seite:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört;
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Es war der Abend eines kalten Wintertages; aus den hohen Fenstern eines einstöckigen Langhauses quoll mächtig der Schimmer von Flamme und Licht und beleuchtete dem Beschauer ein Bild regen Lebens. Berußte Männer mit aufgestülpten Hemdärmeln hämmerten, feilten und bohrten; dazwischen knarrten und dröhnten die Räder und Pochhämmer der Maschine; die großen Eisenstangen, Kupferbleche und Eisenrohre waren angestrahlt von dem zischenden Feuer der Esse. Die Männer und die Werkzeuge hoch überragend, stand mitten im Arbeitssaal ein mächtiges Eisengerippe. Einer der Arbeiter, durch nichts als den Titel Meister von den Übrigen unterschieden, nietete eben die letzten Schraubenköpfe daran, nichts fehlte mehr. Endlich! murmelte er lächelnd und sein Werk nach allen Seiten überblickend, endlich ist das schwere Stück fertig! Die Stundenuhr im Saale schlug Feierabend, die Arbeiter entfernten sich, sinnend blieb der Meister allein. Endlich, fuhr er fort, seh ich dich vollendet, nun belohne auch den Fleiß deines Schöpfers, schwinge deine Räder und rege deine hundert Gelenke! Er that ein paar Schritte zur Seite, Wasser und Feuer waren schon zur Hand. Als das Feuer prasselte, setzte er sich nachdenklich auf einen der Amboſſe nieder. Dumpf brauste und gohr das Wasser im Kessel. Wie der Blick eines besorgten Knaben am donnervollen Himmel hängt, so haftete der seinige auf dem noch immer unbeweglichen Kolben; doch endlich geht

dieser auf und nieder, die Räder schwingen, die Achsen stoßen gegliedert, die Dampfmaschine ist erprobt, sie ist gelungen. Jetzt löscht er das Feuer, langsam erschlaffen die metallenen Gelenke wieder, er nimmt Hut und Stock, schließt das Haus ab und wandert mit erheitertem Herzen der Heimat zu.

Auf einem Hügel, unfern der gewerbthätigen Provinzialstadt lag ein mäßiges Gütchen, aus dessen Mitte das Wohnhaus mit seinem gelben Anstrich in dieser mondhellen Nacht freundlich herunterglänzte. In der untern Stube saßen drei Personen in Arbeit und Gespräch beisammen. Er kommt lange nicht, sagte eben die jüngere der beiden Frauen, als die Thüre aufging und der Gemahl mit einem „Endlich währt nicht ewig" fröhlich auf sie zuschritt und ihr die Hand bot. Guten Abend, lieber Vater, fuhr er fort, zu dem am Tische sitzenden Greis gewendet, Ihr habt heute mit der Mahlzeit länger als sonst warten müssen. Doch das Tellergeklirr unterbrach den Gruß bereits, die Suppenschüssel stand dampfend aufgestellt, Alles setzte sich und ließ sichs schmecken. Abermals jedoch richteten sich die Augen der Frauen fragend auf den jungen Mann. Nicht wahr, Ihr wollt den Grund meines langen Ausbleibens wissen? begann er; nun so höret, mein Werk ist heute vollendet worden. Die Dampfmaschine? unterbrach ihn die Ältere. Ja, liebe Mutter, und sie ist trefflich gelungen; ich konnte nicht anders, ich mußte sie heute noch probiren, sie hat ihr Triebwerk trefflich bewährt. Morgen sollet ihr Dreie zusammen die Gäste meiner Arbeiter sein, wenn sie unser Werk einweihen und abliefern. Für heute aber gute Nacht Alle!

Draußen schien der Mond nicht mehr, das gelbe freundliche Häuschen war vom Schatten der Nacht verschlungen, auch die Stube, in der die Dreie soeben erst geredet, war nicht wieder zu erkennen. Unbegreiflich! Ich strengte mein Auge an; da erschien wieder ein Stübchen, kein Licht erleuchtete, kein Gespräch verschönerte es, die drei traulichen Gestalten blieben verschwunden. Ich hob den Kopf in die Höhe; also geträumt? fragte ich mich in meinem Gedächtnisse. Ja leider war es nur ein Traum. Wann wird er sich einmal verwirklichen? Theokrits Idyllen sagen es mir (in den Syrakuserinnen):

— — — Versuchend gelangten Achaier gen Troja,
Hoffendes Kind, mit Versuch wird jegliches wahrlich vollendet.

29. Hutten und Rousseau, die beiden politischen Robinsone, auf ihren einsamen Inseln.

Ulrich von Hutten, krank, reichsflüchtig und verfolgt, findet durch Zwinglis Beistand momentane Unterkunft auf der Insel Ufnau im Zür-

cherſee und ſtirbt daſelbſt im Hauſe des heilkundigen und reformatoriſch geſinnten Pfarrers Schnegg 1523, 36 Jahre alt. Hierüber zu leſen: Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß 1857.

J. J. Rouſſeaus Erziehungsſchrift Emile wird in Genf durch Henkershand verbrannt, gegen den abweſenden Autor wird zugleich ein Verhaftsbefehl erlaſſen. In einem offenen Sendſchreiben an ſeine oligarchiſche Obrigkeit entſagt hierauf Rouſſeau ſeinem Bürgerrechte (1763), begibt ſich nach Motiers de Travers, wird hier durch fanatiſirte Bauern vertrieben und flüchtet 1765 auf die einſame Petersinſel im Bielerſee unter den Schutz der Berner Regierung. Hier ſammelt er aus der unmittelbaren Anſchauung einer ſanften See- und Waldeinſamkeit ſein geſtörtes Gemüth zur Empfindung wiedergefundener Freiheit und Menſchenliebe, und ſchildert dieſen durch tiefes Naturgefühl und botaniſchen Eifer noch verſchönten Zuſtand in Les rêveries du promeneur solitaire. Der Umfang der Petersinſel beträgt 4000 Schritte, ſie hat ein einziges Haus, das des Schaffners; Schattengänge, Sandſteinwände, Terraſſen voll Weinreben und Obſt, dichter Laubwald mit einem Chor von Amſeln und Juradroſſeln machen das Inſelchen zu einer alles hervorbringenden, ſich ſelbſt genügenden kleinen Welt. Vier Städte und viele Dörfer ſieht man auf ein- oder mehrſtündiger Entfernung jenſeits an beiden Seeufern liegen. Die Lage der Inſel Ufnau im Zürcherſee iſt gleichfalls von entzückender Schönheit, man beſitzt über ſie eine werthvolle hiſtoriſche Monographie, verfaßt von Dr. Ferdinand Keller von Zürich und gedruckt in den „Züricher antiquariſchen Mittheilungen“.

Der Aufenthalt auf einem vegetationsreichen Eilande, vom klaren Waſſer eines ſchönen Bergſees umfloſſen, bringt eine Gemüthsſtimmung und Beruhigung hervor, die man auf dem Feſtlande gar nicht kennen lernt. Der von der Höhe hinabſchweifende Blick ſieht rings um die grünen Ufer des Wohnplatzes nur jenes feuchte, bewegliche Element in ſanften Wellen ſich kräuſeln, das uns gänzlich abſchneidet von dem ſtaubigen Gedränge der lärmenden, ermüdenden Welt. Jedoch nur kleine Eilande, deren Grenzen wirklich überſehbar ſind, können ſolche Empfindungen wecken. Den Alten waren Rhodus, Cypern, Chios ſolche glücklich gelegene Punkte der ſtillen Remiſion. Nach der kleinen Parkinſel Wight im Canal flüchtet jährlich Königin Victoria aus ihrer großen Inſel England, um dem Geſchäftslärm und der Atmoſphäre der Welthandelsſtädte zu entgehen.

30. Der Grundriß unseres Heimatsortes.

Die dominirenden Einzelmotive, die in der ursprünglichen Anlage oder nachmaligen Veränderung unseres Heimatsortes wirksam gewesen, können gewesen sein in der landschaftlichen Lage: Der Dorfbach oder Fluß, der Flußschachen, der Dorfhügel oder Burgfelsen. Eben solche Motive juridischer Art sind: Die alte Tempelstätte, die Römerstraße, der Fluß- oder Brückenzoll, die Gerichtsstätte, der Burgfrieden, der Stifts- oder Kirchenzwing, das Wallfahrts- oder Gnadenbild mit dem anberaumten Jahrmarkt. Daraus gestaltet sich der geschlossene oder der offene Ort, das Längen- und einzeilige Bergdorf, oder das Thal- und Breitdorf mit der doppelt geschlossenen Häuserreihe.

Andere Fassung derselben Frage:

Welches mögen ursprünglich die Bedingungen gewesen sein, unter denen unsere Vaterstadt entstanden ist, welches aber sind die Bedingungen ihres heutigen Bestandes?

31. Der landschaftliche und culturgeschichtliche Contrast unserer linken und rechten Stromseite.

Drüben Waldboden und Bergweide; hier Obst und Weinbau. Drüben Saumpfade, gesprengte Bergstraßen, isolirte Bergschlösser und Ruinen, Hofgruppen, einzeilige steingebaute Längendörfer, dünne Bevölkerung katholischer Confession; hier dagegen längst eingegangene Burgställe, Thal- und Breitdörfer mit doppelter Häuserreihe, geschlossene Quartierviertel, Holzbau der Häuser, dichtbevölkert, meist protestantischer Confession. Drüben Viehzucht, wohlfeile Landpreise; hier Fabrikation, Bodencultur, hoher Preis der Grundstücke. Auf beiden Seiten verschiedene Volkstracht, Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel und Getränke, der Mundart und Volksspiele. Gegenseitige Stichel- und Schimpfnamen, landschaftliche und örtliche Rivalitäten.

32. Beschreibung eines Rittergrabmals in der Kirche einer Abtei.

Die Steinfigur des Bestatteten ist dargestellt gerüstet und im Gebete knieend, umgeben von den ritterlichen und mönchischen Emblemen des Mittelalters, das für die Ausbreitung des weltlichen Frauendienstes focht und zu Ehren des himmlischen Mariendienstes sich kasteite. Die sich widerspre-

chenden Wahrzeichen dieser doppelten Lebensrichtung schmücken das Grabmal: Wappenschild und Büßergeißel; Eisenhandschuhe und die Gebetschnur des Rosenkranzes in den gefaltenen Händen, der Stauf im Wappenfeld, das Wahrzeichen des höfischen Schenkenamtes, daneben auch der Weihbrunnkessel oder der bildhauerisch angebrachte Kelch. Schwert und Sporen hängen als geweihte Trophä an der Wand neben der Steintafel mit der Grabschrift und den Passionswerkzeugen. Der Contrast dieser Sinnbilder versetzt die Vorstellung in eine gemischte Empfindungsweise, ähnlich derjenigen, welche das romantische Mittelalter selbst hervorbringt, sie erweckt sich hieraus das Doppelschicksal im Lebensgange des hier Bestatteten. Er hat ursprünglich diese Abtei befehdet, gerieth darüber in Acht und Bann, ging in sich und entsühnte sich durch einen mitgeleisteten Kreuzzug, davon rückkehrend macht er das Kloster zum Erben seines Schloßgutes, erhält dafür dies Grab gegenüber dem Hochaltar und die alljährlich dabei gelesenen Seelenmessen.

Ein Spiegelbild solcher Wechselfälle ritterlichen Lebens erzählt Grimm, deutsche Sagen Nr. 407: Walther im Kloster.

Die Beschreibung des Bildwerkes hat Hand in Hand zu gehen mit dem daraus gefolgerten Ritterschicksal; beides ist als ein Miteinander, als Gleichzeitiges, einheitlich Verbundenes darzustellen. Denn wo nicht dieser bindende einheitliche Gedanke in der Beschreibung wäre, wäre auch keine Schlußwirkung vorhanden.

33. Der Thürmersknabe.

Jugendeindrücke eines Thürmersknaben, aufwachsend auf einer Schloß- oder Stadtwarte, oder auf dem Leuchtthurm einer Insel der Nordsee.

1) Beschreibung des Wohnraumes.

Die engen Bretterwände mit ihren steilen Holztreppen sind durchtönt von den monotonen Pendelschwingungen der Thurmuhr. Die Topfnelke und Mauerraute am Fenstergesimse müssen den Blumengarten ersetzen, Mauerfalke und Rauchschwalbe, in den Steinfugen brütend, verkünden den Gang der Jahreszeiten. Alterthümliche Figuren und Runenzeichen, eingegraben am Kranz der Thurmwarte, beziehen sich auf die Sage von der hier untergegangenen Seestadt.

2) Beschäftigungen des Gehörsinnes.

Schwirren und Krächzen der Zugvögel aus der Höhe; sie kündigen die Aequinoctialstürme an. Anprallende Fluth draußen in der Düne; Nothschüsse; Windstöße verschlingen den eben gehörten Ruf.

3) Beschäftigung des Gesichtssinnes.

Der Blick in eine weite Ferne reizt und schärft das Sehvermögen. In die Beobachtung fallen: Morgenglanz, Wolkenbildung, Farben der Luft und des Seespiegels, schwellende Segel am Horizonte, schießende Sternschnuppen in der Decembernacht.

Wenn nun eines Abends im Nachbarkanal das Leuchtfeuer nicht mehr angezündet wird? Dann ist dorten entweder das Meer eingebrochen, oder der Wächter ist gestorben. Nun sind wir ganz allein!

34. Der Weidmann.

Ein sittengeschichtliches Charakterbild.

Der Jägerstand fördert den Sinn für Naturfreude, für Volkssprache und Volksgesang, für vaterländische Wehrhaftigkeit.

Der Weidmann jagt zu Land und zu Wasser, zu Roß und Schiff (Weidling), er angelt die Forellen aus den Alpenbächen, stöbert die Wildenten und Riedschnepfen aus den Sümpfen; also braucht er neben dem Leit- oder Stellhund auch einen Federhund.

Dem Hirten hilft er die Heerden schützen gegen das Raubthier in Luft und Schluft, gegen Wolf und Stoßvogel. Ein Rückblick auf die nun eingegangene Falkenbeize.

Als Naturfreund beobachtet er das geheime Leben von Thier und Pflanze, erklimmt die Brüteplätze der Alpenvögel, entdeckt auf unwegsamen Höhen die einsamen Alpenkräuter (das Edelweiß), die seltenen Gesteine und Kristalldrusen.

Die Erhaltung des Alterthümlichen in unserer Sage und Legende hat man ihm mit zu verdanken, wie er selbst wieder in diesen Volksmärchen eine Hauptrolle spielt; Beispiele: Kaiser Heinrich der Vogelsteller, Walther von der Vogelweide, Rudolf von Habsburg (von Schiller), Kaiser Max auf der Martinswand, von Colin. Unser Dichter Hans Sachs diente am Hofe des Kaisers Max zu Innsbruck als aufgeschworner Jägerknecht und erlernte damals an den hundertfältigen Reimen der Jägerschreie und Weidmannsrufe mehr dauerhafte Poesie als in sämmtlichen Meistersängerschulen nachher.

Er bereichert mit seinen kühn und launig erdachten Abenteuern (Münchhausiaden, Jägerlatein) den Vorrath an humoristischen Volkshistörchen, Schwänken und Schnurren.

Den allgemeinen Wortvorrath bereichert und belebt er durch seine weidmännische Sondersprache. Vergleiche die Lock- und Scheuchrufe; die Volksreime über die Thierstimmen; namentlich die Jägerrufe oder Weidschreie, gesammelt in Hoffmann-Schade's Weimarer Jahrbüchern.

Volkslied und Volksgesang verdanken dem Jägerstand immer neue Belebung. Beispiele älteren Schlages: Es blies ein Jäger wohl in sein Horn — Ein Jäger aus Kurpfalz — Der Jäger in dem grünen Wald — Es ging ein Jäger jagen. — Aus neuerer Zeit: Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen (Freischütz von Weber). Mit dem Pfeil, dem Bogen (in Schillers Wilh. Tell).

Der Jäger bestärkt die vaterländische Wehrhaftigkeit, er liefert dem Landesherrn die besten Schützen, die gewandtesten Kundschafter und Plänkler, die verwegensten Parteigänger. Vgl. Lützows wilde Jagd, von Körner, nebst andern einschlägigen Kriegsliedern.

35. Die ständigen Hausirerfiguren auf unsern Jahrmärkten: Fleckenputzer, Magnethändler, Zundelmann, Mordthaten- und Erdbebensänger, Wichseverkäufer u. s. w.

Anfang und Verlauf gewinnt die Beschreibung durch den kleinen Hans vom Dorfe, der mit seinem erwachsenen Bruder heute zum ersten Mal die Stadt und ihre Marktwunder besucht. Die Reihenfolge der verschiedenen Charakterfiguren bedarf kleiner Zwischenbegenheiten und Tageszufälligkeiten, durch welche die Monotonie des Gleichartigen rechtzeitig aufgehoben wird.

Der Zundelmann ist aus dem Schwarzwalde und spricht etwa in Hebels alemannischem Dialekt. Er ist selbst sein Waarenmagazin und Schauladen. Über Rücken und Schulter ist er unnahbar, wie ein Stachelschwein oder borstiger Eber; hier hängen die Dutzende seiner Bürstenwaaren vom langen Kehrwisch an bis hinab zur handlichen Kleiderbürste; er beweist den Dienstmägden die Feinheit seiner Waare damit, daß er ihnen damit unter die Nase streicht. Diese Artigkeit und seine Schalksrede dazu thun ihre Wirkung; man kauft ein Kehrbürstchen, auf dessen Holzrücken ein Reim in Goldschrift steht, oder einen sogenannten Harnischbletz, ein handgroßes doppeltes Drahtgeflechte, beweglich wie ein alter Ringpanzer, womit man die Milchpfannen blank scheuert. Die andere Seite des Mannes sieht aus wie ein hundertfaltiger Mantelkragen, in langen schwarzbraunen Lappen hängt hier der Feuerschwamm, der nicht etwa blos zum Feuerschlagen dient, sondern, wie des Krämers Beredsamkeit überzeugend beweist, bei allen

Verwundungen das beste blutstillende Mittel ist. Dies ist dem General und dem Hausknecht gleich unentbehrlich. Woher der jähe Tod, fragt er, und das vorzeitge Sterben der jetzigen Leute? Allein und blos von dem überhand nehmenden Gebrauch der giftigen Zündhölzchen; Phosphor ist Gift! den unschuldigen Schwamm jedoch kann man als Kleidungsstück tragen; hiebei zeigt er seine eigene Zundelmütze her, reißt einen Fetzen davon ab und schlägt sich frisches Tabaksfeuer an. Ja, sogar kauen man ihn, fährt er fort, und während des dreißigjährigen Krieges hat sich das in die Wälder geflohene Landvolk zur Noth damit nähren müssen. Der Lärm der umherwandernden Marktsänger übertönt den ferneren Ruhm des Feuerschwamms.

Die Mordthaten- und Erdbebensänger sind Odenwälder und reden ein Hochdeutsch, in welches noch keine Regel der Grammatiker eingedrungen ist. Alles was auf ihrem Stangentuche abgemalt steht, haben sie selbst mit erlebt, sie sind aus jenem Ruin, der ganz Lima verschlungen hat, die allein Entronnenen. Das Schreckenslied, das sie absingen, beruft sich auf ihren amerikanischen Schicksalsgenossen, den celebern Reisenden Humboldt; ihre Zähne sind schwarz, nicht allein vom immerwährenden Tabakkauen, sondern, wie sie vorgeben, seit jenem südamerikanischen Aschenregen. Nebst dem fliegenden Blatt um einen halben Batzen, worauf in Holzschnitt und Reim dies Alles zu lesen ist, verkaufen sie auch mexikanische und peruanische Magnete, ausgespien aus den Kratern der dortigen Vulkane. Ein solcher Magnet, eingenäht in Scharlachtuch und mit sich getragen, ist das sicherste Mittel ein hohes Alter zu erreichen. Auch jede Frau muß einen solchen besitzen; verliert sie einmal im Dunkel die Nähnadel, so braucht man mit dem Magnet nur dem Stubenboden nachzufahren und sogleich hängt die verlorene dran, selbst wenn sie in ein Ritze gefallen wäre.

Der Fleckenputzer kann zwar selbst ein Mitglied dieser Odenwälder Sängerbande sein, kennt sie jedoch heute durchaus nicht, sondern beruft sich auf die nordamerikanischen Felsengebirge, in denen er die Wurzel entdeckt hat, woraus seine amerikanische Wurzelfleckseife präparirt ist. Neben seiner Waare hat er die unsäuberlichsten Substanzen bereit, Talg, Öl, Wagenschmiere, womit er etliche wollene Lappen und Seidenfetzen durchtränkt, um sie in einer Minute wieder gereinigt herzustellen. Der kaufende Bauer besteht darauf, nur dasjenige Seifenstück eingehändigt zu erhalten, mit dem ihm so eben der Schmutzfleck aus dem Rocke gewaschen worden ist, denn die übrigen Seifenstücke auf dem Tischchen hält der Schlaukopf alle für unecht.

Der Wichseverkäufer ist ein ausgedienter Soldat aus der französischen Fremdenlegion. Auf dem Soldatenkäppi trägt er die Karte seines Markt-

patents aufgesteckt; auf der Blouse hängt ein Dienstzeichen. Er spricht französisch und übersetzt sich hierauf selber in ein gebrochenes Elsäßerdeutsch. Seitdem es Industrieausstellungen gibt, ist seine Fettglanzwichse mit der silbernen Medaille gekrönt worden, und ehe es noch solche gegeben hat, hat schon die Armee den Erfinder decorirt und patentiert. Daran knüpft er die ganze Geschichte der Neuzeit vom ersten Napoleon bis zum dritten. Mittels dieser Wichse, welche die Schuhe der Franzosen wasserdicht gemacht, schlug Napoleon die Russen bei Austerlitz, trotz ihrer langen Juchtenstiefel. Als sie dem großem Kaiser auf seinem russischen Feldzuge ausging, erfror ihm die ganze Armee. Denn diese Wichse bewährt sich als ein Hauptmittel gegen Gicht und Rheumatismen. Sie enthält gar keine corrosive Beimischung von Vitriol und andern Säuern. Vor den Augen der Leute verschluckt er hierauf eine Quantität davon, reicht eine andere zum Versuchen umher und drückt statt Uebelkeit und Brechreiz nichts als Wohlgeschmack und Wohlbehagen aus. Ein Murmeln des Erstaunens läßt sich vernehmen: Genießbare Stiefelwichse! Um zu beweisen, daß diese Patentwichse alle Dinge ohne Unterschied blank mache, wichst er seinen eigenen nackten Arm, hierauf ein Stück Papier, zuletzt einem beliebigen Jungen den einen Stiefel. Sehet, declamirt er unter dem Bürsten, dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, jetzt glänzt er wie gediegenes Silber, und jedes kleine Kind könnte ihn mit eben so leichter Mühe und in eben so kurzer Zeit eben so blank machen. Das jugendliche Wichsmodell tritt unter die Zuschauer zurück mit einem staubigen und einem gewichsten Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu bespiegeln. Sehet, demonstrirt der Soldat dem Jungen nach, sehet den merkwürdigen Einfluß dieser Glanzwichse auf das menschliche Gemüth; wie leuchten dem Knaben die Augen! geht er nicht um einen Zoll größer dorten die Straße hinab! Begreifet die ungeheure Wichtigkeit dieses Produktes, verwundert euch, wie ihr bisher ohne dasselbe habt bestehen können. Erwägt den unentbehrlichen inneren Zusammenhang dieser Wichse mit der Bildung des menschlichen Gemüthes, mit der allgemeinen Zufriedenheit und in Folge derselben mit dem Volkswohlstande überhaupt; zu geschweigen davon, daß ein derart gewichster Stiefel der untrüglichste Barometer und Thermometer ist und indem er anläuft oder glänzend bleibt, den Umschlag der Witterung schon 24 Stunden vorher anzeigt. Seit Napoleon dem Großen stand diese Wichse mit der Tapferkeit und dem Kriegsruhme in Verbindung, heute geht sie Hand in Hand mit der Volkswohlfahrt und Nationalökonomie! —

Diese ganze Scene hat auf dem Schuhmarkt gespielt und der kleine Hans, der heute an der Hand des älteren Bruders den ersten Besuch in der Stadt gemacht hat, steht mit unter der staunenden Zuhörerschaft. Du mein Herr, denkt sich der Kleine, wie viele Füße doch in dieser Stadt herumlaufen, wenn diese zwei langen Standreihen voll Schuhe auf einen Tag ausgekauft werden. In der nächsten Straße halten die Zuckerbäcker feil; da liegen, denkt Hans, die Lebkuchen beinahe so hoch aufgeschichtet, wie die Ziegel daheim in der Ziegelbrennerei. Droben am Stadtthurm fängts indessen an zu schlagen. Er blickt hinauf an die im Sonnenlichte schimmernden Zahlen des Zifferblattes mit dem massiven Messingzeiger. Alles pures Gold, denkt Hans, droben in letzter Höhe sogar noch die Spitze des Blitzableiters schimmerndes, glitzerndes Gold. Also ist es doch in Wahrheit so, wie ich es gelesen habe? Gerade so stehts im Märchenbuche vom Feenpalast mit den Gitterthoren aus vergoldeten Lanzenspitzen, oder vom Lebkuchenhäuschen mit dem Fladendache und den Rosinenwänden!

36. Beschreibung der alterthümlichen Weihgeschenke und Votivbilder in unserer katholischen Stiftskirche.

37. Die Schicksale einer Feldflasche, geschrieben im Jahre 1813.

Bilderbeschreibung. Anleitung dazu.

In jedem Bilde kann nur derjenige geistige Höhenpunkt fesseln und unser Miterfinden betheiligen, bei welchem alle geistigen Krisen von vorher und von nachher mit zu einer berechtigten Darstellung gelangt sind. Dies nennen wir die höhere Einheit des Bildes und Gedankens. Die bloße Schilderung, heiße sie prächtige Seelandschaft oder gewaltiger Heldenmuth, ist noch keine Handlung. Kleists Gedicht der Frühling ist nur ein schilderndes, um so weniger konnte es bisher Jemand malen. Schillers Spaziergang dagegen führt uns durch die mannigfachsten Gemüthseindrücke des Dichters hindurch und in ihnen erst wird uns sodann die Gegend abgespiegelt, die der Spaziergänger durchwandelt; diese menschenverlassenen Wildnisse, oder diese lachenden Kornfluren und Wohnsitze werden uns zum culturgeschichtlichen Abbilde der Menschheit, hier sich selbst befehdend und Geschaffenes wieder vernichtend, dorten sich zum Fortschritt einigend. Alle diese Äußerlichkeiten der Landschaft werden uns so in einem innern Vorgange, in einer Reihenfolge sich bedingender historischer Thatsachen und Begebenheiten vors Auge geführt. Dieser Spaziergang ist kein Müssiggang mehr, das Ge-

sehene keine Sinnen- und Empfindungsschwelgerei, sondern die empfangenen Anschauungen haben sich zu Vorstellungen gegliedert, aus deren innerer Rundung und Richtigkeit abermals neue Vorstellungen entspringen. So gilt von diesem geistigen Vorgange ein Wort Lessings: Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken, und je mehr wir hinzudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben.

38. Goethes Romanze der Sänger, als ein auf einer Kunstausstellung gesehenes Ölbild gedacht.

W. v. Humboldt beschreibt 3, 315 ein Gemälde des Berliner Professors Dähling, das nach dem vorgenannten Gedichte Goethes scheint entworfen worden zu sein, folgendermaßen.

In einem Burghofe, an den Seiten von Baumwerk eingeschlossene nach hinten durch vergoldete Bronzestäbe eine Aussicht nach dem Theil einer Stadt und dahinter liegenden Höhenzügen gewährend, wölbt sich eine hohe Baumgruppe laubenartig zusammen. Eine Gesellschaft von Rittern und Edeln hört hier in Behaglichkeit einem Sänger zu, welcher, in ihrer Mitte sitzend, sein Lied auf der Laute begleitet. Die Wirkung dieses Gesanges auf alle ihn in verschiedenen Lagen und Stellungen Umgebenden ist in mehrfachen Abstufungen nach Art, Alter und Geschlecht eines Jeden ausgedrückt, von der sanft bewegten Jungfrau, welche die Augen niedersenkt, bis zu dem lebhaft ergriffenen Mann, der den Sänger freudigen Muthes unverwandt anschaut; von dem bewußtlosen Anhören der Kinder bis zur ruhig klaren Theilnahme des Greises. Ein Page ist im Begriffe, dem Sänger einen goldenen Becher mit Wein darzureichen. Ganz im Vordergrunde befindet sich ein Springbrunnen, daneben Trinkgefäße auf einem kleinen Untersatz, und ein Korb mit Früchten.

Der mit diesem Gegenstande sich beschäftigende junge Leser wird bemerken, daß der Maler dasjenige, was bei dem Dichter das Malerischeste ist, ungemalt lassen muß, weil jener nur als schon geschehen zeigen kann, was dieser vor unseren Augen entstehen und vorgehen läßt. Der Dichter zeigt uns also den doppelten Zustand, aus welchem die Empfindung oder die Handlung entsteht und in welchen sie übergeht.

39. Beschreibung der sinnbildlichen Darstellung der deutschen Heldensage, nach den Umrissen der Kaulbachischen Treppengemälde.

Die Sage, eine greise, im Antlitz gebräunte Frauengestalt von riesigem Gliederbau, sitzt auf einer Felsbank, von Moos und Epheu sparsam begrünt. Ein Schleier fliegt um ihr Haupt und legt sich über ihren Schoß. Achtlos hat sie das lange weiße Haar über der Brust zusammengeknotet, um die Stirne schmiegt sich ein Epheukranz. Die Raben Odhins, jene tausendjährigen Vögel, die aus fernster Vergangenheit die Kunde von untergegangenen Reichen und staubgewordenen Erdenkindern herbeitragen, umrauschen das Haupt des Weibes. Wie berührt von visionärer Erleuchtung scheint sie der Kunde zu lauschen und ihr Auge nach innen zu wenden in die eigne Erinnerung; der Blick ist traumhaft starr. Den linken Arm streckt sie hinaus, verkündend von den Wundern der alten Zeit; der Stab in ihrer Rechten wühlt lässig in einem Haufen alter Waffen, Spangen und Kronenreife zu ihren Füßen, unter denen ein Todtenschädel hervorschaut.

Zu beiden Seiten dieser Hauptgestalt stehen zwei reich mit figürlichem Leben ausgestattete Candelaber; an dem einen ranken sich die Gestalten der Siegfriedssage, an dem andern die des Märchens vom Dornröschen empor, die heroische und die gemüthliche Seite der deutschen Heldensage vertretend. Im Sockel des ersten zeigt sich uns der Nibelungenhort; mit Gold gefüllte Urnen, prachtvolle Waffen, Trinkhörner, Schmuckstücke aller Art. Über dem Sockel liegt der Zwergenkönig Alberich, der Wächter des Hortes, die Arme breit aufgestützt, den Kahlkopf mit ellenlangem Bart zwischen den Händen. Das weit aufgerissene Maul streckt er abwärts und aufwärts, gleich einem Schlüsselloche; der Künstler wollte ihn in humoristischer Symbolik kennzeichnen als das vor den Schatz gelegte Schloß. An der Basis des auf dem Sockel stehenden Candelabers sitzen Siegfrieds Eltern, König Sigmund und Königin Sigelind. Am Schafte des Candelabers klettern des Zwergkönigs Gesellen empor, denn der zum Jüngling herangereifte Siegfried hat eben den Drachen bekämpft und diesem eilen sie zu Hilfe. Zwei von den Kobold　hängen bereits oben dicht an der Candelaberschale, auf welcher Siegfried steht; ein anderes Paar hat den Mittelrand erreicht und bemüht sich, einem dritten Paar, das an der unteren Hälfte klimmt, herauf zu helfen. Der siegreiche Held aber hat schon seinen Speer tief in des Drachen Leib gebohrt und hebt die Hände dankend zum Himmel.

In ähnlich symmetrischer Anordnung rankt sich das Märchen vom Dornröschen an dem zweiten Candelaber empor. Im Sockel liegt die stolze

Brunhilde mit Schwert und Schild in den Flammen, aus denen sie nur ein siegreicher Kämpfer befreien kann. Hiemit ist die ernste heroische Wurzel angedeutet, aus welcher der parodierende Humor des Märchens vom Dornröslein erblühte. Was hier die Dornen, waren dort die Flammen: Gefahren, welche bestanden werden mußten, bevor der schöne Preis gewonnen wurde. Die strenge Sage machte so die Rundreise aus dem Munde der Helden in den Schoß des Volkes, die edle Überlieferung wird ein gemüthliches heiteres Märlein. Wie jenseits im Bilde König und Königin, so sitzen drum hier an der Basis des Candelabers Koch und Spinnerin. Der erstere, ein fleischiger Geselle mit Zipfelmütze und Bratspieß, im Gürtel den Kochlöffel, ist mitten in seinem Geschäft, zwei Hühner aufzuspießen, selig eingenickt. Er wollte den Küchenjungen, der unten zwischen den Füßen des Candelabers gleichfalls entschlafen, eben mit einer Maulschelle wecken, als auch ihn die unwiderstehliche Macht des Schlafes überwältigte; so hält er nur noch einen Haarbüschel des Knabenkopfes in der Hand, aber den Muskeln ist schon die Kraft eingeschlafen, den Knaben wirklich zu schütteln. Auf der anderen Seite nickt auch die alte Spinnerin am Rocken. Aus diesem träumenden Volksverstande heraus entspringt nun das Märchen von der verzauberten Prinzessin. Die Freier klettern eifrigen Muthes an dem Schaft des Candelabers empor, um das lockende Ziel im Sturm zu gewinnen. Der eine bläst lustig auf dem Hifthorn, der andere schwingt jubelnd sein Barett. Aber auf dem Mittelrande rasten schon zwei andere Bewerber in großer Ermattung, und dicht am Ziele verunglückt ein drittes Paar, stürzt wieder herab oder bleibt an den Dornen des Stammes hängen. Oben aber auf der mit Rosen umkränzten Schale ist der glückliche Jüngling angelangt, welcher mit fliegenden Locken und heißem Antlitz das Haupt dem lieblichen Dornröslein zuwendet, die im Zauberschlaf Befangene auf den Mund zu küssen und sie so in das wache Leben zurückzubringen. — Auszug aus einem Kunstberichte: Allg. Ztg. 1853, no. 20.

40. Auferweckung des Sohnes der Witwe. 2 Könige 4, 32.

Die Bibel in Bildern, von Schnorr v. Carolsfeld, Blatt Nr. 115.

Wer dieses von Herzeleid gebeugte kleine Mütterlein betrachtet, das hinten im engen Hausgange allein sitzt und sich ausweint, weil sie es nicht mehr erträgt an der Leiche des Kindes, der wird mit neuem heftigen Verlangen der eigenen Mutter im Grabe gedenken müssen. Aber der rechte Trost bleibt nicht aus für uns arme Menschen. Drinnen in der Kammer

steht der Prophet Elisa und baut auf den, dessen Name heißt Wunderbar. Mit aller Macht des Glaubens stille betend beugt er sich über das Bett, und siehe, den todten Knaben durchfährt es wie ein elektrischer Schlag, er schlägt die starren Arme auseinander, Licht bricht aus dem leichenhaften Auge hervor, er lebt. Welch ein tiefes banges Erlebniß hat uns Schnorr in diesem einen Bild erzählt, mit den wenigsten, aber mit wahrhaft tragisch wirkenden Mitteln. Wir begrüßen den deutschen Meister voll Ehrerbietung, voll Dank!

41. Wie erzählt der Dichter, wie der Chronist denselben Stoff?

Uhlands Spruch „Graf Richard von der Normandie" ist vom Dichter aus der Pariser Handschrift einer Reimchronik geschöpft, welche der Roman von Rollo heißt und von dem Normannen Robert Wace im zwölften Jahrhundert verfaßt ist in 16574 Versen. Das hier folgende Bruchstück daraus gehört der metrischen und wortgetreuen Übersetzung an, welche Franz von Gaudy zu Glogau 1835 erscheinen ließ, und findet sich da pag. 132.

Gleich werth der Ehren Richard fand
Des Priesters wie des Ritters Stand.
Bei Nacht schweift er und Sonnenschein
Umher, nichts jagte Furcht ihm ein.
Wohl manch Gespenst hat er geschaut,
Doch hat er sich vor nichts gegraut;
Was er auch sah bei Tag und Nacht,
Nichts hat ihm jemals bang gemacht.
Und weil er schweifte oft im Dunkeln,
So hörte man die Leute munkeln,
Daß er so klar bei Nachtzeit säh',
Wie Andere bei Tage je.
Er pflegte, streift' er durch das Land,
Bei jeder Kirche, die er fand,
Wenn er's vermochte, einzutreten,
Und ging's nicht, außerhalb zu beten.
Ein Münster fand er einst bei Nacht,
Wo gern er sein Gebet vollbracht;
Er ging von seinen Leuten fern,
(Die vor und hinter ihrem Herrn)
Band drauf sein Streitroß an die Pforte,
Und fand 'ne Bahr am heil'gen Orte.
Dicht an der Leich' vorbei er zog,
Und seine Knie vor'm Altar bog;

Die Handschuh auf ein Pult er hing,
Doch die vergaß er, als er ging.
Er küßt' die Erd' und schritt von dannen
(Nie konnte Furcht ihn übermannen),
Nur kurze Zeit weilt' er am Ort,
Nur kurz hat er gebetet dort —
Da hört er wie die Bahre kracht
Und hinter ihm die Leich' erwacht.
Er dreht sich nach dem Todten um
Und sprach: „Du rühr' dich nicht, verstumm!
Lieg still und ruh', wer du auch seist,
Ob guter oder böser Geist."
Drob sein Gebet Graf Richard spricht,
Ob lang, ob kurz, ich weiß es nicht,
Und sagt, bekreuzend sein Gesicht:
Per hoc signum Sanctae Crucis
Libera me de malignis!
Im Gehn sagt er noch: Ich befehle
In deine Hände meine Seele,
Nimmt seine Kling' und geht hierauf.
Da richtet sich der Teufel auf,
Indem er ihm entgegen schreitet
Und weit die beiden Arme breitet,
Als ob er Richard wolle fassen
Und ihn nicht von der Stelle lassen.
Richard bedenkt sich kurze Zeit
Und spaltet ihm den Schädel weit,
So daß er stürzt; ob er auch schrie
Und sich gesträubt, erfuhr man nie.
Als Richard seinem Gaul genaht,
Nachdem er aus dem Kirchhof trat,
Da fielen ihm die Handschuh' ein;
Die läßt er nicht, geht wieder rein,
Tritt an das Chor, holt beide Stück'.
Wohl Mancher ginge nie zurück.

Zur Analyse der beiden Bearbeitungen.

1. Robert Wace dichtet und verfaßt seinen sogenannten Roman, d. h. Geschichtsbuch vom Grafen Rollo aus kirchlich-mittelalterlichem Gesichtspunkte; jede nicht unmittelbar himmlische Erscheinung gilt ihm daher als Teufelsgespenst.

Bei Uhland erscheint überhaupt nur ein Geist, den jedoch der Humor des natürlichen Menschen noch seiner Furchtbarkeit entkleidet und so besiegt.

2. Wace erzählt selbstergriffen von jener Angst, die er beschreibt; Uhland mit vergnüglicher Freiheit gegen sein poetisches Object, daher besonnen und episch ruhig.

3. Bei Wace haben wir eine mittelalterliche Spukgeschichte im gedehnten Chronikenstil; bei Uhland ein behend gefaßtes ritterliches Abenteuer nicht ohne den Reiz des Alterthümlichen und Naiven.

4. Bei Wacens Erzählung schaudert vielleicht ein abergläubisches Weib; an der Uhlandischen ergötzt sich jeder unbefangene Knabe; der Eindruck bei jenem ist mönchisch, bei diesem menschlich; die Nachwirkung bei jenem komisch, bei diesem edel und ermuthigend, gleich einer That der Tapferkeit.

42. Die Entstehungsgeschichte von Mozarts Requiem.

Im Juli 1791 überbrachte ein unbekannter Mann, grau gekleidet und von ernstem Gesichtsschnitt, dem Componisten Mozart ein anonymes Schreiben ins Haus, worin der Künstler angefragt war, ob er die Composition eines Requiem übernehmen wolle, was er dafür an Bezahlung verlange und wann er damit fertig zu werden gedenke. Der Brief trug weder Ort noch Unterschrift, der Überbringer verweigerte jede Angabe über sich selbst und bemerkte über den, der ihn gesendet, daß derselbe ein vornehmer Herr und großer Musikkenner sei, in dem vorliegenden Geschäfte aber durchaus unbekannt bleiben wolle. Es hat sich erst nach Mozarts Tode mit völliger Sicherheit herausgestellt, daß der Graf Wallsegg zu Stuppach der Verfasser des Schreibens gewesen war, Besitzer mehrerer Herrschaften um Wiener-Neustadt, der zum Gedächtnisse seiner in jenem Jahre verstorbenen Gemahlin ein musikalisch namhaftes Requiem aufzuführen wünschte; der an Mozart gesendete Bote war des Grafen Haushofmeister Leutgeb.

Mozart sagte zu und verlangte etwa einen Monat Zeit zur Arbeit. Kaum war der Unbekannte mit diesem Bescheid fortgegangen, um Entschließung einzuholen, so erschien er abermals, entband den Künstler von genauer Einhaltung der vierwöchentlichen Frist, überließ es ihm ganz, nach Laune und Stimmung zu arbeiten, und indem er sogleich fünfzig Dukaten Honorar als Anzahlung erlegte, versprach er eine weitere Zulage bis auf hundert für das fertig abgelieferte Werk. Auf die Frage, wohin die Partitur, wann sie fertig sein würde, abgeschickt werden solle, antwortete der Bote: Ich werde sie selbst abholen; bemühen Sie sich nicht, den Besteller zu erfahren, es kann Ihnen gleichgiltig sein, wie er heißt, Sie sind gedeckt.

Die würdige umfangsreiche Aufgabe und das auffallende Dunkel, in welchem der Name des Bestellers gehalten war, machte Mozart die Arbeit um so interessanter. Er schritt sogleich zum Entwurf und begann trotz seiner damals schon wankenden Gesundheit die Ausführung mit allem Eifer. Allein nun erhielt er plötzlich den Auftrag, zur bevorstehenden Krönung Leopold II. in Prag eine Festoper La Clemenza di Tito nach Metastasios Libretto zu componiren. Als Kapellmeister des kaiserlichen Hofes konnte er sich dieser Verfügung nicht entziehen und durch die nun unvermeidliche Reise nach Prag hoffte er zudem Erheiterung und Genesung. Während er eben mit seiner Frau den Wagen besteigen wollte, stand der geheimnißvolle Bote wieder da und verlangte Aufschluß, wie es nun mit dem Requiem werden solle. Frau Konstanze ertheilte diesmal den Bescheid statt ihres unpäßlichen und bereits nur mit den Ideen zur neuen Oper beschäftigten Mannes: die kurz dauernde Ortsveränderung, versicherte sie, werde körperliche Besserung und Heiterkeit des Geistes mit sich bringen, das Arbeiten werde dann um so erfolgreicher und dem bestellten Werke um so förderlicher sein, wenn man von Seite des Auftraggebers nur so lange warten könne. Letzteres sicherte dann der Bote zu.

Allein nach der Rückkehr von Prag trat für Mozart abermals keine Zeit der Ruhe ein; die erste Aufführung der Zauberflöte war auf den 30. September 1791 voraus festgesetzt und nöthigte noch zu einer Reihe nachträglicher abschließender Compositionen. Schon hier zeigte sich an Mozart eine so bedeutende Erschöpfung der Kräfte, daß sich sogar öftere Ohnmachten einstellten. Gleichwohl ließ er sich nicht abhalten, am Requiem mit solchem Fleiße fortzuschreiben, als wäre er noch gesund. Diese Anstrengungen versetzten seine Gattin in die peinlichste Sorge. Sie that das Möglichste, um ihn zu zerstreuen; sie fuhr mit ihm in den Prater spazieren, um ihn vom Arbeiten abzuziehen. Auf einer solchen Fahrt überließ sich der sonst so vertrauensvoll heitere Mann dem schwärzesten Trübsinn; unter Thränen erklärte er, wie er selber fühle, daß er bald von ihr scheiden müsse, diese Aufforderung zum Requiem scheine wie von seinem Todesengel ihm zugekommen, er componire es nur für seine eigenen Exequien. „Mit mir dauert es nicht mehr lange! gewiß, man hat mir Gift gegeben!“ Noch einmal gelang es der geliebten Frau, ihn zu beruhigen. In den nun folgenden Tagen der ärztlichen Behandlung verfertigte er sogar die bekannte Freimaurer-Cantate, und die günstige Aufnahme, welche dieselbe fand, erhob ihn zu noch größerer Ermuthigung. So hielt es denn Konstanze selber nicht mehr für bedenklich, auf seine wiederholte Bitte ihm das Requiemmanuskript

wieder zu geben, das sie ihm seit jener letzten Praterfahrt aus den Augen geräumt hatte. Schon nach wenigen Arbeitstagen trat neuerdings Melancholie und Schwäche ein, Mozart mußte zu Bette und verließ es nicht mehr. Zwei Wochen nachher hatte er aufgehört zu leben. Am Morgen vor seinem Tode forderte er die Partitur noch einmal, um mit seinen anwesenden Freunden daraus zu singen. Sein Schwager Hofer hatte die Tenorpartie, die beiden Opernsänger Schack und Gerl den Sopran und Baß, Mozart selbst die Altstimme. Bei den ersten Takten des Lacrymosa fing Mozart heftig zu weinen an und legte die Noten bei Seite. Als am Abend sein Schüler Süßmayr erschien, der ihm schon bei Ausarbeitung des Titus an die Hand gegangen war, begann der Kranke eine eifrige Unterhaltung über die zwischen Beiden schon oft besprochene Composition, und mit nassen Augen darin herumblätternd, schloß er: Hab ich es nicht gesagt, daß ich das Requiem für mich selbst schreibe? Auch in der Nacht noch, da sein Zustand bereits hoffnungslos geworden war, beschäftigte ihn die noch nicht fertig geschriebene Instrumentation, in seinen Todesphantasien blies er die Backen auf und suchte mit dem Munde den Paukenschlag nachzuahmen. So fand er denn um 1 Uhr Nachts des 5. December in seinem 36sten Lebensjahre sein Requiem aeternam. Die letzten Worte, welche er am Requiem geschrieben hatte, gehören in das Dies irae und lauten im Texte dieses Hymnus:

Lacrymosa dies illa,
qua resurget ex favilla
judicandus homo reus!

Sein treuer Schüler Süßmayr, der das Werk beendigte, schloß dieses Lacrymosa mit der darauf folgenden rührenden Bitte:

Huic ergo parce Deus,
pie Jesu, Domine!

Schone seiner, Herr, in Gnaden,
Jesu, steh ihm freundlich bei!

Süßmayr war nicht nur in Mozarts noch ungeschriebene Intentionen vollständig eingeweiht, auch seine Notenschrift war derjenigen seines Lehrers zum Verwechseln ähnlich. Er schloß das Werk ab und befreite so die Witwe von der quälenden Sorge, daß der Besteller die Abnahme des Unvollständigen verweigern und die Rückzahlung des empfangenen Honorars verlangen werde. Der Bote des Geheimnißvollen erschien alsbald

wieder und erhielt die beendigte Partitur. Der Empfänger ahnte die ihm gespielte kleine Täuschung nicht, knüpfte aber sofort eine um so viel größere daran. Der Graf schrieb die ihm überlieferte Partitur eigenhändig um, nannte sich auf dem Titelblatt als den Componisten und ließ das Werk als das seinige in der Cisterzienser Abtei zu Wiener=Neustadt unter allem kirchlichen Gepränge zum Andenken seiner verstorbenen Gemahlin aufführen. Daher also rührten diese ursprünglichen und fortgesetzten Wege der Heimlichkeit, diese anonymen Correspondenzen und mündlichen Botschaften, daher auch der vorausgeschlossene Vertrag mit Mozart, dahin lautend, daß der Verfasser das Eigenthumsrecht an sein Opus auf immer an dessen Besteller käuflich abtrete. Schutzlos schien das Werk der Armuth nun dem reichen Schlaukopf in die Hände geliefert, um hundert Dukaten meinte der Magnat dem darbenden Genius die Unsterblichkeit abgekauft zu haben. Allein unendlich scharfsinniger als alle gelungenen Geldspeculationen macht jene dankbare Liebe, mit der sich das Werk des Geistes dem Herzen der Nachwelt einprägt; diese Liebe wird nicht müde, den dunkelsten Verhältnissen in der Vergangenheit nachzuspüren und deckt die verschütteten Quellen der Wahrheit von neuem auf. Nicht blos die vom Grafen Wallsegg in betrügerischer Absicht angefertigte Kopie hat sich später in seinem Nachlasse noch vorgefunden, auch das dem Grafen zugestellte Manuskript Süßmayrs ist im Jahre 1838 wieder zum Vorschein gekommen.

Vorstehende Erzählung dialogisirt gedacht, in Handlung und Scene gesetzt. Situation.

Mozarts Studierzimmer. Frühmorgen, die Lampe brennt noch, Mozart am Arbeitstische schlafend.

Konstanze tritt ein, gewahrt den Erschöpften und benutzt den unbemerkten Moment, das verderbliche Manuskript auf die Seite zu räumen. Dem darüber Erwachenden äußert sich die Gattin in jenem warnenden Tone, der in Goethes Tasso (Act 4, Scene 2) das Gespräch lenkt:

— Hüte dich,
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken. — Dir
Gewährte dann die schöne Harmonie
Der hergestellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens suchst.

Der Künstler erwidert:

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.

Während Mozart die Frucht dieser Nachtstunden vorzuspielen beginnt, eine Partie aus dem Dies irae: „Quid sum miser tum dicturus?“ klopfts draußen an der Thüre; die Gestalt des unbekannten Bestellers erscheint und stimmt intonirend bei:

Judex ergo cum venturus.

43. Fortsetzung der Äsopischen Fabel vom zerplatzten Frosch.

Zwei Frösche begegnen einander; der eine spricht: du kennst wohl auch jenes tragische Ende von einem unserer Ahnen, der sich aufblähte, bis er platzte, ich mag diese alberne Geschichte nicht glauben, sie ärgert mich.

Ei doch, sagte der andere, was so gelehrte Leute erzählen und in allen Schulen immer gelesen wird, das muß doch wahr sein, das muß man doch wohl glauben.

Nein, erwidert der Erste, gerade deswegen nicht. Um so gelehrter, um so verkehrter. Das heißt doch unser einem gar zu viel zumuthen, sich mit einem so vierschrötigen Thiere an Größe messen zu wollen, wie jener Mastochse gewesen ist.

Die Viper in der Fabel, versetzt der Andere, biß auch in die Feile, der Berg gebar ja auch eine Maus, der irdene Topf maß sich gleichfalls mit dem ehernen.

Fabula non nascitur, nisi subsit aliquid; Etwas muß doch einmal hinter der angeblichen Sage gesteckt haben.

Der Erste sagt: Da hat man's ja! So gehts in der Welt. Wo so ein Gelehrter mit dem Mikroskop seines unbeschäftigten Gehirns einmal was zu sehen vermeint hat, das wird für euch gleich zur Existenz, daraus macht ihr alsbald einen Glaubensartikel. Nun will ich dir erzählen, was ein

Sprachforscher neulich aus dieser alten Geschichte gemacht hat. Nicht ein Ochse auf der Heide war's, mit dem der Frosch sich maß, sondern eine bloße Eidechse, die man in der Landesmundart bekanntlich Heidochse nennt. Und mit einer Eidechse kann sich ja ein Frosch wohl an Umfang messen wollen.

Aber mein Freund, glaubst du der Geschichte nun etwa mehr als vorher?

Keineswegs, erwiderte der Andere. Vorher wars doch noch eine Art Fabelei, über die man sich streiten mußte, weil man die lächerliche Anstrengung des Frosches dabei nicht aus dem Sinne brachte; jetzt aber ist's ja ein bloßer Wortwitz ohne alle Begebenheit.

Nun so will ich dir, sprach der Kamerad, die Sache einfach erzählen, wie sie wirklich gewesen ist.

Neben einem Sumpfe, in welchem eine Schaar von Fröschen groß und dick werden konnte, zog ein Ochse den Ackerpflug und war bei seiner Arbeit mürrisch und verdrießlich genug. Den ganzen langen Sommertag hatte er noch keinen einzigen Büschel des üppigen Grases abweiden können, das nur ein paar Ackerfurchen von ihm entfernt dorten am Uferrande appetitlich aufschoß. Da sprang ein Fröschlein ihm entgegen und quakte voll Fröhlichkeit. Du könntest auch dein Maul halten, erbärmlich kleine Krott! brummte der Stier.

Ei warum nicht gar, sagte der Frosch, haben wir doch Grund genug ein Lied zu singen. Klein bin ich und schwach, das ist wahr, mit Mastochsen kann ich mich nicht messen; aber daß ich frei bin, das muß auch wahr bleiben.

Was hilft dir deine Größe, deine Körperstärke, wenn du Tagelang im Joche ziehst, viel Schläge und wenig Futter bekommst?

Nicht um alle Welt möchte ich mit dir tauschen, dein Loos mit meinem. — —

„Richtig, richtig! unterbrach jetzt den Erzähler sein theilnehmender Zuhörer, das war getroffen!"

Und der Andere fuhr fort: ja warte nur!

In diesem Augenblick kam ein Peitschenhieb geflogen, der Zugochse nahm einen großen Schritt und unabsichtlich war der vor ihm sitzende Frosch zertreten. Da blieb er im Wege liegen, und das bäurisch grobe Kindermärchen erzählte nachher, vor lauter Aufgeblasenheit sei er drauf gegangen.

44. Das Bessere, des Guten Feind.

Ich fliege nicht blos über Feld und finde mein Futter, sagte die Taube prahlend zum Fuchs; ich trage auch zugleich die wichtigste Nachricht brieflich durchs Land.

Siehst du, hier unter meinem Flügel ölgetränkt, mit ein paar Zahlen beschrieben, hängt ein Zettel. Mein Herr ist nämlich der reiche Müller, dem ich wöchentlich einmal die Fruchtpreise aus der Hauptstadt überbringe, denn eine solche Taubenpost ist schneller, als vierspännige Extrapost. So treiben wir nun neben dem Landbau bereits den Großhandel. Wollten es unsere Bauern nur auch so machen, wie wir! Bleibt ihnen nicht übrige Zeit genug zur Industrie, und liegt ihnen diese mit Spinnrocken und Webstuhl nicht nahe genug an der Hand? Schau, wie hübsch hätten sie alsdann nur einmal zu arbeiten und zweimal zu essen.

Der Fuchs hatte manche Stirnrunzel während dieser Worte gemacht. Bald genug, begann er, wird dich dein Müller wieder in den Schlag sperren, damit du ihm das Saatkorn nicht wieder wegpickst; bald genug wirst du ihm wieder ein veraltetes Werkzeug sein. Betrachte diese Neuerungen zusammen, die seit Kurzem unser Thal so durchaus verändert haben. Hier von der alten Heerstraße weg läuft der telegraphische Draht über Strom und Gebirg fort; er macht euch Brieftauben entbehrlich. Dorten die amerikanische Kunstmühle, die ihre gigantischen Dampfarme über die Weidenbäume emporhebt, sie macht deinen Müller drunten am Weidenbache entbehrlich. Und jene Spinnmaschinen und mechanischen Webstühle, die aus der neuen Fabrik bis zu uns herüber klappern, jagen den letzten Spinnrocken zur Bauernstube vollends hinaus. Selbst meine Kleinindustrie ist schon überrumpelt, der Bauer fängt mir jedes Häschen in Schlingen, und seine Hauskatze stiehlt ihm die eigenen Hühner vor mir weg.

Glaube mir, Freundin, das Bessere ist der Feind des Guten.

45. Tanne und Maulbeerbaum.

Mit Geduld und Zeit
Wird ein Maulbeerblatt zum Seidenkleid!

Horch, wie schön, was für ein edler Spruch, sprach der Maulbeerbaum zu einer Tanne; und wie schnell hat sich dieses Wahrwort hier erfüllt!

Die Seidenspinnereien wachsen ja über Nacht aus dem Boden. Welch prächtige Gebäude dorten, verglichen mit den armseligen Strohdächern, die ehedem hier zwischen den dunkeln Waldsäumen versteckt lagen. In diesen neuen reinlichen Häusern verarbeiten sie bereits ihre selbstgewonnene Seide. Nun will es aber unser Herr noch weiter treiben, diese ganze Umgegend soll in eine hübsche Maulbeerpflanzung verwandelt werden. Da droben auf den Berghöhen hat er rings den Tannenwald niedergelegt, und du bist fast schon die letzte deines Geschlechtes, drum gönnt man dir diesen Platz im Park, wie man noch wilde Thiere der Seltenheit wegen im Zwinger füttert.

Die Tanne erwiderte: „Du machst es wie alle jüngern Leute, welche die Neuzeit immer bei sich anfangen lassen, wenn sie bemerken, daß ihnen ihr bißchen Verstand ebenfalls zu wachsen beginnt. Später müssen sie dann freilich mit dem Verstande der alten Zeit vorliebnehmen, nachdem sie sich so oft über denselben lustig gemacht hatten.

Wir Tannen machen nicht so vorschnell Schlüsse, denn wir brauchen zum Wachsen unser gutes Stück Zeit. Wenn man aber hier einmal keine Seide mehr spinnen wird, weil einem im holzlosen Winter die Finger erfrieren — dann werdet auch ihr junge Maulbeerbäumchen hier nicht mehr wachsen, weil vom waldlosen Gebirg Windstöße und Wildwasser ins Thal stürzen und euch den Fruchtboden unter den Füßen wegnehmen. Alsdann, glaub mir, wird man auch wieder an uns altmodische Tannen denken.

Die Fabeln vom Hute.

46. Tellenhut, Jacobinermütze und Napoleonshütchen.

Es ist schon lange her, daß du nicht mehr zu meinem Horst heraufgeklettert bist, sprach der Lämmergeier auf dem Gotthard, als die Gemse aus Unterwalden zu ihm auf Besuch kam. Und diese erwiderte: Wir halten es nicht mehr nöthig, so hoch nach Futter herauf zu steigen, gefahrlos stehen mir alle Alpenweiden offen, seitdem bei uns im Thalgrunde die Jacobinermütze floriert und das Napoleonshütchen Mode ist. — Was sollen wohl das für Dinger sein? fragte der Adler, und die Gemse hub an zu erzählen.

Wenn du inzwischen von hieraus hinab gesehen hast auf den Marktplatz von Altorf, oder dorthin auf den Landungsplatz von Stansstad, so sahst du auf derselben Stange, wo sonst der Tellenhut aufgesteckt war, gestern die Jacobinermütze und heute das Napoleonshütlein hängen. Das

eine ist ein rother Filz, das andere ein schwarzer, beide kommen aus Welschland. Aber welches von beiden auf der Stange bleiben sollte, das war der Streit; das hat Lärmen gemacht! Ein Krachen gab's, als ob die Firsten bersten sollten, und das alles um einen Hut und eine Mütze. Nachdem die beiden Parteien sich satt gerauft hatten, mußte zuletzt die Mütze herunter und statt ihrer das Hütchen hinauf, das ein kleiner Franzose von Marengo mit über den Gotthard gebracht hatte. Da wollten die Ehrensalven aus allem Geschütz nicht mehr endigen. Und nun ist unser Leben im Gebirge wie umgewechselt. Alle Bergweiden haben wir ohne Zins in Besitz. Kein Senne mit der Büchse im Anschlag lauert mehr auf uns, kein Sennhof steht leer, seine Heerden hat der Franzose requirirt, seine Knechte hat er zu Soldaten gepreßt, für den Welschen müssen sie nun ihr Pulver und Blei verschießen, die Gemsjäger sind wie ausgestorben, frei leben wir wieder wie einst im Paradiese. Ich schwöre dir, so lange der Napoleonshut aufgesteckt bleibt, habt ihr Raubvögel gleichfalls euer goldenes Zeitalter. Richten aber die dort drunten einmal den Tellenhut wieder auf, dann nimm deine jungen Adler in acht, oder zieh fort mit ihnen nach Welschland!

47. Der Hut als Vogelscheuche.

Flieh, Vater! rief der junge Sperling dem alten zu, dorten im Weizenfelde steht der Napoleon, er hat die Vogelflinte schon angelegt, ich kenn ihn am Hute.

Bleib, bleib, sagte der alte Sperling und pickte ruhig sein Körnlein weiter, ein alter Hut ist's, als Feldscheuche auf die Stange gesteckt. Wenn der Mann todt ist, schreckt man noch die Kinder mit seinem Namen.

48. Der Calabreser- und der Cardinalshut.

Ein calabrischer Schafhirte betrachtete den Cardinal Antonelli, der den Bergweg auf dem stattlichsten Maulthiere heraufgeritten kam. Ein vornehmes Gefolge umgab Seine Eminenz, ein scharlachner reich bequasteter Krempenhut beschattete das fürstliche Gesicht. Ach, seufzte der Schäfer und wendete sich an seinen Sohn, wie verschiedenartig erfüllt sich Gottes Wort, das da sagt: Weide meine Lämmer! Sieh, Luigi, jener Mann hats besser, er ist ein Menschenhirte geworden; unser armer Hirtenstab hat sich in seiner Hand zum fürstlichen Krummstab verwandelt. Er besitzt das fette Land, wir

haben eine Steinhütte. Wir bauen ihm den Wein und mästen ihm den Truthahn; uns benediciert er Brod und Wasser. Wir schlafen im Regen und Wind, er hat sein Schäfchen im Trockenen. Und warum das, weil etwa sein Krempenhut hochroth ist? Dazu gehört doch nicht mehr, als daß wir unsern grauen Filzhut mit der gleichen Farbe anstreichen würden, mit der wir unsere Schafe rötheln.

Jetzt hatten die Reisenden das Bergjoch erreicht. Hier riß ein Windstoß dem Cardinal den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn in den nächsten Wassersturz. Hol ihn heraus, Schäfer! schrie das Gefolge. Nein, Luigi, rief der Alte seinem Sohne zu, bleib, laß ihn dort nur fertig baden. Wenn ihm der Bach die rothe Farbe abgewaschen hat, ist er dem unsrigen an Farbe und Form vollkommen gleich. Ihr sollt Hirten sein, wie wir; gleiche Brüder, gleiche Kappen! Aber während wir die Schafe behüten, scheert ihr sie.

„Nachdem wir sie wenigstens vor deinem Räuberneid gesichert haben, armseliger Brigante, oder Socialist!“ So sprach der Cardinal, und zum Gefolge gewendet, das inzwischen den Hut herbeigeholt und abgetrocknet hatte, sagte er: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem König David und einem Hutmachergesellen.“

Ein deutscher Dichter durchwanderte eben damals die Gebirge Kalabriens und war Ohrenzeuge dieses Gespräches gewesen. Er wurde später als Minister der glückliche Lenker eines kleinen Herzogthums. In seinem Tagebuche steht jenes Cardinals Rede mit deutschen Worten also verzeichnet:

Wollt Ihr den Menschen wahrhaft nützen,
So müßt Ihr sie scheeren und sie beschützen.
(Goethe, Zahme Xenien 2, 307).

49. Hüte und Käppi.

Die Schlacht bei Solferino war geschlagen. Mehr als eine andere der Neuzeit war sie eine Schlacht der individuellsten politischen Ideen, anders gefaßt von jeder dabei betheiligten Völkerschaft, doch von jeder gleich heldenmüthig verfochten und mit dem Tode besiegelt. Die verschiedensten politischen Parteien bedeckten die Wahlstatt: namenlose Leichen, nackt geplünderte Körper, durch nichts mehr kenntlich als durch die mannigfachen Arten ihrer Regimentshüte. Da lag der Kalabreser neben dem Cavourshute, das Napoleonkäppi neben dem Herzogshute aus Österreich, auch der Kossuthshut hatte seine Parteigängerrolle mitgespielt, selbst der Tellenhut war nicht ganz neutral geblieben; kurz, der politische Hutmacher an der Seine hatte

sein Magazin fuhrenweise hier ausgeleert. Da die Geister der Erschlagenen schwiegen, setzten deren Zwist die herrenlosen Hüte fort, wie sich die Bedienten zanken, sobald ihre Herrschaft den Saal verlassen hat, und der Schäferhut aus Kalabrien begann zu seinem Nachbar Garibaldini:

Bruder, das war ein ruhmreicher Tag für Italien! Allerdings, ein unsterblicher, versetzte der Garibaldini; auf uns Beide wird man Münzen prägen, wie einst nach Cäsars Ermordung Brutus und Cassius solche prägen ließen, auf denen der Hut war, den Römern das Zeichen der abgeworfenen Knechtschaft. Und ich schwöre dir, übermorgen schon wird Rom wieder die Hauptstadt Italiens werden.

Hörst du jene zwei Narren schwatzen, sprach hierauf der Cavourshut zum Nachbar, dem französischen Käppi. Sie schreiben sich den Sieg zu; als ob solche Gebirgsräuber und Kirchenbettler die Leute dazu wären. Ich mit meinem diplomatischen Scharfsinn habe dir in Paris die Intrigue eingefädelt, und wenn ich nicht mit unter dem Hütchen gespielt hätte. . . .

Übermüthiger, Undankbarer! erwiderte das Napoleonchen, mein ist die Macht! Oder wer sonst hätte diese wilden Afrikaner herbeigezaubert, diese Turkos und Zuaven, die heute die lombardische Krone in Stücke rissen?

Pfaffenregiment! Metternichisches schwarzes Kabinet! brummte eine Stimme dazwischen. Auch du da? fragte erstaunt ein österreichischer Federhut voll goldner Schnüre den Tellenhut. Daheim hört man dich auf deine Neutralität pochen und draußen gehst du als Reisläufer mit allen Fahnen der Welt. Heute fichst du mit Kossuth gegen unsern Kaiser zu Wien, während du für eben diesen gestern noch Ofen vertheidigtest gegen die stürmenden Ungarn. Kamerad, nichts für ungut; die Tage des Landknechtslebens sind nun für dich vorbei, und um in das Freiheitsgeschrei dieser Gelbschnäbel hier einzustimmen, dazu bist du zu erfahren, zu alt. Ein Hut, der sich nach jedem Lüftchen dreht, muß endlich windschief sitzen. Eben wollte der Schweizer losdonnern, der Vorwurf wurmte ihn. Gerechte Nothwehr gegen des Landes Erbfeind . . . Schillers gährend Drachengift . . . . Fraticelli Ticinesi und noch manches andere Kraftwort kam ihm zwischen die Zähne — da gebot die Stimme eines Dritten aus der Höhe her unvermuthet Ruhe.

Hollah! riefs herab aus dem benachbarten Maisfelde, und man erkannte sogleich die grobe Sprache des Bergamasken, könnt Ihr in dieser späten Stunde noch nicht Ruhe halten? Kinder, gehet nun schlafen, aber lernet Weisheit vom Alter. Ich, ein breitkrempiger Fuhrmannshut, bin euer aller Adam, Ahnherr und Vorgeschaffner, ihr alle seid aus meinem Leibe

geschnitten, Filz von meinem Filz. Erkennet euer Schicksal in dem meinigen voraus. Meine Krempe hat die Bäuerin zu Tuchschuhen für den Winter verflochten, meine Gupfe hat der Bauer als Vogelscheuche hier zwischen die Maiskolben gesteckt. Jene tritt mich buchstäblich mit Füßen, dieser macht mich zum Popanz. Ihr eiteln Jungen, morgen schon seid ihr zusammen aus der Mode. Soll euer Hut eine Krone werden, so dürft ihr ihn nicht als Schlafmütze tragen.

„Und wenn man auch den Tyrannen ersticht,
Ist immer noch viel zu verlieren;
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren!"

Goethe, Xenien 4, 320.

Fabeln vom Thurme zu Babel.

50.

Der Thurm zu Babel war zu dem Zwecke erbaut worden, damit man ihn überall in der Umgegend erblicken und jeder sich Verirrende in sicherer Richtung wieder heimfinden könne. Er verhinderte also ursprünglich, daß die wenigen Menschen der Urzeit sich von einander entfernten und in den Wüsten sich verloren. Allein das Zusammengedrängtsein der sich vermehrenden Gemeinde auf einem schmalen Raume erzeugt Mangel; bald waren die Feldfrüchte nicht mehr auf dem Halme sicher, die Thiere nicht mehr auf der Weide. So wurde man genöthigt, den Thurm in ein Staatsgefängniß zu verwandeln. Die Folge davon war nun, daß die Diebe eben so weit, als der Thurm sichtbar war, der Strafe des Zuchthauses zu entfliehen suchten. Kamen sie auch heimlicher Weise wieder nach Babel zurück, um sich da mit den Ihrigen zu berathen, so redeten sie unter einander ein Rothwelsch, eine voraus festgesetzte Gaunersprache, die kein Diener der Obrigkeit verstehen konnte. Die Partei der Rothwelschen wuchs so allmählich auch in Babel heran. Auf diese Weise wurde der Thurm unfreiwillig Ursache, daß die Menschen, die er ursprünglich hatte vereinigen sollen, sich von einander trennten und ihre Sprache sich verwirrte. Die Gegend verödete wieder und der Thurm zerfiel.

51.

Es ist dir zu gering, o Herr, daß deine Blitze diesen prahlenden Thurm einäschern; überlaß es mir, deinem Knechte, und in kurzen Tagen will ich den Bau stürzen! So sprach der Engel der Zwietracht zu Jehovah und fuhr zur Erde hinab. Hier ging er von Aufseher zu Aufseher im Bau umher, jeden befragend: Meister, wie soll der Thurm heißen? Himmelsburg und Walhalla, sagten die Gottgläubigen; Luginsland und Sternwarte, sagten die Naturforscher; Zwing-Babel sprachen die Politiker. Jeder beharrte auf einem andern Zweck und auf einem andern Namen. Von Worten kam's zu Thätlichkeiten, alles nahm Partei, keine Hand arbeitete mehr, die müßigen Leute verliefen sich. Noch nicht fertig, zerfiel der ungeheure Thurm wieder in Trümmer.

52.

So lange ich selbst in die Zeit hineinpaßte, sagte der Thurm zu Babel, hat die Zeit mich auch zu erhalten gewußt. Erst als die Menschen im Ganzen sich änderten, zerfiel ich und ging verloren. In jenen frühesten Tagen, da die Menschen ihren Gott im Himmel allein suchten und ihn deshalb in himmelhohen Häusern verehrten, wuchs ich alljährlich noch um ein paar Stockwerke weiter. Denn ich sollte die Spitzen der Gebirge überragen, man wollte von meiner Zinne aus in die Milchstraße blicken, die Gestirne zählen, die Loblieder der Engel hören, Gott auf seinem Throne sehen. Doch schon König Cyrus war anderer Meinung; er ließ mich zum Theil wieder abtragen, um mit meinen Quadern die Stadtmauern von Babylon wehrhafter zu machen. Das war die erste bürgerliche Verwendung meiner cyklopischen Werkstücke; heute nun findet wahrscheinlich die letzte statt. Hier führt man soeben mein zerbröckelndes Gestein im Rollwagen hinweg zum Aufbau des ersten Bahnhofes in diesem syrischen Lande. Und der Trost, der mir hiebei bleibt, ist der, daß mindestens meine alternde Masse es wieder ist, aus der sich die Neuzeit ihre Formen schafft. Jenes Menschengeschlecht von Einst hatte die Handwerksmühe für diejenige Waffe gehalten, mit der man den Himmel stürmen könne; ihr Kinder von Jetzt versuchet dasselbe mit dem Handwerke und dem Geiste zugleich. So erobert ihr wenigstens die Erde, die mich verschüttete, ehe ich den Himmel erblickt.

53.

Meister Zwirner zu Köln war endlich alt und müde geworden, sein Münsterbau wollte nicht bis zum Dache wachsen, die Dombaukreuzer blieben aus, Deutschland steuerte nicht mehr. Er übergab dem Werkführer das lahme Geschäft und ging zur Erholung auf Reisen. Die Eisenbahn brachte ihn bis Triest, ein Lloyddampfer von dorten eben so rasch nach Syrien, hier ein Karavanenkameel nach Ninive und Korsabad, wo er allem Vermuthen nach noch mit Freund Layard zusammentreffen mußte, der damals in den Ruinen von Ninive forschte und grub. Schon von ferne sagte ein gewaltiger Schuttkegel seinem Kennerauge, daß er sich dem Belthurme nähere. Mit dem uns angebornen frommen Schauder betrat der berühmte Mann die denkwürdige Stätte, wo der Herr die eine Sprache des Menschengeschlechtes verwirrt und in die der vielsprachigen Völker getrennt hatte. Aber warum doch that dies Gottes ewiger Rathschluß? so war die erste Frage, die sich dem deutschen Denker aufnöthigte. Um uns arme Menschengeister noch mehr zu verwirren? Unmöglich! Oder ist dies eben etwa auch nur ein Sagt man? Ist den Babyloniern damals etwa auch schon der Dombaukreuzer ausgeblieben, wie uns zu Köln am Rheine? Wie lächerlich aber lautet diese Frage unserer modernen Noth hier unter den weltalten Ueberresten. Doch halt, schnell denk ich mir den Architekten des Thurmes zur Stelle, mit seiner assyrischen Verschmitztheit laß ich meiner deutschen Einfalt nachhelfen. Sofort erschien der Baumeister des Bel und redete also zu Zwirner:

Ihr Deutschen! Zu der Zeit, als ihr insgesammt nur noch einerlei Zunge und Sprache kanntet, da sprachet ihr Alle: Wohlauf, lasset uns Ziegel streichen und brennen, daß wir nicht zerstreuet werden in alle Länder. Und alles strich Ziegel, nahm Stein und Kalk und baute mit an der Stadt Rom und zahlte mit am Bau der Peterskirche, daß ihre Kuppel fast in den Himmel reichte. Darauf fuhr der Herr hernieder auf jene Weltstadt der lateinischen Kirche und sprach, wie geschrieben stehet: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, wohlan, lasset uns ihre Sprache verwirren!

Und alsbald ging aus von Wittenberg ein Mönchlein und begann deutsch zu predigen des Herrn Wort. Und siehe, die Völker fielen ab von der römischen Stadt; daher heißet ihr Name Babel, darum daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache.

So lautete des assyrischen Baumeisters Bericht. Aber des Deutschen stille Entgegnung stimmte nicht damit überein. Geh mir, du Stockprotestant, dachte sich Zwirner, du möchtest mich um alle meine Freude bringen an der heiligen kirchlichen Kunst, wir denken nicht mehr so intolerant, so ausschließend, wie du. Doch der braune Assyrier erwiderte noch einmal: So lerne also denken, wie dein Herr und Meister, da er sprach: „Glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet anbeten, sondern im Geist und in der Wahrheit„ (Johann. 4, 21. 24).

54. Die Königswahl der Bäume.

Buch der Richter Cap. 9, 8.

Die Bäume brauchten einen König und ihre Wahl fiel auf den Ölbaum. Er aber schlug diese Würde bescheiden aus und sprach, ich will lieber Gott und den Menschen dienen, mein Beruf ist, mit Balsam die Hörner des Altars zu salben und den Schmerz der Verwundeten zu stillen. Als hierauf das Stimmenmehr auf den Feigenbaum fiel, erwiderte der: Ich kann nicht, ich muß im Garten des Königs dienen; dafür hat mich Salomon im Hohenliede besungen, ein Preis, der mir um keine Krone feil ist. Und ebenso sagte der Weinstock, als er in Vorschlag gebracht wurde: Ohne König zu sein genügt es mir an meinem sprichwörtlichen Ruhme: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm du und sei unser König. Und der Dornbusch antwortete: Ist es wahr, daß ihr mich zum Könige salbet über euch, so kommet und vertrauet euch unter meinen Schatten; wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern Libanons. So lasset uns ihn erwählen, anstatt ihn zum Feinde zu haben, riefen die Übrigen; denn sein Gestrüppe hält rings um den Weinberg die Füchse ab und macht den Hochwald unwegsam, daß uns des Menschen Axt nicht zu erreichen vermag. Und so erkoren sie ihn und glaubten sich in seiner Obhut sicher. Da kam der erste Herbstfrost und mit ihm die Winzer, um die noch übrigen Trauben im Weinberge zu schneiden. Der eine fror und wünschte, die starren Finger sich zu wärmen, jener hungerte und wollte sein Mittagsmahl kochen, ohne Weilen hieben sie den öden Dornstrauch um und warfen ihn in die Flamme. Die Nacht war längst hereingebrochen und alles Feld wieder menschenleer, da blies der Wind die Gluth noch einmal an und jagte sie hinauf zum Berge. Der ganze Hochwald gerieth in Flammen. Wehe! rief am Hügel

unten Ölbaum und Feigenbaum. Wehe! antwortete oben am Berge die Ceder, wie grausam büßen wir nun jenen falschen Edelmuth, der auf sein natürliches Recht verzichtet und den Unwürdigen damit beschenkt!

Wer sich hält an den Dorn
und fällt, ist zweimal verlorn.

55. Die Lastthiere am Bergstrom,

oder für den Arbeiter wird es nie bleibender Feierabend.

Die Mönche von Einsiedeln kamen zur Klosterweide herauf geritten, schirrten Saumroß und Packesel ab und ließen sie beim Zuchtstier auf der Weide grasen; dann klopfte man die Steinchen aus den Sandalen, trocknete den Schweiß, schnürte den Proviantsack auf und kaute die harte Älplerkost, Roggenbrot und Ziger. Nicht ein Bischen Butter war in der Alphütte aufzutreiben, alle war schon verkäset, das Schottentrinken mundete dem Novizen nicht. „Deine Fußstapfen triefen von Öl, „wiederholte er aus dem Psalm, mit einem Blick auf die blühende Alpe und die fetten Kühe, und gleichwohl könnten wir hier verhungern und verdursten. Geduld, mein Sohn, erwiderte ihm sein Lehrer, der Pater Großkellner, das Alles wird in Kurzem hier anders werden. Inzwischen sah man durch die Scharten der Bergwände in der tiefen Schlucht drunten einen Rauchstreifen heranziehen, dünn und endlos lang, wie der Faden den Theseus durchs Labyrinth spannte. Dann wurde die Locomotive sichtbar mit ihrer Schlange von nachgezogenen Wagen, in weitem Zickzack den Weg herauf zur Gebirgshöhe suchend. Man machte heute die erste Gotthards-Probefahrt. Staunend blickten die Mönche dem Zuge entgegen. Damit, begann der Novize, geht doch gewiß unser saurer Weg des Terminirens für immer zu Ende! In Schneesturm und Sonnengluth, thalauf und thalab, von Hütte zu Hütte ums Almosen laufen, nicht wahr, Pater Antonius, diese Armseligkeit wird damit ihr Ende erreichen? Und der Pater Großkellner erwiderte in gleicher Stimmung. Nicht der Gehorsam, mein Sohn, wohl aber der darbende, wird bei uns enden, wenn nun Handel und Industrie in unsere Einsamkeiten vordringen können. Dieser Hochwald hier verfault uns nutzlos, aber lasset den schiffzimmernden Holländer kommen und er wiegt uns diese Stämme der Tannen und Ahorne mit Gold auf. Diese mühseligen Berggüter werfen uns kaum mageren Käse ab; einst werden um sie hundert

Pächter sich übersteigern und uns dafür Brot und Wein vor die Klosterpforte fahren. Erinnere dich des Virgilischen Verses, den wir erst gestern zusammen übersetzten:

Robustus quoque jam tauris juga solvet arator;

Wir selbst sind damit gemeint; dorten weidet unser Klosterstier in ursprünglicher Freiheit, nur wir, seine Herren, tragen noch das Joch des darbenden Gehorsams, einer sich nicht lohnenden Arbeit.

Ein heller Pfiff schallte echoreich durch die Felsenwände empor und meldete, daß der Zug nun die letzte Steigung gewinne; die Mönche sprangen der nächsten Höhe zu, um ihn hier noch einmal vorbeigleiten zu sehen. Niemand war nunmehr auf der Weide als der grasende Muni und seine beiden neuen Gesellschafter, das Saumroß Alplöhli und der Packesel Baldewin. Letzterer diente seit drei Jahren schon im Kloster und war von den Novizen lateinisch dressirt. Dies kam ihm in diesem Augenblicke zu statten. Hörtest du's, Muni, begann er, daß der Mensch dich von Pflug und Joch erlösen und deiner alten Bergfreiheit zurückgeben will? So eben versichert es der Großkellner, der die Folgen überlegte, die der neu eröffnete Verkehr dem Ländchen bringen wird. Man wird uns nicht mehr überladen und überhetzen müssen, wenn ein Wagen ohne Bespannung Alles herbeiführt, und mit dem müheloser werdenden Menschenleben ist doch auch eine größere Schonung gegen uns arme Lastthiere ermöglicht. Vergnügt stimmten Muni und Alplöhli diesen Worten Baldewins bei. Doch ein Vierter hatte ihnen zugehört, an dessen Bord sie eben zur Tränke standen, der Bergstrom, und dieser setzte ihren Hoffnungen folgendes Ziel. Noch ehe es hier Bergstraßen und Saumpfade gab, begann er, hat mein Wasserlauf diesen Gegenden als ältester Verkehrsweg gedient. Mir, nicht euch, lud man damals alle Waaren auf, ich mußte die Güter zu Thal flößen. Dann hat man euch bepackt und vorgespannt, wie man nun statt eurer langsamen und mäßigen Kräfte die behendere und stärkere Locomotive braucht. Allein schauet mich an, ob ich denn über allen diesen Veränderungen vergessen worden wäre. Sägewerke, Hammerschmieden, Erzstampfen, Kornmühlen und Spinnmaschinen muß ich Tag und Nacht in Bewegung erhalten. Mit dem vermehrten Bedürfnisse ist die Zahl meiner Arbeiten alljährlich gewachsen. Ziehet euch daraus eine Lehre. Denn ich betheure Euch, so lange nicht die Welt eine Schlafmütze über die Ohren zieht, wird es niemals aller Tage Abend werden. Indeß Ihr an den kommenden Feierabend denkt, ist die neue Arbeit bereits erfunden.

Dritte Abtheilung.

Analyse von Sprichwörtern und Redensarten.

Dritte Abtheilung.

Analyse von Sprichwörtern und Redensarten.

56. Meinen ist Buttermilch.

Das Sprichwort gehört Allen und ist für Alle erfunden, Jeder kann sich das ihm beliebende auswählen. Allein die Erfindung, auf die es sich stützt, muß gleichfalls von Allen geprüft werden und seine Motivirung ist Sache des individuellen Denkens.

Zu lehren glaubt' ich oft, was ich an mir erfuhr,
Und sah dann: ich umschrieb ein altes Sprichwort nur.
Das eben ist die Art des Sprichworts! wir gewahren
Erst seinen Sinn, wenn wir ihn an uns selbst erfahren.
Fr. Rückert.

Ein Sprichwort neu motiviren, heißt also es wieder entdecken. Es geht dabei wie mit der Behandlung des dramatischen Stoffes. Auch dieser gehört Allen und von jeher an. Ein Julius Cäsar, eine Iphigenia hat seit der Geschichte der alten Welt in dem Wissen und Empfinden aller Gebildeten gelebt, dennoch haben nur zwei Menschen zu beiden Stoffen dasjenige dramatische Motiv aufgefunden, durch welches diese nun für Alle endgiltig oder klassischfertig sind, Shakespeare und Goethe. Allein wie beim Sprichworte selbst Höhe des Standes und Verstandes nicht in Betracht kommen, sondern nur Menschenverstand und Mutterwitz, ebenso kommt es bei seiner Erklärung nicht darauf an, zu erfinden, sondern die vorhandene Erfindung zu prüfen. Ein Sinn für die Wahrheit, ein Takt für das Richtige wohnt Jedem bei, wenn er auch nicht Erfinder sein kann. (Eiselein, Sprichwörter XIII.) Nicht also die beliebige Meinung, sondern das ehrliche Denken ist es, welches das Sprichwort seinem Erklärer abverlangt; diese Regel erweist sich aus der nachfolgenden Sprichwörterkette.

Meinen ist Buttermilch.

Putare est errare.

Die Narren meinen, die Weisen wissen.

Non exemplis, sed legibus judicandum.

An Meinen und Glauben bindt Niemand seinen Gaul an.

Meinen ist nicht Wissen,
Wer's nicht glaubt, der wird be—.

Der Meiner und der Lügner sind allbeide Brüder.

Das gute Meinen macht Manchen weinen.

Das Aber erst, das macht mich alber,
Wer Aber sagt, der hat's nur halber.

Si Nisi non esset, quam felix quilibet esset!
Sunt pauci visi, qui caruere nisi.

Wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem gehts mit Reuen aus.

Mich dünkt, ich halt', ich mein', ich wähn', ich dacht':
Hat manchen guten Gesellen ins Verderben bracht.

Lehmanns Florilegium.

Mich dünkt, ich wähn', ich mein', ich halt',
Thut oft der Wahrheit groß Gewalt.

G. Rollenhagens Froschmeuseler.

Man kann jedem Zaunstecken einen Hut aufsetzen, jeder Haue einen Stiel finden, für jede Flasche einen Zapfen.

In jedem Wort, wenn wir's erwägen,
liegt ein ganzes Buch,
Und manigfach ist auszulegen
der einfachste Spruch.

Viel kann aus wenig Worten lernen,
wem es ist verliehn,
Als wie du kannst aus kleinen Kernen
große Bäume ziehn.

Fr. Rückert.

57. Die Aale werden das Schinden gewohnt.

Bekanntlich zieht oder schindet der Koch den zu bratenden Aal lebendig aus der Haut. Unmöglich kann dies englische Sprichwort behaupten wollen, ein Thier, das doch nur einmal umzubringen ist, erlerne durch eine ausgestandene grausame Todesart die Kunst, zweimal zu sterben; es be-

hauptet blos, trotz wiederholter Todespeinigung sterbe eine Gattung von Thieren nur äußerst langsam hin, und wendet diesen Erfahrungssatz gleichnißweise folgendermaßen an:

1. Es sucht unter der Erwähnung eines allgemein geltenden unbarmherzigen Küchenbrauches die Unmenschlichkeit überhaupt als etwas Gewöhnliches fest zu stellen.

2. Zugleich behauptet es, eine Folge lang andauernder Unmenschlichkeit sei jene Menschengeduld, mit der erfahrungsgemäß die grausamste Übergewalt oft lebenslänglich hingenommen wird.

3. Es zeigt folgenden historischen Lehrsatz: Aus der gegen die Thierwelt gewohnheitsmäßig verübten Grausamkeit entspringt im Grausamen ein ihn selbst entmenschender Sklavensinn, der ihn gegen die Leiden Anderer stumpf macht und ihn selbst abhärtet, Qualen mit einem barbarischen Heroismus zu ertragen, ja ihnen zu trotzen.

Fühlt sich im deutschen Mittelalter ein Jahrhundert einmal besonders gestimmt zu neuen Gewaltthaten, zu Landfriedensbruch, Selbsthilfe und Greuel, so ergibt sich, daß die gleichzeitigen Schriftsteller sich gleichfalls um so öfter gefallen in Erzählung und Ausmalung von Grausamkeiten und Scheußlichkeiten. Derselbe Fall wiederholt sich in den blutrünstigen Trauerspielen, die unsere Dichter in den sittenverwilderten Zeiten des dreißigjährigen Krieges auf die Bühne brachten. Der baierische Dichter Reinbot von Durne verfaßte um Mitte des 13. Jahrhunderts eine metrische Erzählung über die Legende des h. Georg. Der Heilige wird hier von dem Heidenkönige, den sammt seiner Gattin er bekehren will, gefangen gesetzt, ausgehungert, mit Ruthen gegeißelt, schließlich zwischen sieben Schwerter auf ein vom Wind umgetriebenes Rad geflochten. Am Morgen darauf lebt Georg noch immer, und als durch dieses Wunder bewegt 12000 Heiden die Taufe nahmen, läßt der Kaiser diese „wie Schweine“ mit Äxten todtschlagen, daß der Blutstrom hätte ein Mühlrad treiben können. Als die Kaiserin ihrem grausamen Gemahle flucht, läßt er sie an den Brüsten aufhängen. Von ihren Reden gerührt, lassen sich neuerdings 6200 Heiden taufen. Der Kaiser befiehlt, den Heiligen zu viertheilen und die Körperstücke in einen Pfuhl einzustampfen; aber die Erzengel machen den Zerrissenen wieder gesund, und 12000 nehmen hierauf die Taufe. Nun wird ein eherner Ochse gegossen, innen voller Pfeile, Georg in ihn hineingethan und vom Berge gerollt; es schadet ihm nichts. Man schneidet ihm die Fingerspitzen ab und treibt ihm vergiftete Dornen zwischen die Nägel, erst nach-

dem er sieben Jahre so fort gemartert worden, läßt ihn der Kaiser enthaupten.

Die Greuel, die der dreißigjährige Krieg über Deutschland verbreitete, verhärteten das menschliche Gemüth so allgemein, daß der Christ, selbst wenn er im Gebete Hilfe und Erbarmen bei Gott suchte, damals in lauter erbarmungslosen grausamen Vorstellungen Gott sein Leiden klagt. Dies ist zu entnehmen theils dem protestantischen Kirchenliede, das dazumal als besondere poetische Gattung von fast allen Schriftstellern zahlreich hervorgebracht wurde, theils den katholischen, bischöflich genehmigten Gebetbüchern. Aus einem derartigen folgt hier ein Beispiel. Das Buch ist betitelt: Der geistliche Schild. Cum licentia ord. cens. Trevir. impressum 1647. — Neuerer Druck: Im Jahr Christi 1705. — Siegfrieds Züricher Antiquariatskatalog bietet unter Nr. 5345 aus: Der geistlich Schild, nebst Anhang heiliger Segen 1824. In Futteral à 1 Franc 25 Centimes. — Sonnenfeld (Dr. Joh. Gihr), Volksgeschichten aus dem (Solothurner) Schwarzbubenlande. Basel 1858, schreibt Seite 116: Als vor einigen Jahren die Auswanderung der katholischen Schweizer nach Amerika noch in Strömen floß, empfahlen ihnen die Buchhandlungen den geistlichen Schild als schützendes Vademecum öffentlich an und sollen damit gute Geschäfte gemacht haben. In diesem Gebetbuche steht die nachfolgende Formel:

Eine schöne Offenbarung, so Christus den drei Frauen Elisabeth, Brigitta und Mechthildis mündlich gemacht, so zu Dritt begraben sind zu Eichsel im Schwarzwald.

Erstlich, ich habe hundert und zwei Maultäschen von denen Jüden empfangen.

Bin ich von ihnen im Garten dreißig Mal mit der Faust auf den Mund geschlagen worden.

Hab ich auf Haupt, Arm und Brust 40 Stich empfangen,
Auf Schultern und Schenkel 30 Streich.
Bin ich beim Haar dreißig Mal aufgezogen worden.
Hab ich aus meinem Herzen 127 Seufzer gehen lassen.
Bin ich 72 Mal beim Bart gezogen worden.
Hab ich 6666 Geißelungsstreich empfangen,
Dazu 1000 Stich am Haupte von der dörnern Cron.
Ist mir 73 Mal ins Angesicht gespeit worden.
Haben mir die Jüden in meinen ganzen Leib 5475 Wunden gemacht.
Blutstropfen, so aus meinem Leib geflossen, sind 30,430.

Alle, die da sprechen all Tag 7 Vaterunser und Ave, so lang bis sie die Zahl der obbemeldeten Tropfen vollbringen, denen will ich verleihen die fünf nachfolgende Abläß u. s. w.

Dies Gebet stammt aus derselben Zeit, in welcher der beste Kirchenliederdichter des protestantischen Deutschland P. Gerhard, das Passionslied „Salve, caput cruentatum“ übersetzte folgendermaßen:

Du edles Angesichte,
Davor sonst schrickt und scheut
Das große Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit?

Eine weitere Rechnung über die Zahl der in der Passionsgeschichte vorgekommenen Mißhandlungen stellt der baierische Augustinermönch Ign. Ertl an in seinen Predigten Amara dulcis, Nürnberg 1712, pag. 635.

Der Heiland hat im Garten Gethsemane vergossen:

Thränen	62000
und am Kreuze	2200
Schweißtropfen am Ölberge	97000 u. 305
Blutstropfen	225000

Ertl nennt als Quelle für seine Zahlen:

Petrus Calentinus in via Crucis,
Landsperigius de Pass. Domini,
apud Pater. Benig. Kibler, Mors in olla, pag. 857.

58. Mit Geduld und Zeit Wird ein Maulbeerblatt zum Seidenkleid.

Wie viel menschliche Arbeit gehört dazu, ein Pfund Seide aus den Galetten zu gewinnen; welche Aufsicht bedürfen die Tausende empfindlicher Geschöpfe, welche ein Pfund Galetten erzeugen, welche Pflege kostet nicht die Futterpflanze für den gefräßigen Wurm. Summire man einmal die Tagesarbeiten, die der Weber bedurfte, um die Stücke dieses grünen Seidenstoffes mit den großen Atlasblumen zu liefern. Vergessen wir nicht, daß ein anderer Handwerker dem Weber zuvor seinen Stuhl bauen mußte. Zählen wir die Hände und die Arbeitstage, welche die Seide gebrauchte, um von den Cocons gewickelt, um gesponnen, um gefärbt, um geschlichtet zu werden. Setzen wir die Rechnung fort in den Seidenplantagen, bedenken

wir die Pflege der Millionen Raupen während ihrer Entwicklung, an die Millionen, die inzwischen der Witterung und ihren Epidemien erlagen, an das Ablesen der Nahrung von den Maulbeerpflanzungen, an die Zucht der Schmetterlinge und an die Pflege der Eier. Denken wir, daß alle Seidenarbeiter in der Zwischenzeit Nahrung, Obdach und Kleidung bedurften und daß alles, was sie verzehrten, wiederum eine Frucht menschlicher Arbeit gewesen. Verfolgen wir diesen Prozeß, so weit es angeht, bis zu seinem Ende. Wenn wir dann alle Arbeitstage der Personen zusammenzählen, die nöthig waren, um die Quadratfläche der vier Wände eines Saales mit diesem Seidenstück zu bedecken, so findet es sich vielleicht, daß wir höher hinaufkommen als vier oder fünf Jahre. Diese Rechnung ist nicht mißzuverstehen; denn es ist ja im Ergebniß gleich, ob zwölf Personen einen Monat, oder eine Person 300 Tage im Jahr gearbeitet hätte. Nun wohl. Der Saal steht vollendet, Licht, Sonne, Kerzen und Staub zehren an dem saftigen Grün, und nach Ablauf von fünf Jahren vielleicht läßt der Besitzer einen frischen Zeug über Wände und Möbel ziehen. Für die physische Erhaltung des Bewohners war die grüne Seidentapete, war jede Tapete leicht entbehrlich; offenbar wurde also der Seidenmalachitglanz doch nur zur Lust der Augen verbraucht. Das Auge erscheint hier als Consumtionsorgan, das Auge allein vermochte so viel Menschenarbeit zu verbrauchen, in einem einzigen Raume, wo nur zeitenweise Menschen verweilten.

So eilt die Fähigkeit zum Verbrauchen menschlicher Arbeitsprodukte der Fähigkeit zum Erzeugen immer voraus, wie der Schatten seinem Körper, und die beiderseitige Fähigkeit zum Erzeugen und Verbrauchen hat keine Grenzen. Erspart das Gewerbe an Menschenkräften und wird das Erzeugniß dadurch wohlfeiler, so entwickelt sich der Massenverbrauch. Vorher war das Produkt eine Sache des Aufwandes und nur dem Reichen käuflich, jetzt ist es einer bescheidenen, aber zahlreicheren Klasse zugänglich. Nirgends droht eine Grenze, die Bedürfnisse werden immer den Leistungen vorauseilen, jeder Verbrauch muß wieder neue Arbeit gebären.

59. Er ist doch eine gute Haut!

So spricht ein laxes Urtheil oder eine charakterlose Gutmüthigkeit, sich verwundernd, wenn es bei großen Verbrechern unversehens auch einer humanen Stimmung begegnet.

Ein tüchtiges Correctiv dagegen ist enthalten in folgenden finnischen Sprichwörtern (Bertram, Jenseits der Scheren 1854):

Auch der Wolf hat Wasser im Auge, wenn er in die Grube gefallen ist. Auch der schlechte Hund bellt in des Guten Strick. Auch die Krähe fliegt gegen den Wind. Auch der Blinde schmeckt das Süße, auch der Tolle sieht das Gute, auch der Wolf leckt seine Jungen, aber die fremden frißt er.

Zart, empfindlich, reizbar, nervenschwach sind verwandte Zustände. Die um sich greifende Wehleidigkeit der Empfindung, die Behutsamkeit und Nachsicht in unserer Urtheilsweise über fremde Gebrechen, sind sie Folge einer sich mehr verbreitenden Humanität, oder schwachherziger und schwachsinniger Philisterei?

Nemo adeo ferus est, qui non mitescere possit,
Si modo culturae patientem praebeat aurem.
Horat.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl, als wenn man mit seines Gleichen umginge. Goethe 49, 81.

60. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

In anderer Anwendung: Was dich nicht brennt, das blas nicht; ein heilloser Grundsatz des Egoisten und Furchtsamen. Dagegen Shakespeare: Schweigen läßt gut einer gedörrten Rindszunge. Denn wo es heilsam ist zu reden, da ist es unrecht zu schweigen. Wer schweigt, bejaht.

Schweigen hat viel Freund' erwürgt,
Durch Freimuth sei der Freund verbürgt.

Allgemeine Entrüstung in der demokratischen Presse Nordamerikas, so oft während des dorten andauernden Krieges der Oberbefehlshaber bei langwierigen Heeresbewegungen keine Berichte veröffentlicht, oder vor wichtigen Actionen die Zeitungsreporter aus seinem Hauptquartier entfernen läßt. Eben beginnt man ihm das Blut der Söhne und die Steuern der Bürger vorzurechnen, diese Kälte und Geringschätzigkeit des Soldaten gegenüber der Opferwilligkeit des Publikums kann nicht schwarz genug gemalt werden; nun geschieht der vorbereitete Schlag, er gelingt, und von Stund an sind alle Journale und alle Herzen wieder zufrieden.

Der Lehrer hat in streitigen Fragen mit persönlicher Entschiedenheit seine Stellung einzunehmen und sein Bekenntniß auszusprechen, anstatt feige mit

den beiden Parteien zu liebäugeln. Um so begründeter er jenes zu thun vermag, um so tiefer faßt die wissenschaftliche Überzeugung Wurzel bei seinen Zuhörern, und sie werden es ihm mit dem gleichen Eifer des Bekenntnisses lohnen, wenn ihn falscher Eifer einmal deshalb angreifen würde.

61. Imitatorum pecus.

Ursprungsgeschichte der poetischen Anthologieen, Mustersammlungen, Geistesblüten, Perlen, Leitfäden und Handbücher der Nationalliteratur, lyrischen Albums, Wegweiser durch den deutschen Dichterwald u. s. w.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt;
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Daß Niemand mehr dran glaubt.
Goethe.

Was sich beim Dichter verkörpert hat, verdünnen die Erklärer oft wieder zu Nebel und Dunst. Diese Dünner sind Goldschläger, die Dehner darunter Drahtzieher. Und so lange noch der Haufe das Platte und Gemeine mit dem Großen und Mächtigen verwechselt, gibt es auch Verdicker und Grobschmiede in der Poesie. Ludwig Tieck.

Gottes Wunder erben nicht.

Jeder sieht nur so viel von der Wahrheit, als er selber ist. Hugo von St. Victor, gestorben im Kloster St. Victor zu Paris 1141.

Jeder hält sein Stroh für Heu und des Anderen Heu für Stroh.

Jede Maus, die ins Mehl macht, meint sie sei ein Müller.

Wo der Herrgott eine Kirche baut, will der Teufel Kärrnerdienste thun.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun. Schiller.

Neue Gedanken bringen neuen Wandel.

Feiertagskleider werden bald Alltagshosen.

Wer im Rohr sitzt, schneidet sich Pfeifen.

Hätte Lyra nicht geleiert, hätte Luther nicht getanzt.

Ducaten werden beschnitten, Pfennige nicht.

Die größten Stümper machen die meisten Späne. Salomon 26, 10.

Viel Gründlinge machen den Salm wohlfeiler.

Schwerlich fressen die Hunde Bratwürste, sie stehlen sie denn.

Es ist kein Heiliger so klein, er will seine eigene Kerze haben.

Diese Hälbler, diese Drittler
Von Poeten, ehre sie!
Denn sie laufen als Vermittler
Zwischen Welt und Poesie.
Weil die Welt ja doch die ganze
Poesie im Himmelsglanze
Faßt mit blöden Augen nie.

Dazu dienen diese Stammler,
Zu verird'schen Himmelsklang;
Dazu haben Hälmchensammler
Hinter Schnittern ihren Gang.
Reinen Wein aus Musenfässern
Müssen nüchtern sie verwässern,
Weil der Welt vorm Rausch ist bang.

Messen doch der Stadt Großhändler
Groschenweis nicht buntes Band.
Auf, ihr Bändler, auf ihr Tändler,
Lauft durchs Land mit diesem Tand!
Geht, inzwischen wir pausiren,
Frisch von Ort zu Ort hausiren.
Mit dem kleinen Allerhand.

Rückert V. 218.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen. Goethe 49, 127.

62.

Man kann einen Esel an den Bach führen, ihn aber nicht zwingen zu saufen. — Es ist schwer ein Pferd zu tränken, das den Kopf nicht niederbückt. Bertram, finnische Sprichw. 1854.

Beharrlichkeit kommt dem guten und fleißigen Lehrling zu, Eigensinn und Halsstarrigkeit kennzeichnet den dummen Jungen, Verstocktheit den Bösen.

63. Es nimmt mich Wunder. Mih gefahet Wunder. Notker.

Der Reiz des Geheimnißvollen
oder
von den Quellen der Liebe zum Wunderbaren.

Als Mutter Eva den unwiderstehlichen Drang empfand, in den verbotenen Apfel zu beißen, lernte sie den Unterschied erkennen zwischen weisheitsliebender Forschung, die ihr von Gott gegönnt gewesen, und kindischer

Neugier, die ihr Spielzeug zerbricht und zur Strafe vor die Thüre hinausgewiesen wird. Bloße Neugier ist passiv und unvermögend; die Wißbegier ist activ, sie ist die Ursache aller Entdeckungen. Die Macht, welche sie auf den Geist ausübt, ist noch mächtiger als der allgemeine Lebenserhaltungstrieb. Columbus muß nach Westen, obschon sein schlechtgerüstetes Fahrzeug schon im ersten Sturme sinken kann; obschon seit Mungo Park die Afrika-Reisenden nicht mehr wieder kehren, dringen neuerdings Barth und Vogel in die Wüsten vor und bringen jener thebaischen Sphinx ihr eigenes Leben zur Sühne, wenn sie das Räthsel abermals nicht zu lösen vermögen. In Schillers Taucher ist der kühne Forscher gefeiert, der die schweigsamen Meerestiefen ergründet und zum Wahrzeichen den hinabgeschleuderten Königsbecher mit herauf bringt. Aber er geht zu Grunde, als er dieselbe Wagefahrt aus bloßer Eigenliebe um die Hand der Königstochter unternimmt.

Jener Jüngling, der die Wahrheit schon durch bloße Keckheit zu finden meinte und im Tempel zu Sais den heiligen Schleier vom Götterbilde weghob, wurde Tags darauf im Tempel besinnungslos am Fuße der Isisstatue gefunden. Warum blieb seine Zunge gelähmt? Aus Schrecken, nichts hinter dem Schleier gesehen zu haben als eben eine Statue. Offenbarungen Gottes sind nicht zu suchen in äußeren Mittheilungen über Gott, sondern in inneren Erfahrungen. „Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, desto mehr sieht man ein, daß das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat. Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“ Goethe 56, 151.

64. Erkenne dich selbst.

1. Aus statistischem Gesichtspunkte betrachtet, 2. aus literargeschichtlichem.

Über diesen Sinnspruch der Alten, dem wir eine ganz andere Bedeutung unterlegen, als ihm in früheren Zeiten zukam, ist bereits in den deutschen Arbeitsentwürfen 2, 88 eingehend gehandelt worden. Gleichwohl lassen sich hier noch andere neue Beziehungen nachtragen.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? fragt Goethe (49, 21) und antwortet: Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Einen eingehenderen Rath hat hierüber Rückert zu ertheilen: Weisheit des Brahmanen 517, Nr. 66.

Den Spruch: Erkenne dich! sollst du nicht übertreiben;
Laß immer unbekannt dir in dir etwas bleiben.
Den Grund, aus welchem quillt dein Dasein, mußt du fühlen,
Zerstören wirst du ihn, wenn du ihn auf willst wühlen.
Die reine Quelle wird, frech aufgewühlt, ein Sumpf;
Nicht wer sich nicht erkennt, wer sich nicht fühlt, ist dumpf.

Wenn diese griechische Gnome, angewendet auf den Einzelnen, etwas zu Asketischwidriges an sich hat und deshalb von Goethe hypochondrisch genannt worden ist, so ist für sie das Ziel noch nicht gefunden, bei dem sie anfängt wichtig und nothwendig zu sein. Dieses Ziel hat der französische Statistiker Michael Chevalier erkannt, als er 1860 die erste Versammlung der Société de statistique de Paris mit einer Rede eröffnete, deren Ausgangspunkt unsere Gnome war. Sich selbst zu kennen, ist für ein Volk von hoher Wichtigkeit, und das beste Mittel hiezu bietet die Statistik. Eine gutgemachte Statistik ist ein unparteiischer Zeuge, den man mit Vertrauen und Nutzen befragen kann, wenn man sich über die verschiedenen Punkte des Standes der Civilisation aufklären will. In Frankreich begann die Statistik erst mit 1789, mit dem Repräsentativsystem. In England, wo dieses System aufs höchste entwickelt ist, werden auch die meisten statistischen Dokumente veröffentlicht. In Staaten, wo keine Repräsentativ-Institutionen bestehen, wie Spanien und Österreich früher, können zwar interessante statistische Werke erscheinen, allein da sind sie dann Ausnahmen, nicht die Regel. Denn nur im Staate mit Repräsentativsystem erscheint die politische Freiheit als eine individuelle Lebensverrichtung und führt zur Werthschätzung des Individuellen selbst. Der Despotismus betrachtet den Staat als ein Geschäft und den Profit als obersten Zweck. Wenn nur eine gute Dividende erzielt wird, dann sind die Leute, die in diese Actiengesellschaft gehören, schon zufrieden und schweigen, sie gelangen niemals dazu, sich selbst, das Maß ihrer Kräfte und das Ergebniß ihrer Leistungen kennen zu lernen.

Die Literaturgeschichte eines Volkes liefert das statistische Material von dessen ganzer Geistesentwicklung, lebendig geworden in der dichterischen Form der Sprache und vorherrschend in der gesammten materiellen und wissenschaftlichen Cultur der Nation. Überträgt man nun den Satz: Erkenne dich selbst, auf die Nationalliteratur der Deutschen, so läßt sich erst die nöthigende Wahrheit einsehen, die in folgenden Reflexionen Goethes (Bd. 49, 35 u. 46) für uns enthalten ist:

„Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann. Zu diesem großen Vortheil gelangt sie aber sehr spät. Über Geschichte kann Niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine (nationale) Literatur haben."

65. Das Denken läßt sich nicht schenken.

Vth braden eyeren en komen nyne küken.
Ex ovis frixis nunquam pullastra resurgit.
Cölner Spruch in J. Zachers Sprichw. Samml. 1852, 27.

Mehl kann man nicht säen. Goethe im W. Meister.

Herbeigetragenes Wasser fault im Brunnen und fremde Klugheit bleibt nicht im Kopfe. Finnische Sprichw. von Bertram, Leipzig 1854.

In Gottes großem Krame sind alle Waaren um Arbeit und Fleiß feil. Lehmanns Florilegium.

Was der Mensch nicht werth ist, kann er nicht genießen. Bauernsprichwort aus baierisch Franken. Bavaria 3, Abtheilung 2, 945.

66. Sprichwörter über die seemännische Todesverachtung.

Die Seegroppen sterben nicht, sie ertrinken.

Lobe die See und bleib auf dem Lande. Eiselein Sprichw. 564.

Über dem Eingang des alterthümlichen Zunfthauses Seefahrt, in welchem die Bremer Seeleute im Februar ihren Schafferschmauß abhalten, steht die tapfere Inschrift: Navigare necesse est, vivere non est necesse. Dies stimmt überein mit dem Epigramm: Der ertrunkene Schiffer, in der griechischen Anthologie:

Knüpf an das Grab des Ertrunknen getrost die Taue des Schiffes;
Ich ging unter, es ziehn Andere froh auf dem Meer.

Das Weib des Soldaten und der Hund des Fischers bleiben beide weinend am Ufer. Finnisches Sprichwort, Bertram: Jenseits der Scheren 1854.

67. Das Wasser will sein Opfer haben.

„Es ist heute Simon und Judä, heißt es in Schillers Tell 1 Act, 1 Scene — da rast der See und will sein Opfer haben." Das Breviarium Romanum ad diem 28. Oktober läßt Simon und Juda zusammen über

See nach Persien und Egypten gehen; darum hat man die Namensfeier dieser den Stürmen des Meeres und der Sandwüsten trotzenden Bekehrer auf einen für den Umschlag der Witterung bedeutsamen Kalendertag angesetzt. Mit diesem Tage schließen die Arbeiten der Herbstzeit und wird die winterliche Lebensweise begonnen. Die Gefährlichkeiten, die ein solcher Zieltag mit sich bringt, liegen theils in der Vorstellung von einem gleichzeitig gedachten Stillstand der Zeit, theils bringt sie die nun sich plötzlich ändernde Lebensweise für den Menschen wirklich herbei, theils kommen sie mit den jetzt beginnenden Winterstürmen von selbst.

Simmen und Jüd
Bringt den Winter unter d' Lüt.
Simmen und Judä
Hänket de Schnee a d' Stude.

Besonders gewinnt nach den Sätzen des traditionellen Aberglaubens der Teufel alsdann Gewalt über die Gewässer: Wer da Wasser trinkt, bekommt die Wassersucht, wer über einen brückenlosen Strom will, wird ertrinken. Eine ähnliche Schwelle im Mittelbau des Jahreshauses, ein Wendepunkt der sommerlichen Witterung ist Johanni, 24. Juni. An diesem und am Lucientage (13. Dec.), also mit abnehmendem und zunehmendem Lichte, fordern die Elemente ihr Opfer. Der Johannistag läßt drei Menschen sterben: einen sich ins Wasser stürzen, den zweiten vom Baume fallen den dritten über einen Ameisenhaufen sich den Hals brechen. Daher: Johannis nimmt einen Badenden, einen Kletterer und einen Spaziergänger: einen Schwimmer, einen Klimmer und einen Springer. Im Bergischen: Der helge Zink Jan (St. Johann) will drei Dhuden han. Erde, Wasser und Luft verlangen also dieses Tages ein Opfer.

Da die Gewässer im Glauben aller Völker ihre besonderen Gottheiten hatten, so kommt ihnen an diesem Tage das ihnen geweihte Opfer, in früheren Zeiten sogar das Menschenopfer zu. Die Elsäßer Sagen von Stöber berichten pag. 109 vom Weißensee im Urbisthale, er habe eine Seuche unter Vieh und Menschen geschickt, die so lange anhielt, bis man ihm ein unschuldiges Kind zum Opfer brachte. Doch keine Mutter wollte eins hergeben. Da begab es sich, daß auf der benachbarten Burg die Wärterin mit dem jüngsten Kinde des Herrn im Garten spielte; als sie es einen Augenblick verlassen mußte, riß es ein Geier fort und ließ es im Fluge in den See fallen. Das Wasser des Sees wurde alsbald wieder hell, seine Ufer bedeckten sich mit frischem Grün, die bösartige Seuche wich. Stiftungsurkunden und Bräuche, die bis in die Neuzeit andauerten, erweisen, daß

einzelne schwäbische Neckarstädte dem Neckar am Johannistage drei Brode zu opfern pflegten, also Ersatzopfer statt der früher in den Strom geworfenen lebendigen Wesen. Karl Gottfr. Nadlers Gedichte in Pfälzer Mundart „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!" 1860, schildern nach einer echten im Munde des Volkes lebenden Sage pag. 138 die Schrecken der Johannisnacht und die Angst vor dem menschengierigen Stromgeist.

Der Nekar in der G'hannsdagsnacht.

Wann d'je in der G'hannsnacht fische fährscht
Uf de Nekar, in der dunkle Nacht; —
Wann d' im Schtrom um Hülf was rufe hörscht, —
Junger, merk der's un nemm dich in Acht! —
Un wann's laut't, als wann Ener vertrinke will,
Bleib schtill, um Goddes Wille, bleib schtill!
Der Nekar is 's selwer, er hot die Macht,
Er verlangt e lebendigi Seel die Nacht.

Wann in der G'hannsdagsnacht Eener bad't
Im Nekarschtrom, in der waarme Nacht,
Befehl er sich Goddes allmächdiger Gnad, —
Er ist hin, wann en die nib bewacht.
Wann's Wasser reißt, do hebt sich e Hand,
Die ziechd en in Schtrom, — er meent an's Land!
Der Nekargeischt is es, er hot die Macht,
Er verlangt e lebendigi Seel die Nacht.

Drei Dag lang find't mar de Dodte nit,
Drei Dag lang un drei Nacht,
Am virde erscht bringd en's Gewässer mit
Auffem Grund ruf, un rauscht mit Macht. —
Do seht 'r jo, 's is keen nadürliches Ding:
Er hodd um de Hals rum en blooe Ring!
Der Nekargeischt war's! — Er hot die Macht,
Er holt sich e Seel in der G'hannsdagsnacht.

Auf ähnliche Wege der Untersuchung führt der Vers aus Bürgers Lenore: **Die Todten reiten schnell.** Der Todesgott ist selbst beritten, ebenso bei den Neugriechen der abholende Charon. Noch im Jahre 1541 bestand im St. Gallischen Rheinthale die Unsitte, Verstorbene auf einem Pferde zum Kirchhof bringen zu lassen, und die Schweizerische Tagsatzung mußte strenge dagegen auftreten. Man vergleiche hierüber Ildephons von Arx, Gesch. v. St. Gallen 3. 251.

Vierte Abtheilung.

Streitfragen und Kampfgespräche.

68. Eine Controverse in zwei Sprichwörtern.

1. Knabenwille ist Windeswille, Jünglingsgedanke Morgengedanke. (Finnisch. Bertram: Jenseits der Scheren.) —

2. Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle. (Goethes Autobiographie.) —

Beide Sprüche stehen sich nur scheinbar entgegen. Der finnische redet von den haltlosen Wünschen ungesammelter Knabenherzen, der Goethesche von jenen Jugendvorsätzen, die ein Vorgefühl von Fähigkeit sind und ein Ausdruck von Charakter. Suchet, so werdet ihr finden, heißt's. Dieses Suchen muß irgend einmal zu einem Versuch führen, hinter dem sich ein zukünftiges Besseres voraus errathen läßt. Bei Menschen von früh ausgesprochenen Fähigkeiten bemerkt man eine entschiedene Richtung auf das Ziel hin, das sie einst erreichen können. Christian Günther verfertigte als Knabe die lateinischen Schulverse in Masse, obgleich sie ihm verhaßt waren, denn mit ihnen suchte er sich beim gestrengen Vater die Erlaubniß auszuwirken, zugleich deutsche Verse schreiben zu dürfen. Ebenso ergeht es später seinem schlesischen Landsmann Friedr. v. Sallet. Diesem sagt man als Jüngling wiederholt, daß ihm seiner Abkunft gemäß eine tüchtige Laufbahn in Aussicht stehe, wofern er nur etwas Praktisches lernen werde und sein knabenhaftes Versemachen sein lasse. Wie er den Rath angewendet, besagen seine eigenen Verse:

> Wenn ich nur das Dichten ließe,
> Würde wohl noch was aus mir;
> Doch indem ich dies beschließe,
> Stehn schon wieder Verse hier.

Jünglingsideale sind aber nicht auch deshalb schon Hirngespinnste, weil sie später etwa sich nicht erfüllen. Goethe (Wahrheit und Dichtung,

Bd. 25, pag. 271) leitet gerade daraus, daß man von Andern geleistet sieht, was man selbst hat aufgeben müssen, obschon man Beruf dazu gefühlt hat, die schöne Einsicht ab, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen. Außerdem hat hierin jeder strebende Jüngling ein Dichter zu sein, daß er die Zukunft idealer ansieht, als sie häufig sein kann. „Hätten aber unsere Klassiker das Alterthum nicht gleichfalls idealischer angesehen, als dieses wirklich war, so würden wir in ihnen gleichfalls nicht die Wirkung zu suchen haben, die über das uns umgebende Leben hinaus geht.“ Wilh. v. Humboldt, Gesamm. Werke 2, 328. Auf Schillers Gedicht die Ideale braucht hier nur hingewiesen zu werden; unbekannt aber ist noch jenes schöne Gedicht Uhlands, das er ins Stammbuch seines alten Freundes schrieb, des Würtemberger Landtagsdeputirten Albert Schott.

Die Zeit in ihrem Fluge streift nicht bloß
Des Feldes Blumen und des Waldes Schmuck,
Den Glanz der Jugend und die frische Kraft;
Ihr schlimmster Raub trifft die Gedankenwelt.

Was schön und edel, reich und göttlich war
Und jeder Arbeit, jeden Opfers werth,
Das zeigt sich uns so farblos, hohl und klein,
So nichtig, daß wir selbst vernichtet sind.

Und dennoch wohl uns, wenn die Asche treu
Den Funken hegt, wenn das getäuschte Herz
Nicht müde wird von neuem zu erglühn!
Das Ächte doch ist eben diese Gluth.

Das Bild ist höher als sein Gegenstand,
Der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit.
Wer nur die Wahrheit sieht, hat ausgelebt;
Das Leben gleicht der Bühne; dort wie hier
Muß, wann die Täuschung weicht, der Vorhang fallen.

69. Die Frucht der Einsamkeit.

In Goethes Tasso wird auf die Einsamkeit als auf eine Schöpferin der Geistesprodukte hingewiesen:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Hippel dagegen (Lebensläufe 4, 180) denkt bei der Einsamkeit mit an die klösterliche Clausur und an die Geringfügigkeiten, die in dieser ausgebrütet worden sind. Er sagt gegen das Isolirtsein und das Stilleben des Abgeschlossenen: Einer ist keiner, ein Mann ist kein Mann. Allein sein und müßig sein, ist ziemlich einerlei. Große Erfindungen sind in Gesellschaft gemacht, alle Künstelei in der Einsamkeit. Der Pluralis von Verstand und Wille ist erforderlich, wenn der Mensch etwas auszurichten im Stande sein soll. Der Staat ist der Mensch im Plurali.

70. Rechtfertigung des Schillerschen Epigrammes, der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
 Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schirmend, ihr Winde,
 In bewirthender Bucht rausch ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann; Güter zu suchen
 Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Schiller behauptet hier, aus dem habsüchtigen Suchen nach Gütern entspringe das Gute; wie ist dies möglich, das Gute ist uneigennützig. Soll zuletzt auch ein Sklavenhändler in der Götter Obhut empfohlen sein, oder einer jener Birminghamer Fabrikanten, die gegenwärtig Götzenbilder nach Indien exportiren? So eben empfiehlt sich ein solcher seiner brahmanischen Kundsame in einem Aviso und bietet feil en détail: Jamas, der Gott des Todes, aus feinem Kupfer getrieben — Warunas, der Wassergott, sein Krokodil von Kupfer mit einem silbernen Schwanz, u. s. w.

Anders verfuhren die Augsburger Fugger, die seit 1370 von einfachen Webergesellen sich zu Grafen und Fürsten emporschwangen und zwei Graffschaften nebst 63 Ortschaften besaßen. Noch heißt ein eigener Stadttheil Augsburgs die Fuggerei, erbaut von Jakob Fugger, bestehend in drei Haupt- und drei Nebengassen, versehen mit eigener Kirche, Apotheke, Waschanstalten, Brunnen, worin mittellose Bürger Wohnungen angewiesen erhalten.

Hätten diese Kaufleute blos für ihren eigenen Geldbeutel gesorgt, ihr Ruf wäre so bald verschollen wie derjenige der Rothschild, der Pereire, Mirès und so vieler anderer Bankiers und Millionäre. Aber daß sie Künste und Wissenschaften unterstützten, das umgibt ihren Namen mit unverwelklichem Lorbeer. Von Anton Fugger, der sechs Millionen Goldkronen baar hinterließ, soll Kaiser Karl V. zu Paris gesagt haben, als man ihm dorten den königlichen Schatz zeigte: Zu Augsburg ist ein Leineweber, der kann das Alles mit eigenem Golde bezahlen. Sie waren im Besitze ausgezeich-

neter Kunst- und Büchersammlungen; Maler und Musiker wurden von ihnen unterhalten, Albrecht Dürers Kunstwerke gingen durch ihre Hand nach Italien, ihre Wohnungen und Gärten waren Meisterstücke der Baukunst und des damaligen Geschmacks. So verliert auch jene Erzählung das Unglaubliche, daß, als Karl V. nach seinem Zuge gegen Algier bei Anton Fugger einkehrte, dieser im Kamin ein Feuer von Zimmtholz (2 Loth kosteten damals noch zwei Dukaten) mit der Schuldverschreibung des Kaisers angezündet habe. Ulrich Fugger besaß in seiner Bibliothek eine Sammlung von etlichen tausenden griechischen, lateinischen und orientalischen Handschriften, die er bei seinem 1584 erfolgten Tode der Heidelberger Universitätsbibliothek vermachte (Monatliche Unterredungen. Leipzig bei Gleditsch 1690, S. 65). Man vergleiche Platens Hymne: Dem Grafen Friedrich Fugger, 1835.

71. Soll man die kirchliche Einsegnungsformel,

die beim Begräbnisse ehrlich verstorbener Christenmenschen liturgisch vorgeschrieben ist, auch bei der Beerdigung offenbar ruchlos Verstorbener gleichmäßig öffentlich abbeten?

Bei 4000 anglikanische Pfarrer hatten im Jahre 1863 eine Petition beim Parlamente eingereicht, um die Uebelstände des jetzigen Brauches zu beseitigen, wornach die englische Begräbnißliturgie zwangsweise und ohne unterscheidende Rücksicht auf den sittlichen Lebenswandel des zu Begrabenden angewandt wird. Lord Ebury führte damals in der Sitzung des Oberhauses folgenden Fall an: Vor einigen Jahren ward ein notorisch liederliches Subjekt in später Nachtstunde betrunken aus einer Schenke in Cambridge hinausgeworfen, fiel in einen Graben und erstickte. Der Geistliche, der ihn begrub, hätte folgende Gebetformel an seinem Sarge zu lesen gehabt: Allmächtiger Gott, da es dir in deiner großen Gnade gefallen hat, die Seele dieses unseres geschiedenen theuern Mitbruders zu Dir zu nehmen .... so danken wir dir von Herzen, o Gott, daß du unsern Mitbruder aus dem Elend dieser sündhaften Welt befreit hast. Und gib, o Vater, daß, wenn wir selbst aus diesem Leben scheiden, wir dann in Christo als unserer Hoffnung ruhen mögen, wie dieser unser Bruder." Der Geistliche weigerte sich diese Worte zu lesen, wurde vor das Oberconsistorium zitirt und zur Strafe auf ein halbes Jahr von seinem Amte suspendirt.

An der Debatte, die sich hierauf über diesen Fall im Oberhause entspann, betheiligten sich die beiden Erzbischöfe, vier Bischöfe, eine Anzahl weltlicher Lords und die Minister. Der Erzbischof von Canterbury meinte:

An einem einzelnen Punkte des Kirchenbrauches zu ändern, sei bedenklich, weil dies leicht zu Weiterungen, endlich zur Revision der ganzen altehrwürdigen Liturgie führen könnte. Jene allgemeine Gebetformel gelte nicht sowohl dem gerade zu begrabenden einzelnen Menschen, als sie die allgemeine Christenhoffnung im Tode ausspreche und den überlebenden Freunden und Verwandten zum Trost gereiche. Der Bischof von London erklärte, er habe den Geistlichen seines Sprengels einfach gerathen, nach ihrem Gewissen zu handeln und es auf die Folgen ankommen zu lassen. Der Erzbischof von York sprach das vernünftige Wort: Es sei besser jene allgemeine Formel bestehen zu lassen, als jedem Pfarrer oder Vikar zu gestatten, daß er sich nach seinem Belieben zum Todtenrichter aufwerfe. Die Schrift sage: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

72. Ob Leiden eine Prüfungsschule sind.

Wer soll durch Leiden geprüft werden? der Künstler, der Dichter? Dies sagt weder der natürlichen Einsicht zu, noch hat es sich bewährt auf dem Lebensgange unserer besten Geister. Man vergleiche die Thatsachen, welche hierüber in den „Deutschen Arbeits-Entwürfen" 2, 372 angeführt stehen. Die Mutter der nützlichen Künste ist die Noth, die der schönen der Überfluß. Der geistigen Hervorbringung entspricht die befriedigende Lage des Mittelstandes, welche zu beten vermag: Armuth und Reichthum gib mir nicht! Sprichw. Sal. 30, 8. Denn: das Glück ist eine Klippe, das Unglück eine Schule. Solcherlei Schulung ist Keinem erspart, ohnedies nicht jenen Experimentalgeistern, deren Thätigkeit der Zeit vorgreift und deren Gedanken die Zukunft herausfordert. Aber fortgesetzte Leiden streuen nur Asche über die Geistesgluth. In den persischen Sprüchen des Mirza Schaffy (Buch der Sinnsprüche 1853, Nr. 108) heißt es:

Es ist ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menschen besser macht
Es hat denselben Sinn, als ob
Der Rost ein scharfes Messer macht;
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klar Gewässer macht.

„Er hat auf dem Sterbebette noch gegen seine sonst verfochtenen Grundsätze gefaselt — Jener hat gar die Hand an sich selbst gelegt — Sein letztes Produkt zeigt, daß er auch geistig bereits zu Ende war" — also

lauten die bedauerlichen Äußerungen, mit denen man einem traurigen Lebensabschlusse nachzustarren pflegt. Darüber thut Goethe (49, 57) die richtige Frage: Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

73. Sind die Thiere des Menschen wegen geschaffen?

Sokrates schränkt die Thiere viel zu sehr ein, wenn er sie (nach Xenophons Denkwürdigkeiten 4, cap. 3) blos des Menschen wegen geschaffen glaubt. Weit edler und der Gottheit würdiger ist es, alle Lebendigen zum Zweck der gütigen Veranstaltungen des Schöpfers zu machen. Freilich nützen die Thiere dem Menschen, freilich sind sie seinetwegen geschaffen; allein dies ist nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie sind geschaffen, um Wohlsein zu genießen, denn sie sind des Wohlseins fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Entzwecke mit einander, daher sollen sie auch die Glückseligkeit des Menschen befördern. Befördern nicht auch gegenseitig die Menschen das Wohlsein der Thiere, sind nicht auch sie wiederum wegen der Thiere geschaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man sagen, dies ist das Mittel, dies ist der Zweck. Alles ist Mittel, Alles Zweck. W. v. Humboldt, Gesamm. Werke 3, 118.

Wenn die Thiere dächten und gemäß unserer Nützlichkeitstheorie über den Nutzen des Menschen sich erklärten, so würde ihr Lehrsatz also lauten, wie Rückert schreibt (Weish. des Brahm. pag. 219):

Schrieb' auch ein Vogel nun einmal Naturgeschichte,
Wie meint Ihr, lauteten vom Menschen die Berichte?

Daß unter Allem, was zu Vogelschirm und Schutze
Geschaffen Gott, der Mensch sei von geringstem Nutze;

Und nichts sei gut an ihm, als daß mit seltnem Triebe
Er Bäume pflanze, zwar dem Vogel nicht zu Liebe,

Von denen doch alsdann ein Vogel dann und wann,
Wenn ihn der Mensch nicht scheucht, sich Früchte picken kann.

74. Alt will Jedermann werden und Niemand sein.

Keiner hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt; jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, woher es sich bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Goethe, Faust 2, Klass. Walburg. Nacht.

„Von den leiblichen und sittlichen Gebrechen und Fehlern richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit andern Lebensstufen noch gemein hat, oder die ihm sogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wird sich umbilden in ein Bild von Linde, Milde, Behagen, Muth und Arbeitslust, das ist die lenis, placida, fortis senectus. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach; welche Fülle ununterbrochener Thätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter allen zu staunender Bewunderung kundgegeben, und die Herschergabe des großen (Preußen-) Königs, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt?" J. Grimm, Rede über das Alter (kl. Schriften 1, 203, 206).

Das allverbreitete Haarfärbemittel, die falschen Zähne und Frisuren, die übrigen Toiletten- und Schneiderkünste, mit denen Damen und Herren der verfallenden Körpergestalt beizuspringen suchen, entspringen aus der langweiligen Nothwendigkeit, jünger zu scheinen als man ist. Sie machen den Greis zum Gecken. Als im Jahre 1848 der neunzigjährige Held Radetzky in der Lombardei seine Siege erfocht, schalt ihn dafür der geschniegelte Liberalismus von Jungdeutschland; darauf schrieb der gleichfalls hochbetagte Justinus Kerner folgende Verse:

O schaut, ihr Helden mit der Feder,
O schaut, ihr Helden mit dem Maul,
Vorschielend unter dem Spritzleder,
Den Held Radetzky auf dem Gaul.
Dies Bild beschaut euch, liebe Jungen,
Und denkt, daß ihr (sehts ein und schweigt),
Wenn ihr dies Alter einst errungen,
Nicht einen Esel mehr besteigt.

75. Wie überzeugt man den Aberglauben von dem Ungrunde seiner Erbsätze.

Mit Feuer und Schwert war dem Aberglauben nichts anzuhaben; von jener Theoris an, welche die Athenienser als Zauberin verbrannten, bis zu Ende des 18. Jahrhunderts hat in der abendländischen Welt das Hexenverbrennen nicht aufgehört. Von besserer Wirkung muß es also sein, nicht spottend, sondern mit Geduld auf die besonderen Erbsätze einzugehen, auf die sich der halsstarrige Aberglaube steift, und sie ihm aus denselben Verstandesmitteln zu widerlegen, mit denen er sie zu verfechten sucht.

Hat man einem Gewohnheitsmenschen das Unlogische und Widersprechende seiner Denk- und Handlungsweise einleuchtend gemacht, so sucht er sich aus dem unbequemen Zwang unserer Vernunftschlüsse mit einigen allgemeinen Leichtsinnsphrasen loszumachen, die erste darunter heißt: Hilft es nicht, so schadet es doch nicht.

Natürlich ist diese Phrase keine durch persönliches Denken hervorgebrachte, sondern eine ererbte und mechanisch nachgeredete. Dies erweist Goeze in seiner im vorigen Jahrhundert erschienenen Schrift: Nützliches Allerlei 2, 179. Er berichtet, die norddeutsche Bevölkerung pflege die Lateinworte des 118. Psalm, V. 18: Castigando castigasti me, gegen irgend ein momentanes Körperleiden, als Besegnungsformel also abzusprechen:

Castigigel, Castigagel,
hilpst du nich, so schadst du nich!

So harmlos dieser Wortunsinn ist, warum sollte er denn nicht Schaden bei Jenen stiften, welche ihm während eines Unfalls auch nur das mindeste Gewicht beilegen. Setzen wir folgendes alltägliches Begebniß. Das Kind in der Familie ist plötzlich erkrankt; näher als der Arzt wohnt die Besegnerin, in der Eile beruft man sie mit ihrem Sprüchlein, man versäumt darüber die Frist, da der Arzt noch hätte helfen können, und so wird das arme Knäblein eines der ungezählten Opfer, welche die sogenannte Volksmedicin alljährlich tödtet. Nicht das Sprüchlein, sondern der Glaube, daß dasselbe mindestens nichts schaden könne, hat hier das Kind umgebracht. Niemand wird mehr im Zweifel sein, ob nicht der bloße Glaube, es gebe Hexen, dem Menschengeschlecht schädlicher geworden ist, als diese selbst ihm je hätten werden können, auch wenn sie wirklich im Besitze aller bösen Zaubermittel gewesen wären, die der Wahn ihnen beilegte. Dem bloßen Glauben allein, es gebe Hexen, sind ganz unzählbare Menschenopfer gefallen.

Es ist in Heinzmanns „Neuem feinen Schweizerchroniklein“, Bern 1795, S. 281, die statistische Berechnung zu lesen, wornach die ehemals noch geringer bevölkerte Schweiz im Ganzen bei 30,000 Menschen als Zauberer und Hexen im Laufe von 4 Jahrhunderten verbrannt oder hingerichtet hat. Daß aber derselbe Glaube an Hexen noch immer besteht und zu schaden fortfährt, lehrt folgender Bericht der „Aarauer Nachrichten“ vom 1. März 1861: „Nach der Frickthaler Zeitung wollte man im Dorfe Möhlin vergangene Woche die letzte Hexe erwürgen. Die Veranlassung war eine Stallkuh, die in Folge Kälberns ein starkgeschwollnes Euter bekam, das nicht wieder heilen wollte. Der Thierarzt erklärte den Fall für gewöhnlich und ungefährlich; der Besitzer aber sah hierin nichts Natürliches, sondern überließ sich dem Wahn, eine arme, dem Almosen nachziehende Weibsperson, die neulich bei ihm im Hause erschienen, hätte es der Kuh angethan. Das Weib wurde mit Brod ins Haus gelockt, beim Eintritt in die Küche mit einem Strohband umfangen und mit demselben so lange geschnürt und herumgezerrt, bis ihr das Gesicht völlig blau aufschwoll und der Athem ausging. Nachdem sie mehrmals zu Boden geworfen, im Gesichte übel verwundet und blutend da lag, wurde das Strohseil abgenommen, sogleich im Herdfeuer verbrannt und dann die gebüßte Hexe aus dem Hause geschafft. Die angegebene Thatsache ist richtig.“

Wenn nun aber jenes kranke Kind trotz der von der weisen Frau darüber gesprochenen Segensformeln gestorben ist, oder wenn trotz jener gewürgten Milchhexe die Kuh im Stalle dennoch drauf geht, so hat der Aberglaube seinen ferneren Erbsatz bereit: Es hat halt nicht anders sein sollen.

Damit leugnet der Aberglaube zwar den blinden Zufall, aber er setzt dafür die blindwaltende Nothwendigkeit ein, er ist ein Bekenner der Prädestinationslehre, eines geist- und würdelosen Gottesbegriffes. Denn durch diesen Begriff wird der Gottheit und der Menschheit die Freiheit des Willens und damit das ganze Gebiet sittlichen Handelns gleichmäßig entzogen; an die Stelle desselben tritt eine unter dem Fatum stehende Gottheit (der homerische Zeus, der germanische Odhinn) und ein bewußtlos wirkendes, einseitig wollendes, tückisch losfahrendes Schicksal, vor welchem Gut und Böse gleich wenig gilt. Ruhig soll der Bekenner der Schicksalsidee das unverdiente Loos über sich ergehen lassen; doch eben sein persönliches Bewußtsein sträubt sich dagegen, er sinnt auf Schutzmittel und findet sie naturgemäß darin, daß ihm selber diese Gottheiten zu geistlos angelegt sind und also überlistet werden müssen. Der Abergläubische fühlt sich durch seine

eigenen thörichten Voraussetzungen genöthigt, ein Schlaukopf zu werden und das Seinsollende durch Pfiffigkeit ins Nichtseinsollende zu verdrehen. Er wird ein Zeichendeuter und Tagewähler. Wenn ihm ein Hase oder sonst ein Thier von übler Vorbedeutung über den Weg läuft, kehrt er um, um so seinem Verhängnisse zu entgehen. Der bloße Zweck der Selbsterhaltung lehrt ihn also, er fühle sich bestimmt, frei über dem Schicksal zu stehen, allein dennoch fährt er fort 1) ein Wahnwesen zu glauben, dessen Geistlosigkeit und Beschränktheit er zu übertölpen vermöge, und 2) sich dennoch zu diesem Wahnwesen in ein Abhängigkeitsverhältniß zu setzen, das seiner eigensten Menschennatur in jeder Minute widerspricht. In diesem Selbstwiderspruch ist daher der Fatalist genöthigt, ein Polytheist zu werden, um durch andere bejahende Götter den einen verneinenden überbieten zu lassen. Wo Gott nachläßt, soll Theophrastus Paracelsus einst zu Basel gelehrt haben, da muß der Teufel an seine Stelle treten. Francisci, Schaubühne. Nürnb. 1669, 653. Oder dasselbe mit Virgils bekanntem Verse:

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo.

Auf diese breite Theorie der Satanalogie wird hier absichtlich nicht weiter eingegangen. Gab es aber der jüdischen Teufel mehr als ein Tausend, („mein Name ist Legion!") so ist die Folge, daß es der christlichen Heiligen noch mehr geben mußte, damit Summa von Summa aufgehen konnte. Der abgehauene Baum sendet aus dem alten Wurzelstock noch Wildschößlinge aus dem Boden; eine abgeschlossene Periode hat auch in der folgenden noch ihre Ableger, so wie die Hexenprocesse des 16. Jahrhunderts und die Verehrung besessener Weiber im neunzehnten Pole einer und derselben Sache sind.

Der dritte Erbsatz des Aberglaubens heißt: Besser, man glaubt zu viel als zu wenig.

Damit gibt der Aberglaube den etymologischen Inhalt seines Namens richtig an, er ist ein Über- und Mehrglaube, eine super-stitio. Wüßte er aber, wie es eigentlich um ihn steht, und daß er der letzte Rest des früheren Heidenthums ist, er würde mit Abscheu und Schrecken sich von sich selbst abwenden. Eben dieses Zuviel des Aberglaubens hat die Materialien abgegeben zu seiner Biographie, die Resultate dieser von J. Grimm begonnenen Forschung heißen nun die deutsche Mythologie, in welcher die Ursprungsgeschichte jedes speciellen Volksaberglaubens unserer Nation aus dem allgemeinen und dem specifisch-germanischen Heidenthum documentirt nachgewiesen ist. Die Vorwürfe, welche der vorausgestellte Satz gegen den

Unglauben erhebt, treffen weniger diesen als vielmehr den Aberglauben selbst. Denn es ist doch einerlei Geistlosigkeit, entweder das Außerordentliche gar nicht glauben, oder da es denn doch einmal geschah, gezwungen es dem Teufel zuzuschreiben, es hergezaubert sein lassen im Widerstreite mit Gott und mit Natur. Zudem ist eben der Aberglaube darin der verstockteste Ungläubige, daß er auch alles Gute in der Menschennatur leugnet, allen Fortschritt und geistigen Gewinn bestreitet; wie denn beharrlich statt der drei Ideen: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, von der Zauberei und Alchymie nur die drei entsprechenden Forderungen der Sinnlichkeit gestellt werden: Gold, Gesundheit und langes Leben. (Goethe, Farbenlehre.)

Ein vierter Erbsatz des Aberglaubens heißt: Die Voreltern haben es gleichfalls nicht anders geglaubt und hinter so lange Geglaubtem muß doch wohl auch etwas Wahres stecken.

Mit demselben Beweissatze führt sich auch das Kindermärchen vom Swinegel ein: Disse Geschicht is lögenhaft to vertellen, aver wahr is se doch, denn min Grootvader, van den ick se hew, plegg jümmer dabi to seggen: wahr mutt se doch sin, anners kunn man se jo nich vertellen!

Soll deshalb, weil sich die Spuren des Fetischdienstes bei allen Völkern des Alterthums verrathen, etwas anderes hinter demselben stecken, als eben dieselbe Unbeholfenheit, in welcher wir die wilden Volksstämme der Südsee jetzt noch vorfinden? Wird eine Lüge oder Selbsttäuschung dadurch um etwas mehr wahr, daß sie uralt ist? Will man im Ernst die Frage stellen, ob die heidnischen Götter wirklich und leiblich dagewesen seien, da doch die ganze Menschheit des Alterthums von deren Dasein erfüllt war? Doch man nehme den Aberglauben nur beim Wort, man zergliedere einmal dem Landmanne seine vielberühmte Wetterregel, die er von seinen Vorfahren ererbt und bis zur Stunde in der Meinung festgehalten hat, daß die richtige Beobachtung dieser Erbsätze der Grund sei seiner glücklichen Ernten.

Die Kalenderregel besagt: Im Jänner kann man sehen, was für Witterung in jedem Monat des Jahres kommen wird; denn ist der Anfang, das Mittel und Ende gut, so sagten die Alten, es gibt ein gedeihliches Jahr. — Man beobachte ferner die Witterung in der Christnacht und den darauf folgenden 12 Tagen und Nächten, so kann man daraus auf die Witterung jedes der 12 folgenden Monate schließen. Oder man stellt in der Christnacht zwölf mit Salz gefüllte Zwiebeln auf, jede mit dem Namen eines der 12 Monate bezeichnet. Gegen Morgen zeigen die trocken geblie-

benen Hülsen oder die, in denen sich das Salz aufgelöst haben wird, die Witterung des betreffenden Monats an.

Was man jetzt vom Christabend oder vom 1. Jänner behauptet, das galt früherhin vom Monat März, denn dieser Monat war der erste, mit dem das frühere Kalenderjahr begann; die beiden Monate Januar und Februar sind erst von Numa Pompilius hinzugekommen, daher auch der Februar die wenigsten Tage hat. Da die Einrichtung des Kalenders bis auf die Neuzeit schwankte, wie denn die griechische Kirche noch jetzt bei der älteren Zählungsweise verbleibt, und da das Neujahr bald mit Weihnachten, bald mit Ostern begann, so müßte obige Kalenderregel auch für den Monat April die gleiche Geltung haben und dieser ebenso zum Vorausbestimmer der Jahreswitterung ernannt werden. Damit bekämen wir aber fast lauter Regenjahre, denn der Kalenderreim besagt: Ein trockner April ist nicht der Bauern Will.

Setzen wir noch einen andern Fall.

Im ehemaligen Basel pflegte man am Urbanstage (25. Mai), wenn heitere Witterung eingetreten war, das Bildniß St. Urbans durch die Zunft der Rebleute krönen, ebenso aber es in den dortigen Fischbrunnen werfen zu lassen, wenn es regnete, daher der Reim:

Wenn Urban kein gut Wetter geit,
So wird er in die Pfützen geleit.

Dieser Brauch hatte für unsere deutschen Gegenden durchaus keinen Sinn, da am 25. Mai unsere Weinreben niemals in Blüthe stehen, für welchen Fall allein doch ein anhaltender Regen als schädlich durch obigen Brauch vorausgesetzt werden kann. Joh. Colers Almanach, Mainz 1645, 63 gibt auch die unsern Landschaften viel mehr entsprechende Regel an, daß mit dem 25. Mai erst die schädlichen Nachtfröste aufhören: „Vom St. Urbanstage sagen die Bauern, daß er erst pflegt seine Mutter von dem Ofen zu huckeln.“ Und der ober- und niederdeutsche Reim verlangt gleichlautend einen regnerischen Maimonat:

May koolt und natt
Füllt Hus, Schün un Fatt (Holstein).

Kühler Mai und naß
Füllt den Boden und das Faß.

Es kann also der Spruch, welcher einen Regen am Urbanstage verwünscht, nur unter nicht deutschen klimatischen Verhältnissen entstanden

sein; daher sagt der Lombarde: Wenn St. Urban regnet, so verliert jede Ähre (weil eben in Blüthe stehend) ein Korn; der Böhme mit seinem so voreiligen Weinbau im Mittelalter: Maiwasser trinkt den Wein aus. Diese Widersprüche zusammen lassen also die Wahrheit des deutschen und dänischen Sprichwortes erkennen: Unser Herrgott macht das Wetter und der Kalendermacher den Kalender.

Fünfter Erbsatz: Die Gelehrten wissen auch nicht Alles. Mit berühmtem Nachdruck weiß der geistersehende Hamlet dies Wort dem rationalistischen Horatio vorzuhalten: „Es gibt noch Vieles unter der Sonne, von dem sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt." Mag denn die jetzige Wissenschaft von Vielem, das da vorhanden ist, wirklich noch nicht einmal träumen, so wird sie später einmal zur Klarheit erwachen und statt Traumgebilde zu glauben, die Sache selbst wissen. Die Thatsachen des Kopernikanischen Systems kannte man, die Ursachen nicht; da führte Newton im Jahre 1666 zu der kosmischen Urkraft der Gravitation. Allein seine scharfsinnigsten Berechnungen stimmten nicht, bis nach weiteren 16 Jahren durch Piccards Entdeckung von der wahren Größe der Erde, daher auch von der wahren Entfernung des Mondes von dieser, die Vermuthung von dem Wesen und den Wirkungen jener Kraft als richtig sich herausstellte. Der Weg, alle Bewegungen der Weltkörper zu berechnen, war damit aufgeschlossen. So hat sich in allem Wißbaren und Wissenswerthen stets auch ein Wissensfortschritt geltend gemacht, nur keiner auf dem vom Aberglauben so fleißig angebauten Gebiete der Geisterkunde. Und warum eben hier nicht? Weil man, wie Goethe sagt (Bd. 56, 151, 152) mit zunehmendem Alter und Wissen immer deutlicher einsehen lernt, daß das schönste Glück des Menschen sei, das Erforschliche erforscht zu haben, daß aber das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat.

76. Wenn der Vater das neugeborne Kind aussetzen durfte (in Sparta, Island zc.), so durften auch die Kinder den altersschwachen Vater tödten. Wohin alsdann mit der spartanischen und anderweitigen Ehrfurcht vor dem Alter?

Ein Sprichwort des Alterthums lautet: Wen die Götter lieben, den nehmen sie früh zu sich. Diesem von tiefer Lebenstrauer eingegebenen Satze unterlegen wir unsere eigene Empfindung, wornach ein uns zu frühe Entrissener für dieses Erdenleben allzu gut gewesen und demgemäß vom Himmel wieder zu sich genommen worden sei. So übersetzte es auch Platen in seiner Hymne an die Herzogin von Leuchtenberg:

Aufbewahrt hat graue Vorzeit dieses erfreuliche Wort,
Daß stets in der Blüte dahinsinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Die Vorzeit empfand jedoch nicht nach unserer Weise und stellte die rüstige, sich selbst erhaltende Manneskraft dem unnützen Hinleben des sich und Andern zur Last fallenden Greisenalters mit grausamem Contraste gegenüber. Aus der römischen Vorzeit bis auf die heutigen Mongolenstämme reicht daher ein in seinem Inhalte gleichnamiges Sprichwort, wornach gebrechlichen unheilbaren Greisen der Tod durch die Ihrigen vorausbestimmt und gegeben wird. Die sprichwörtliche Redensart der Römer „vom Hinabstoßen der Sechzigjährigen von der Tiberbrücke" theilen Festus und Cicero mit (pro Sext. Rosc. cap. 35). Festus schreibt: Depontani senes appellabantur, qui sexagenarii de ponte dejiciebantur. Als in Theben das Recht der Kinderaussetzung eingeschränkt worden war, mußte der Vater seine Vermögenslosigkeit erst vor Gericht erklären, alsdann wurde das Kind demjenigen, der die geringste Summe dafür bot, verkauft. Aelian. Var. Hist. II, 7.

Daß die Heruler ihre Greise und Kranken tödteten, erzählt Procopius de bello goth. 2, 14. Vom Stammfelsen an der Grenze Westgothlands pflegten sich die skandinavischen Greise und Altmütter herab zu stürzen. Dies wird in der Gautreksfage geschildert; die schon mehr historische Sage von Olaf Tryggvason theilt den Beschluß der Volksversammlung auf Island mit, bei einer herrschenden Hungersnoth, Greise, Lahme und Sieche aufzugeben und verhungern zu lassen. Vgl. Grimm Rechtsalterthüm. 486, wo derselbe Brauch, als bei den Wenden und Altpreußen herrschend gewesen, erwähnt ist. Vom glückseligen Volke der Hyperboreer sagt Plinius NG. IV, 25: Sie sterben nur, wenn sie des Lebens müde sind; sie schmausen und schwelgen noch einmal im Alter und stürzen sich dann von einem Felsen ins Meer: glücklichste Art des Begräbnisses.

In Grönland wird die auf dem Krankenbette schmachtende Greisin, wenn sie keine Familie hat, begraben, ebenso der Säugling mit seiner verstorbenen Mutter, wenn sich keine Wärterin auftreiben läßt. Demeurier, Sitt. der Völker 2, 356. Die Grönländischen Esquimaux tödten alte schwachsinnige Individuen, und laut dänischen Regierungsberichten über Grönland ist daselbst im Distrikt Julianehaab noch im Jahre 1860 bei den ungetauften Eingeborenen ein solcher Fall vorgekommen. Etzel, Grönland nach dänischen Quellen 1860, pag. 381, 417.

Unter den nomadischen Volksstämmen Rußlands gilt diese Sitte noch unverholen. Bei den Tschuktschen ist der Selbstmord eines dem Tode Nahen allgemein. Naht dem Koräken-Nomaden der Tod, so geben sie sich selbst oder durch die Hand eines Freundes den Todesstoß, um so sich aus den Händen des bösen Geistes zu retten und zu Gott zu gelangen. Krebel, Rußlands Volksmedicin 1858, Seite 81, 84. Ein Sprichwort der russischen Mongolen lautet: Glücklich der Greis, der seinen Enkel nicht sieht; denn noch im vorigen Jahrhundert und unter russischer Herrschaft war es bei ihnen Sitte, Greise lebendig zu begraben. So berichtet Schiefner in den Jahrbüchern der Petersb. Akademie, Asiat. Mél. II, 659. Diejenigen Mongolen, die das 70. Lebensjahr überschritten haben, verlieren das Recht, beim Antritt des neuen Jahres nach russischer Sitte sich umarmen zu dürfen. Ein Zigeuner-Sprichwort in Pott's Zigeuner 2, 482 lautet: Keiner ist glücklich auf der Welt, als wer in den Kindswindeln stirbt: Nan hi keek bachtelidir andro svietto, ssir kohn andry perne merela. Ein wendisches Volkslied in Haupt-Schmalers Sammlung 2, 94 deutet auf die Volkssitte zurück, den Bräutigam bei der Trauung mit Äpfeln und Nüssen zu bewerfen und altersschwache Leute todt zu steinigen:

Schlaf, Alter, ein!
Junger, du mußt frei'n!
Nach dem Alten mit den Steinen,
Nach dem Jungen mit den Äpfeln!

Duck dich, Alte, hast lange genug gelebt! Alte, gib dich zur Ruhe, hast dein Brot lange genug gegessen! so sprechen die Zigeuner, wenn sie die Großmutter in die Grube stellen und lebendig verschütten. Schönwerth, Oberpfalz 3, 164. In Schleswig-Holstein stürzen sie die Alte in eine Wassergrube und rufen: Dů̈ck unner, dů̈ck unner, de Welt is dy gram! Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sagen Nr. 530. Gut Herz, Mutterli! (Mütterlein, Herz gefaßt!) sagt der Zigeunersohn zur Mutter, die er auf dem Berninagletscher nicht weiter zu schleppen vermag und in den Cavagliascabach hinabstößt. Leonhardi, Bündner Vierteljahresschr. 1850, 97. Man lese dazu Nr. 115 unseres Buches: Die Zigeunerin, v. A. Knapp.

Rüdiger der Hünchhover, der in Urkunden von 1290—93 erscheint, dichtet die Erzählung: der Schlägel folgenden Inhaltes. Ein Vater, der all sein Gut den Kindern übergeben hat und von ihnen nun als ein Überlästiger schlecht behandelt wird, weiß sie durch die List zu täuschen, als habe er noch einen besonderen Schatz zurückbehalten, und die habsüchtigen Kinder

halten ihn deshalb wieder in Ehren. Nach seinem Tode finden sie aber in der vermeintlichen Schatzkiste nur einen Schlägel mit der Beischrift, man solle jeden Alten, der sein Gut lebend unter seine Kinder austheile, mit diesem Schlägel erschlagen. Diese Erzählung ist sprichwörtlich gewesen oder geworden und hat zu verschiedenen andern Ortsgeschichten Anlaß gegeben. Geiler im Narrenschiff (Druck von Grieninger 1520, Blatt 101a) erzählt wie der junge Stadtrath den alten Bürgerrath zu todt schlagen und sich ins Amt setzen will, wie aber dabei ein Vater dadurch vom Tode gerettet wird, daß ihn der Sohn in den Taubenschlag versteckt. Anderwärts hängt der berufene Schlägel jetzt noch auf dem Markt- oder Dorfplatze mit der Beischrift:

Wer mit den Kindern theilt ohne Noth,
Den soll man schlagen mit dieser Keule todt.

Das mittelfränkische Dorf Kühnhard in Baiern heißt Kühnhard am Schlegel nach der Keule, die an einer dortigen Eiche hängt, so groß, daß sie kaum ein Mann tragen kann. Sie wird demjenigen Ehemann, der sich von seiner Frau schlagen läßt, von den Gemeindegenossen vors Haus gethan, bis der Streit geschlichtet und der Schlegel mit einigen Maß Wein wieder ausgelöst ist. Panzer, Bair. Sag. 1, Nr. 288. Altenglischer Brauch war's den Schlegel an Kirchen aufzuhängen, er hieß holly mawle, von malleus, also heiliger Hammer. Grimm erkennt darin den heiligen Hammer Donars, mit dessen Wurf man Landesmarke und Ackergrenze bestimmte; mißverständlich habe man dieses Rechtssymbol als die Keule ausgedeutet, mit der man abgelebte Greise zu Tode schlug (Haupt Zeitschr. 5, 72). Gleichwohl und unbeschadet dieser begründeten Erklärung (vgl. den Verkauf unter Aufstreich, d. i. unter dem Zuschlag mit dem Hammer des gerichtlichen Auctionators) erscheint sprachlich und mythologisch der Schlegel frühzeitig als Waffe des Todes. So heißts im Wartburgkrieg: des slegels wurf, daz ist der tot. Im Buche der Richter wird von Manoha, dem Vater Samsons gesagt, daß der Engel des Herrn vor ihm anfing zu klopfen; hievon redet Sebastian Brant:

wann du kombst über fünfzig jahr,
wirst du all tag neu mehr gewahr
mit siechtumb, schwachheit, ach und weh,
ess wird auf erd nim besser me.
desshalb gedenk und setz dir für:
der tot klopft all tag an die thür.

Des Todesgottes Hammer aber pocht nicht nur an die Thüre des Wohnhauses, er zerschlägt auch das Haus der Seele; dies Geschäft und das Werkzeug dazu kann dem Gott nur durch den lang vorausgegangenen Brauch seiner Bekenner zugekommen sein. So läßt auch die Sprache den plötzlichen, ohne sichtbare Ursache eintretenden Tod durch den Schlag erfolgen, eine Abstraction an der Stelle der einst als wirksam geglaubten Personification des Todesgottes. Einen kritisch todtschlagen oder todtschweigen, ist nun zu einer Art ästhetischen Kunstmittels geworden; bevor es noch echt in Blüthe hatte treten können, ließ Goethe dem Mephistopheles durch den Baccalaureus (Faust 2, 101) den Vorschlag machen, die alte Heidensitte auch literarisch wieder in Anwendung zu bringen:

> Das Alter ist ein kaltes Fieber
> Im Frost von grillenhafter Noth;
> Hat einer dreißig Jahr vorüber,
> So ist er schon so gut wie todt.
> Am Besten wärs, Euch zeitig todt zu schlagen.

Warnend sagt ein Bauernsprichwort über bejahrte Eltern, die ihr Besitzthum den Kindern abgetreten haben: Zieh dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehst.

77.

Warum ist die vom politischen Leichtsinn so oft wiederholte Äußerung falsch, daß Menschen, die ihre Rechte nicht fühlen, nicht kennen und auszuüben wissen, auch keine Rechte zu haben verdienen.

78. Der Katholik fragt den Protestanten:

Wozu deine Ortskirche, welche die Woche über verschlossen bleibt, während ich in meiner stets offen stehenden tagtäglich beten kann?

Die Antwort darauf lautet bei Rückert also (Gesamm. Gedichte 5, 318):

> Die Einsicht gab dir ein Pater,
> Aber sieh, wie sie schielt!
> Gehst du denn ins Theater,
> Wenn man darin nicht spielt?
> Die Kirche, ein Bau von Steine,
> Ist einsam ein Todtengraus,
> Die versammelte Gemeine
> Nur macht sie zum Gotteshaus.

79. Schiller konnte auch nicht griechisch,

Shakespeare war ohne besondere Schulung aufgewachsen; gleichwohl wurden Beide mitten unter ihren gelehrten Zeitgenossen Muster und Vorbild. Wozu also noch auf der langen Schulbank sitzen und griechisch lernen?

Es ist keine Antwort, sagte der Historiker Macaulay 1853 in einer Parlamentsrede gegen seine industriellen Kollegen, welche die Brauchbarkeit klassischer Studien bezweifelten — wenn Ihr mir auf zwei oder drei Männer von großen Geistesgaben hindeuten könnet, welche, nachdem sie ihre Jugend verabsäumt hatten, später die verlorene Zeit einzubringen bestrebt waren und manchmal diejenigen noch überholt haben, die ihnen in jungen Jahren den geistigen Vorsprung abgewonnen. Natürlich gibt es solche Ausnahmen, und es ist wünschenswerth, daß es sie gibt und daß man sie bemerkt, um Männer zu ermuthigen, die, weil sie ihre Jugend in Leichtsinn oder Vergnügungslust verschleuderten, nun in der Verzweiflung geneigt sein möchten, ihrer verlorenen Jugend nun auch ihr Mannesalter nachzuwerfen. Aber die allgemeine Regel bleibt doch die, wornach tüchtige Männer in früher Jugend und durch errungene akademische Ehren ein Augurium derjenigen Rolle zu geben pflegen, die sie in ihrem Mannesalter spielen sollen. Männer, die sich vor ihren Altersgenossen an Schule und Universität ausgezeichnet, behaupten auch im späteren Leben den Vorsprung, welchen sie im Beginn ihrer Bildung zu gewinnen bestrebt waren.

80. Welche Hochschule soll ich nun beziehen, eine erster oder dritter Größe?

Raumer, Gesch. d. Pädagogik 4, 249 nimmt bei dieser Frage die kleineren Universitäten in Schutz, indem er folgende Urtheile entwickelt:

Universitäten sind Lehranstalten, ihr Lehrapparat hat demnach nur ein zweckmäßiger zu sein. Akademieen dagegen sind allein Mittel zur Förderung der Wissenschaften selbst, ihr Apparat muß demgemäß der möglichst reichhaltige sein.

Universitäten lehren das am häufigsten sich wiederholende, das ausgemachteste, giltigste. Akademieen erforschen das Neue, Seltene.

Beide Verhältnisse verwechselt man gewöhnlich ganz mit einander, wenn die Rede ist über den Vorzug, den die große Universität gegenüber der kleineren hat.

Bestimmte Disciplinen sind auf Anschauung, persönliches Handanlegen, auf dialogisches Verfahren zwischen Lehrer und Schüler besonders

gebaut: Chemie, Chirurgie, Klinik. Hier sind die Studenten einer kleinen Universität in dem nicht von Zuhörern überfüllten Auditorium im Vortheil. Das philologische Seminar, der Krankensaal, der mineralogische Hörsaal wird hier von mehr Nutzen als der in einer großen Universitätsstadt von Hunderten überfüllte. Die kleine Stadt nöthigt von selbst zu einem persönlichen Verkehr zwischen Lehrern und Zuhörern. Die kleine Stadt bietet zwar nicht Theater, Galerien, Kunstwerke; letztere aber können während der Ferien mittels der Eisenbahnen täglich besucht werden. Kleine Universitäten, sagt man, haben wenig berühmte Männer; d. h. sie werden von kleineren auf größere berufen, aber diese Berufung hinkt gar oft erst nach, wenn sich die Berühmten schon nach dem Feierabend sehnen. „Sie ruhen dann auf ihren Lorbeeren aus."

So weit Raumers Gründe, die bei näherer Erwägung manche berechtigte Einrede zulassen und namentlich durch die Erfahrung widerlegt werden, daß alle in der Neuzeit gegründeten Universitäten und polytechnischen Schulen nur Großstädten angehören.

Als Fichte in seiner Berliner Rectoratsrede 1812 die Renommisterei als den Philistergeist in der Studentenwelt zeichnete, der, wo man ihm amtlich entgegentritt, ganze Hochschulen in Verruf zu erklären und damit sie zu veröden drohe, durfte er die seither stets sich erfüllende Prophezeiung daran knüpfen: „Die hier in dieser ersten Residenzstadt der preußischen Monarchie errichtete Universität befindet sich nicht in dieser Lage, und hier findet der einzige Grund nicht statt, demzufolge eine Beeinträchtigung akademischer Freiheit (durch studentische Übergewalt) hie und da geduldet sein mag."

81. Statuensetzungen, angefochten vom Philistergeist.

Indem ein Volk die Leistungen seiner Ahnen durch öffentliche Denkmäler ehrt, verräth es ein von Dankbarkeit eingegebenes Bestreben, dieser großen Männer und ihrer Opfer würdig zu werden; an der verehrenden Liebe, die uns eine Großthat abgewinnt, entzündet sich der Enkel Herz zu neuen Thaten. So bleibt alsdann der Nationalruhm nicht allein in der grauen Vergangenheit liegen, gleich einer rostigen Waffe im Zeughaus, sondern lebt frisch auf in dem durch die Thaten der Ahnen ereiferten Gemüthe der Jugend. Es erfüllt sich des Dichters Wort:

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück.

Der Philistergeist ist aus Sparsamkeitsliebe bekanntlich allenthalben kunstfeindlich; er erhob daher vor einiger Zeit in schweizerischen Journalen folgende türkische Frage: Wozu bedarf Winkelried, dessen Name ohnedies im Herzen jedes Schweizers lebt, des kostspieligen Marmordenkmals von Schlöt? Diese Frage heißt zugleich: Wozu bedürfen wir nach Tschudis Chronik noch eines Joh. v. Müller oder anderer Historiker, da Winkelrieds Opfertod doch schon vom gleichzeitigen Sempacher Schlachtliede beschrieben ist? Ja wozu bedürfen wir noch eines Schillerischen Wilhelm Tell, da doch jeder Urner sich für Tells Mitbürger oder Blutsverwandten hält? Und endlich wozu bedarf es eines ferneren Todes fürs Vaterland und einer Weiterbildung republikanischer Freiheit, da doch Tell die Schweiz genugsam befreit hat und Winkelried für sie gestorben ist? Kurz, da für das materielle Wohlsein nach allen Äußerlichkeiten hin in jeder Weise gesorgt ist, wozu will man noch geistige Bedürfnisse hervorrufen und dasjenige zur Hauptsache des Menschendaseins machen, was im Menschen selbst besteht und vorgeht, nämlich Ideen?

So fragt der Philister, jener Mensch ohne geistige Bedürfnisse, dem daher in seiner ordinären nasenlangen Welt allein wohl ist. Der öffentliche Humor wird ihm auch noch seine kleine Denksäule geben und kann sie dann mit einem Kranze von Sinnsprüchen ausstatten, mit solchen glücklichen Eingebungen, durch welche man oft eine ganze Charakteristik in ein einziges Wort legt. So beschreibt Goethes Mutter in einem Briefe an die Herzogin Amalia den Hofrath Möhn folgendermaßen: Er sieht aus wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus, ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück noch Hofrath."

Jene Piraten, die den Sänger Arion, lüstern nach seinen Schätzen, über Bord zu springen gezwungen haben, sind in dem gleichen Hafen zu Korinth eingelaufen, wohin der rettende Delphin den Dichter bereits gebracht hat, und treffen hier entsetzt auf den Todtgeglaubten. Anstatt die Elenden abzustrafen, gibt er sie ihrer Gottverlassenheit anheim:

Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte fahren,
Nie labe Schönes euern Muth!

82. Ist das Gebirge oder der Strom die historische Trennungsmarke der Völker?

1. Gebirge trennen.

Strom und Gebirg sind beiderseits Scheidelinien, nicht aber gleichmäßig Trennungsmittel. Der Fluß scheidet Gebirgszüge von einander, ebenso scheidet das Gebirg Flußgebiete. Nur reizt der Fluß zu Handel und Wandel, das Gebirge aber hindert und hemmt ihn; jener lockt, dieses schließt den Verkehr. Jener ist eine Hausthüre am Gasthofe, die sich allen öffnet, dieses ein vorsichtig geschlossenes Festungsthor. Gebirge sind dem Lande, was den Städten Wall und Mauer: ein natürlicher Schutz. Das Wort des französischen Eroberers, es gibt keine Pyrenäen mehr, ist blos eine übermüthige Phrase geblieben. Wie Gebirge das Klima scheiden, so trennen sie auch Religion und Sprache, Tracht, Physiognomie und Sitte, also alles dasjenige, was das Volksthümliche ist. Solche Scheidegebirge sind von jeher den Völkern heilig gewesen: Ritter, Erdkunde Aufl. 2, Bd. 1, S. 79 Bd. 2, S. 903. Es sind die Alpen, Pyrenäen, Karpathen, Böhmerwald, Vogesen und Jura. Sie haben dem eindringenden Eroberer einen festen Damm entgegengesetzt, den besiegten Völkern einen Zufluchtsort gewährt. Auf den Gebirgshöhen von Westfalen findet sich eine Kette von einigen 20 Ortschaften, die alle auf Scheid sich endigen; hier war die Scheide der Franken und Sachsen. Bender, Deutsche Ortsnamen S. 37 und 138.

„Wie Kugel rollt und Wasser rinnt,
Wie Schnee fließet und Schlegel wälzt,“

so lautet die Rechtsformel, mit der man in alten Markbeschreibungen die Wasserscheide der Gebirge ausdrückt; noch jetzt in der Schweiz: Schneeschmelzi, Schneeschleifi. Grimm RA. 84. So haben sich in Bizkaya die Basken mit ihrer eigenen Sprache gerettet, so in den Gebirgen von Wales die Celten, so in den böhmischen und mährischen Gebirgen die Deutschen vor den andrängenden Slaven, in den Ardennen die gallischen Ureinwohner vor den Franken, in den Klüften Bündens und Tirols die breitköpfigen Rätier, in den Alpenthälern Savoyens die halsstarrigen Waldenser.

Die Unzugänglichkeit des Gebirges macht es dem Alterthum geheimnißvoll und so zum Wohnsitze der unsichtbaren Götter. Plinius hist. nat. 2, cap. 110 nennt einen letzten Berggipfel des fernen Aethiopien den Götterwagen; bis zu ihm (Heeren, Ideen II., Abth. 1, S. 521 sucht ihn am Senegal) soll die karthagische Entdeckungsexpedition unter König Hanno

vorgedrungen sein. Er ist jedenfalls ein symbolischer Name, welcher die geographische Entfernung überhaupt ausdrückt, wie die Säulen des Hercules, welche das Mittelmeer schlossen; der Atlas, der den Südhimmel stützte; der Olymp und Athos, der in den Nordhimmel reichte; die keraunischen Berge, auf denen der Blitzschleuderer Zeus wohnte, und die zahlreichen Donnersberge der Deutschen mit ihren Sagen von dem Cultus Donars und Wuotans.

Noch heute gelten solche die Landschaft beherrschende Berge als die Gewitterboten, wie der Pilatus bei Luzern; oder als der Wohnort des Wilden Jägers, wie das Enziloch im Entlebuch und das Rotthal im Berner Oberlande. Die gleichzeitigen Sagen von den Moräften, Lindwürmern und undurchdringlichen Waldungen dieser Gebirgsstrecken zeigen, wie lange dieselben unbewohnt blieben und wie langsam in ihnen die Bevölkerung vorrückte. Ums Jahr 1000 genügte noch ein einziger Priester für die Hirten von Schwyz und Unterwalden zusammen; das Dekanat Luzern machte lange Zeit den Umfang der drei Waldstätte aus, und deren Bevölkerung war noch im 14. Jh. eine so dünne, daß die drei Länder zusammen nur 1300 Mann ins Feld zu stellen vermochten, da sie doch im Jahre 1315, als dem der Stiftung des Schweizerbundes, ihre größte Kraftanstrengung zu machen hatten. Burkhart im Schweiz. Archiv 4, 95. Bis zum Jahre 1713 reichte eine Kirche für das ganze Haslithal hin; noch im Jahre 1787 zählte man in Tirol auf eine Quadratmeile nur 1300 Einwohner. Wie zwecklos also muß das Bemühen der rätischen Chronisten erscheinen, welche die Etrusker aus Tirol und Bünden nach Etrurien wandern lassen und die Rätier zu den rasenischen Ureinwohnern Italiens machen. Diese angeblichen Auswanderungen der Gebirgsvölker in die Ebenen hinunter sind nur mißverstandene Sagen von naturnothwendigen Rückwanderungen, wie ja der Bergsenne mit jedem Winter die Alpe verläßt und in sein Thal zurückgeht. Ebenso ist es, wenn von einer frühzeitigen Cultur des Gebirges die Rede geht, weil manche Höhenthäler, in denen heute kein Kornbau mehr herrscht, schon in den Feudalzeiten als herrschaftliche Zinsgüter für Mühlstätten verzeichnet werden. Auch hier liegt außer der sich überall wiederholenden Sage von einem glücklicher gewesenen Menschengeschlechte der Vorzeit, das Mißverständniß zu Grunde, als ob der von den mittelalterlichen Urkunden in Korn ausgedrückte Güterwerth und Steuerfuß wirklich auch allein in Korn ausbezahlt worden wäre. Wenn Tschudi in seiner Gallia comata pag. 351 mit Nachdruck hervorhebt, daß die Bergpässe der Schweiz nach den Namen der Heiligen benannt sind, so beweist er damit gerade so viel

als zu unserem Zwecke gehört: selbst die Namen der jetzt berühmtesten Gebirgshöhen sind neue, in einer geschichtlich nahe liegenden Zeit erst entstandene, und da sich früher ihr Eigenname nicht geltend macht, so waren sie nicht bereist, nicht bewohnt, also auch größtentheils selber unbekannt. Begegnet uns aber ihr vorchristlicher Name wirklich, so zeigt die Sprachvergleichung, daß derselbe kein Localname für das einzelne Gebirge, sondern bloß appellativ gewesen ist. So findet sich der Name Jura überall wieder, wo wälsche Sprache sich erhalten hat: *Ιοράσσος* bei Strabo wiederholt sich als Jora, landesüblicher Gebirgsname im Wadtlande; als Grand-Jorasse, Berg und Gletscher des Montblanc im Chamouny. Ein Jura liegt im Breizounec, im Bas-Breton; Jura heißt eine schottische Insel in der Hebridengruppe, zwischen Glasgow und Fort William; Jura ein in die Memel mündender litthauisch benannter Fluß. Die Worte jor und jur bezeichnen auch im heutigen Welsh noch die Grenze, gour im Bas-Breton bedeutet hoch, wie im Serbischen und Slavischen gorre und gorra die Gebirgshöhe. Der Wortstamm scheint in dem sanskritischen giri, Berg, zu liegen. Man vergleiche hierüber Dieffenbach Celtica, 2. Abth. 465.

2. Ströme einigen.

Die Flußrinnsale nennt A. v. Humboldt „das lebenweckende, culturfördernde, Menschen verbindende Element." Daß Ströme einigen, beweisen alle Canalbauten Hollands, daß sie nur eine imaginäre Scheidelinie sind, beweist in der römischen Geschichte das kleine Flüßchen Rubico, an dem man die Waffen ablegen muß, bevor man sich der Weltstadt nähert. Der Kocytus soll die Hölle von den Lebenden trennen, aber gegen einen einzigen Obolus überfährt man ihn. Die Donau trennt im Nibelungenliede Franken- und Baierland, aber gegen eine Armspange holt der Elfen Ferge den geharnischten Hagen über. In den Flußebenen wird das widerstrebend Zähe vom Strome der Neuerung bald mit überschwemmt und fortgerissen. Die patriotischen Dichter des Alterthums, die für die Reinheit der Ahnensitte glühen, schieben deshalb alles Verderben des Menschengeschlechtes auf Schifffahrt und Handelsverkehr. Alles Patriarchale verschwindet, sagt Ovid, sobald die Fichte vom Gebirge herabsteigt, um zum Flosse verzimmert zu werden. An alle Küsten Italiens schwamm die Cultur und reichte hinauf bis zum keltischen Po; was jedoch hinter diesem lag, gleichwie in Griechenland hinter dem Ister, das hieß und blieb Barbar. Ströme sind die zündenden Schwefelfäden, die zur historischen Mine leiten. An den Stromdeltas der alten Welt erwacht die Weltgeschichte, an den noch größeren Wasserbecken der neuen Welt, an la Plata und Mississippi, setzt sie sich ver-

größert fort. Dem Morgenlande bringen Ganges und Indus seine Götter, Künste, Gesänge und Priesterstaaten. Der Jordan ist ein eigentlicher Prophetenstrom, aus dem Nil in einem Binsenkörblein wird dem Judenthum sein Befreier herausgehoben. Im Rhein wird der Nibelungenhort versenkt, an der Weser wird unter den Römern der Cherusker Armin, unter Karl der Sachse Wittukind und in ihnen beiden zweimal die deutsche Freiheit bestritten. Was von der alten Eintheilung der Länderstriche in politische Gaue und kirchliche Sprengel jetzt noch besteht, stützt sich auf die Gemarkungslinie der Flüsse, nach denen sich eben die Gaue zubenennen: Rhein- und Maingau, Algäu, Höhgäu, Saulgau, Wetterau, Ortenau, Nassau, Lemgo (Lîmgawe), Glasgow. Aus der Stromebene unseres Aargaus wissen wir ungleich mehr und Alterthümlicheres zu erzählen als aus dem hart daran sich hinziehenden Juragebirge. Vom oberrheinischen Sekkingen aus beginnt bei uns der heil. Fridolin sein Missionsgeschäft, von hier aus wendet er sich in die Glarner Alpen. Am Bodensee und Zürichersee treten die frühesten Bekehrer auf, Columban und St. Gallus. Aus dem Zerfall des an drei Strömen gelegenen Bischofsitzes zu Windisch baut sich das Konstanzer Bisthum auf. Der heilige Otmar wird auf die Rheininsel Stein begraben; Stift Reichenau im Zellersee soll schon unter Pipin zur Klosterstiftung verwendet worden sein. Rheinau bei Schaffhausen, und Kloster Ufnau im Zürichsee sind schon seit den irischen Aposteln bewohnt. Und alle diese eben genannten Stifte sind, wie die Wasserkirche in der Stadt Zürich, wirklich an oder sogar in das Wasser gestellte Tempel. Als die Reformation beginnt, erklärt Pico von Mirandola, nun verwandle sich der Rheinstrom in die Tiber, Rom müsse nun den Deutschen die Geistesherrschaft abtreten. Unsere oberdeutschen Reformatorenstädte sind Straßburg, Kolmar, Basel und die nächstgelegenen Seestädte Konstanz, Zürich, Genf und Neuenburg. Die Reform stockte erst am alpenhaften Vierwaldstädtersee und ist bis heute nicht unter die im Reußthal und im Gebirge lebende Bevölkerung vorgedrungen. Denn der biblische Name Kanaan heißt wörtlich Niederlande.

83. Seestadt oder Binnenstadt?

Wo gravitirt die Zukunft, in Rom oder London, in Prag oder Hamburg?

1. Rom und London.

Der altrömische Militärstaat ist zum Kirchenstaat geworden, seine Kasernen, Legionen und Flotten sind umgewandelt in Klöster, in den ehe-

losen Klerus, in die heimatlosen überseeischen Missionen. Doch jenes Hannibal ante portas ist wie im alten, so im neuen Rom dasselbe geblieben; noch immer halten die französischen Regimenter die ewige Stadt besetzt. Der erste Napoleon konnte seinem Sohne schon bei der Geburt den Titel König von Rom schenken, nicht aber den Namen, nach welchem er selbst lebenslänglich geizte, König von London. Der Perser vermochte nicht Athens hölzerne Mauern zu bezwingen, der Franzose nicht die seegewohnten brittischen „Eichenherzen.“ König Philipps unüberwindliche Armada scheiterte, ehe sie die englischen Kreidefelsen gesehen hatte; Napoleons zu gleichem Zwecke gebaute Cherbourger Flotte kam gar nicht zum Auslaufen. Das geistliche Rom fährt fort, die Seelen vorzugsweise der romanischen Race zu lenken. Der englische Handelsstaat ist zur Hauptstütze des Protestantismus geworden und indem er das protestantische Geschäft der Bibelverbreitung unter alle Völker und damit die Ausrottung aller Sklaverei vertritt, stellt er sich als erobernder Humanitätsstaat an die Spitze der neueren Geschichte. Somit erfüllt sich an den beiden Städten Rom und London das von Cervantes (Don Quixote 1, Kap. 39) verfochtene Sprichwort:

Kirche, Meer oder Königshaus,
Wähl dir eines, so kommst du aus.

Jedoch dieses bloße „Auskommen,“ dieses Ziel des Kleingeschäftes und der Selbstzufriedenheit, ist eben nicht auch das Ziel geistig rivalisirender Völker. Die günstige Lage ihres Landes und ihrer Hauptstadt muß ihrem Unternehmungsgeist zu Hilfe kommen, weil politisches und kulturgeschichtliches Schicksal, literarischer Einfluß und Erfolg, Machterfolg und Handelsglück mit dieser Vorbedingung verknüpft sind. London ist durch seine Lage der unmittelbare Nachbar aller Großmächte der Welt und sehr vieler Kleinmächte dazu geworden, es grenzt z. B. zu allernächst an die bekannte orientalische Frage, welche, nachdem sie seit Anfang dieses Jahrhunderts beigelegt schien, alle paar Jahre wieder erwacht und die ganze Welt in Harnisch bringt. London ist durch seine Lage ein Doppelwesen, Löwe und Haifisch, Seestadt und Binnenstadt. In ihm berühren sich die Gebiete der Fluß- und Seeschiffahrt, es qualificirt sich also zum Stappelort für Land- und Seehandel. Es kann nicht im Wüstensand vermodern wie die Riesenstädte von Meroe und Philä, nicht eintrocknen wie das kahle und trockene Sparta, nicht aus der Tages- und Handelsmode kommen wie Venedig. Seestädte, die nautisch und zugleich politisch glücklich gelegen sind, haben ein besonderes Talent der Schnelllebigkeit und zugleich der Unverwelklich-

keit. So z. B. das russische Odessa und das moderne Athen. Der Grundstein zur Erbauung Odessas wurde erst 1794 unter der Kaiserin Katharina II. gelegt. Im Jahre 1844 war die Summe seiner Einwohner auf 80,000 gestiegen und die Stadt die dritte des Reiches geworden. So war es denn auch die erste, welche zehn Jahre nachher im russisch-türkischen Kriege von der combinirten englisch-französischen Flotte bombardirt worden ist. Das quellenreiche Neuathen mit seinen beiden Seehäfen fährt, wie einst Altathen, politisch mit allen Winden und zieht sich ebenso oft den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu; allein man bedenke auch, daß es noch vor vierzig Jahren eine Türkenstadt gewesen ist, daß der Piräus noch vor zwanzig Jahren versumpft war und sein einziges Absteigquartier für die Ankömmlinge eine hölzerne Baracke war unter Ruinen. Jetzt ist der Hafen angefüllt mit Barken, Handelsfahrzeugen und Kriegsschiffen der europäischen Hauptmächte, eine glänzende Handelsstadt erhebt sich auf wohlgemauerten Kais, mit Reihen von Magazinen und ansehnlichen Wohngebäuden, in den Straßen herrscht das Getümmel halb europäischer Geschäftigkeit und halb orientalischen Menschengewühls. Bereits projectirt man zwischen dem Piräus und Athen die Anlage einer Eisenbahn, und trotz aller Soldaten- und Beamtenverschwörungen Athens besteht eben doch seine junge Universität, mitten ins Türkenland hineingebaut.

2. Hamburgs und Prags Lage, politisches Schicksal und wissenschaftliche Leistungen.

Prag, der Centralpunkt des Böhmerlandes ist ein herkömmliches Schlachtfeld; 1424 wird die Stadt durch die Hussiten erstürmt, 1620 ist die Schlacht am weißen Berge; 1757 siegt dorten Friedrich mit Schwerin; noch wird unter unserer Bevölkerung das Lied aus dem siebenjährigen Krieg gesungen: „Als die Preußen marschierten vor Prag.“ Als Universitätsstadt soll Prag einst von 20,000 Studenten auf einmal besucht gewesen sein. Im Anfange dieses Jahrhunderts war es zur Provinzialstadt herabgesunken und sein genanntestes Wahrzeichen war der steinerne Nepomuk auf der Moldaubrücke.

Hamburgs günstige Lage dagegen leuchtete schon Karl dem Großen ein; er erkannte hier einen Seeplatz, vor den Piratenzügen der Wickinger gesichert, und eine Landesfestung, die den slavischen Einfällen Trotz bieten konnte. Wie London durch die Themse, so steht die Stadt durch Alster und Elbe mit dem Meere in bequemer und doch nicht so naher Verbindung, daß sie durch feindliche Flotten überrascht, durch Springfluthen verschlungen werden kann. Hamburg hat seit dem 13. Jahrhundert das demokratische

Schutz- und Trutzbündniß der Hansa gegründet, in Folge dessen es mit 85 anderen Städten vereinigt die Nord- und Ostsee beherrschte, auf allen Küstenstrichen Factoreien gründete, unter selbstgegebenen Gesetzen verwaltete und den Königen des Nordens zum Trotze mit den Waffen behauptete. Als bei veränderten Handelswegen dieser Glücksstand wich und die politische Macht abnehmen mußte, vermochte doch die auf sich selbst beschränkte Bürgerschaft fast unberührt sich zu erhalten von den Wechselfällen des dreißigjährigen Krieges. Zur Zeit der napoleonischen Übergewalt erduldete Hamburg die härtesten Kriegsgräuel; seine Schiffahrt stockte, so lange die vom Eroberer verhängte Continentalsperre andauerte, das Schicksal seiner unter Davoust 1813 ausgeraubten und dann ausgejagten Einwohnerschaft ist fast beispiellos. Aber diese Spuren des Leidens, sogar diejenigen der ungeheueren Feuersbrunst, die daselbst über 4000 Feuerstellen in Asche legte und 15,000 Menschen obdachlos machte, sind alle wieder getilgt; es prangt mit neuen Kirchen und Palästen und Schulen, mehr als fünftausend Schiffe beschäftigt alljährlich sein Seehandel mit einer Bemannung, die schon im Jahre 1856 49,264 Köpfe stark gewesen ist. So rasch geht das Leben einer Seestadt; wie die Wellen vor seinem Hafen überspielt hier ein neues frisches Interesse immer das ältere. So erschrak einst Cato, da er nach den beiden punischen Kriegen als Gesandter das gedemüthigte Carthago betrat und den frischen Reichthum dieser Stadt mit eigenen Augen betrachtete, die den Welthandel noch immer in Händen hatte und die jüngsten Einbußen schon wieder zu verschmerzen begann.

Das geistige Leben Hamburgs, die wissenschaftlichen Bewegungen, die von hier aus auf die anderen Theile Deutschlands sich erstreckten, hat Gervinus in seiner Literaturgeschichte (3, 275. 350. 467. — 4, 132, 194) mit so viel Liebe besprochen, daß es sich lohnt, die eben citirten Stellen selber bei ihm nachzulesen. Hamburgs Gelehrtengeschichte hat dauerhafte Namen aufzuweisen von der Reformationszeit an bis heute. Die Geschichte des deutschen Theaters ist bis auf Schröder und Beck fast ganz an Hamburg geknüpft. Für das Bühnenwesen schreibt dorten Lessing seine Dramaturgie und seinen Nathan; für die Musik wirkt Händel, für die Naturbeschreibung Brockes, für die epische Dichtung Klopstock.

84. Wer bleibt zuletzt der Stärkere, das Schwert oder die Schreibfeder?

85. Wettrede um den Preis zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande.

86. Wenn die Schlösser (Burgen) zerfallen, wachsen die Städte (Burger).

87. Die sittlichen Gebrechen der guten alten Zeit, und die verkehrte Welt in Sitte und Mode der Neuzeit.

Die positiven Regeln des Anstandes hatten in der Vorzeit, wie jetzt noch im torystischen England, so viel Geltung als das ewige Sittengesetz selbst. Schon ums Jahr 1216 schrieb man deutsche Gedichte über Anstandsregeln, deren eines, Thomasins Welscher Gast (14,742 Zeilen stark) lehrt, wie man bei Tische oder zu Pferde sitzen, wann man mit der linken, wann mit der rechten Hand essen solle, gleichzeitig aber unbarmherzig sich an den grausamen Strafen weidet, mit denen man damals die Ketzer ausrottete.

88. Wie konnte das Alterthum standhaft an eine Nemesis glauben und zugleich offenbare Bösewichte in Glück und Ruhm ruhig hinsterben sehen?

Wenn den Wohlthäter des Vaterlandes Verbannung und Todesstrafe trifft, den Forscher und Entdecker nur Armuth, Hohn und öffentlicher Undank, und wenn der Meineidige und der Tölpel ans Ruder kommt und der Glückspilz ist, ist alsdann nicht die ewige ausgleichende Gerechtigkeit zu vermissen? Oder sind die Eumeniden seit den Tagen des Aeschylos nicht etwa älter, saumseliger und versöhnlicher geworden? Der eigentliche Verbrecher entwischt ihnen häufig, er bewahrt Appetit und Gesundheit sein Leben lang und bleibt durch sein starkes Gewissen gefeiet gegen jeden Furienbiß. Jene ritterlichen frommandächtigen Scheusale Castiliens, welche die Eroberer Südamerikas waren, hier Gräuel auf Gräuel häuften, aber nie ihr Abendgebet vor dem Kreuz ihrer blutigen Schwerter versäumten, sie fanden nur ausnahmsweise das Schicksal eines Pizarro oder Peralta. Ihr mit Verbrechen und Sinnengenuß wechselndes Leben haben die meisten ohne Unfall abgenossen und zuletzt, gestärkt durch die Tröstung der heiligen Sacramente, geschlossen. Gleichwohl ist die Nemesis nicht ausgeblieben, nur trifft sie hier nicht die Väter, sondern deren späte Enkel. Um deren verdientes Schicksal einsehen zu können, muß man einen Spanier selbst über seine Landsleute sprechen lassen. Las Casas, der Bischof von Chiapa, der die Provinzen Neuspaniens im 17. Jahrhundert bereiste, erklärt schon im Eingange seines Berichtes: Die Feder sträube sich ihm, alle die Morde und Raubthaten der Beamten und Soldaten zu erzählen.

De Avila, der spanische Gouverneur der Provinz Nicaragua, sah die Bevölkerung der Stadt Leon von 60,000 auf 30,000 Menschen herabgesunken und schätzt die Zahl der Eingebornen aus der Provinz Nicaragua allein, die man als Sklaven nach Peru und Panama transportirte, auf nicht weniger als eine halbe Million. Dies geschah unter demselben Gouverneur Pedro Arias de Avila, von dem der Chronikschreiber Oviedo folgende Episode erzählt. Der Schatzmeister Alonzo de Peralta hatte mit einigen spanischen Patriziern 1528 einen Ausflug von Leon in die indianischen Dörfer der Ebene gemacht und war dabei spurlos verschwunden. Da man keine Mörder zu entdecken vermochte, so ließ Pedro Arias siebenzehn Caziken der Landschaft durch seine Soldaten einfangen. Man fand keinen Beweis der Schuld gegen sie, dennoch verurtheilte er sie zum Tode. Sie wurden auf dem Hauptplatze Leons im Angesichte des Volkes lebendig von Hunden zerrissen. Das Schauspiel fand am 16. Juni 1528 statt; die von den Autodafés an so gräßliche Marterscenen gewohnten Spanier drängten sich in Massen als Zuschauer herbei. Zur Erhöhung der Augenweide suchte man die Qualen der indianischen Fürsten, ähnlich wie bei den Stiergefechten, zu verlängern, indem man jedem einen Stock zur Vertheidigung ließ. Zuerst wurden gegen jeden Einzelnen nur fünf oder sechs jüngere Hunde losgelassen, die sich der Indianer mit seinem Stock vom Leibe hielt. Im Augenblick aber, wo der Unglückliche sich Sieger wähnte, wurde ein halbes Dutzend alter erfahrener Bluthunde auf die Arena gehetzt, die den Caziken in einem Satz zu Boden rissen und zerfleischten. Alle Siebenzehn hatten das gleiche Schicksal. Ihre Leichname ließ man den Hunden zum Fraß.

Nun leidet der ganze Staat an den Folgen dieser Missethaten und die Sünden der Väter werden an den späten Nachkommen gerächt. Dieses hispano-amerikanische Menschenschindervolk, welches einst einen halben Welttheil eroberte, hat niemals gelernt, durch Arbeit und bürgerlichen Erwerb groß zu sein. Das ist heute sein Fluch und seine Strafe, nachdem die Zeit des Raubes und der Erpressung vorüber ist. In Mexiko herrscht ein österreichischer Prinz, in Guatemala ein gemeiner Indianerchef, in Nicaragua, San Salvador und Honduras bekleiden Halbindianer die Staatsstellen. Die Abkömmlinge jener erobernden Castilier, die Creolen, fallen ihrer völligen Entartung anheim und werden in ihrem Siechthum ganz aussterben, während Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Vorliebe zum Ackerbau den Indianer wieder zum unumschränkten Herrn seines Bodens macht.

So ist die Nemesis, obschon nur ein heidnischer Name, gleichwohl ein ewig bleibender wahrer Begriff, welcher das stille weltgeschichtliche Walten und eine Allmacht ausdrückt, die ein bleibendes Geheimniß zu sein scheint und zuletzt doch als die allausgleichende Vergeltung und Gerechtigkeit sich entschleiert. Zwar bleibt es eine leidige Wahrheit, daß die Völker für die Fehler ihrer Regierungen zu büßen haben, aber eben so begründet ist die geschichtliche Erfahrung, daß diese Buße schließlich auf die Köpfe der Regierungen zurückfällt.

Fünfte Abtheilung.

Rhythmographie, Reimgedicht, metrische Übersetzung, Parodie.

Einleitendes nebst pädagogischen Zeugnissen.

Was an Rhythmus gebricht, versteht nicht jeglicher Leser.
Non quivis videt immodulata poëmata iudex.
Horaz an die Pisonen, 263.

Rhythmographische und metrische Arbeiten sind für die schon reifere Schuljugend in einem ähnlichen Maße, wie allgemeine Prosaaufsätze, etwas durchaus Unerläßliches. Denn sie lehren nicht bloß durch persönliche Übung ein persönliches inneres Verständniß der Dichterwerke und gewähren zuerst einen eigenen Einblick in die Gattungen und Kunstformen unserer vaterländischen Literatur; sondern sie erst besonders zeigen den Weg, auf dem man persönlich zu einer Prosa gelangt, die frei ist von den Verstößen gegen die Grundgesetze des sprachlichen Ebenmaßes, gegen die Architektonik des Gedankens und Stils. Der Rhythmus der Satzverbindung steht mit der Bedeutsamkeit und dem Gehalte des Gedankens in einem tiefen, gleichsam unterirdischen Zusammenhange, und nur wenn der Grundgedanke wahr ist, alle Nebengedanken in einem nothwendigen inneren Verhältnisse stehen, erscheint eine wahre Harmonie der ganzen Satzverbindung, die wir den Wohllaut der Gedanken nennen können. Wenn man in dieser Beziehung Goethes Wahlverwandtschaften und seine Schrift über Winkelmann, ferner Lessings Antigoeze'sche Dialoge, das Charaktergemälde Lorenz Stark von J. Jak. Engel, A. Humboldts Ansichten der Natur, vorzüglich in gewissen Partien liest, so gewinnt man die Einsicht, daß die deutsche Prosa hier Vollkommenes geleistet hat. Und gerade diese eben genannten Denkmäler sind die Producte solcher Männer, die, auch wenn sie persönlich ohne dichterische Begabung waren (wie Engel und die beiden Humboldte) durch ein eingehendes Studium der älteren und neueren Dichter sich zu Werken von so bleibend schönem Vortrage befähigt hatten. Denn die einzig richtige Ansicht

von der Prosa ist ja, sagt Wilh. v. Humboldt (Gesamm. Werke 1, 107), daß man sie aus der Poesie hervorgegangen denkt, die allemal den Anfang in der kunstmäßigen Behandlung der Sprache macht. Bei der griechischen Prosa ist dieser ihr poetischer Ursprung sogar noch historisch wahrzunehmen; Herodots Geschichtserzählung hat hexametrische Anklänge, ebenso hängt der Trimeter des griechischen Drama unleugbar mit der Attischen Prosa zusammen. Denn der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa und sie erscheint daher nirgend als eine Befreiung vom Metrum überhaupt, sondern vielmehr als eine Erweiterung des enge fesselnden poetischen Maßes und Bandes. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, daß jene durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur dienend begleiten zu wollen, während der poetische Vortrag auch des Scheines nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen. Nun aber ist gerade unsere deutsche Sprache am besten im Stande diese Ursprungsgeschichte der Prosa zu bestätigen und zu erklären, denn ihr ganzer Satz- und Versbau wurzelt in der unsere Sprache schon in ihrem vorhistorischen Untergrunde durchziehenden Form der Alliteration. Diese besteht in der äußerlich markirten Verknüpfung des Vordersatzes mit seinem Nebensatze oder Nachsatze mittels des gleichen Anlautes derjenigen Wörter, denen ihr grammatischer Rang und Begriffswerth den rhetorischen Hochton, den accentuirten Nachdruck im Satze verleiht. Diese einfache Form des Stabreimes, welche in Volkslied, Sprichwort und Redensart noch immer lebt und webt, hat alle Stoffanordnung schon in frühester Zeit bedingt und fährt fort, auf den Stil der feiner organisirten Prosaiker die erheblichste Wirkung auszuüben. Ursprünglich hing von ihr alle Namengebung ab in Sage und Geschichte: Es alliteriren die Namen der Stammväter der drei germanischen Völkergruppen, des Ingo, Isco und Irmino; die Namen der drei ersten Götter, des Wodan, Vili und Ve; die des ersten Mannes und Weibes Ask und Embla; die Brüder- und Heldenpaare in den Stamm- und Geschlechtstafeln: Hengest und Horsa, Scyld und Sceaf, Finn und Folcvald, Freodhovald und Freavine; die gruppenweis geeinigten Eigennamen der Heldensage: Sigmunt, Sigelint, Sigefrit; Herbrant, Hildebrant, Hadubrant; Gunther, Gernot, Giselher. Ebenso herrschen die Annominationen in den Namen der Gesetzgeber und Gerichtsstätten: Wisogast, Bodogast und Salogast richten nach Salischem Rechte auf den Malstätten zu Wisoheim, Bodoheim und Saloheim. Und gleichwie die stehenden und geheiligten Formeln des altrömischen Rechtes dessen carmen necessarium hießen, so ruhen auch die Ausdrücke des deutschen Rechtes und der gericht-

lichen Urkunden ebenfalls auf diesen satzverbindenden Alliterations-Gliederungen. Die urkundlichen sind in Grimms Rechtsalterthümern reichlich nachgewiesen eben zum Zeugnisse, daß durch unser Recht von der frühesten Zeit bis auf die jüngsten Weisthümer dieser Zug der epischen Sprache hindurchgehe. Substantivische Rechtsformeln sind; Erbe und Eigen, Grund und Grat, Haber und Heu, mit Herz und Hand; adjektivische: Frank und frei, gäng und gäbe, lieb oder leid, minder oder mehr ꝛc. Verbale: Dulden und tragen, gelten und geben, halten und hegen, hausen und hoven, leiben und leben, singen und sagen u. s. w. Auch tautologische Formeln machen sich gleichzeitig geltend: Mit Kraft und mit Macht; mit Hand und Mund; kurz und rund; Tag, Zeit und Stunde; mit Mühe, Kosten und Arbeit; fest, sicher und stäte; ledig, frei und los; quitt, los und ledig; sein, bleiben und gehalten werden. In ihnen wird der Gedanke des ersten Wortes durch den gleichen oder verwandten eines zweiten und dritten, wenn schon diese weder alliterieren noch reimen, wiederholt. Der ganze Satz gewinnt damit erhöhten, belebteren Sinn und mehr Stärke und Festigkeit. „So lang der Wind weht, der Hahn kräht und die Sonne auf- und niedergeht.“ Mitunter sollen aber auch in dem zweiten und dritten Worte bestimmte Besonderheiten hervorgehoben werden, alsdann entsteht statt des dreigliedrigen Parallelismus (habeat, teneat et possideat: besitzen, nützen und nießen) die Antithese oder der negative Schlußsatz, worin der vorhergehende positive Ausdruck durch den nachfolgenden gleichbedeutenden negativen verstärkt wird: Recht erlauben und Unrecht verbieten. Ist der Satz dreigliedrig, so enthalten die beiden ersten Wörter die Position und das dritte die Negation, etwa wie in der alliterirenden Zeile das erste und zweite gebundene Wort nahe beisammen stehen, das dritte weiter abgerückt wird: Fest, stete und unverbrüchlich. Wie nun diese alliterirenden Formen das regulative Prinzip der Sprache gewesen sind und ein dichterisches Schöpfervermögen selbst in der Rechtssprache geltend gemacht haben, dies mag man entnehmen aus nachfolgender Stelle der Graugans (Grâgâs), der ersten Gesetzessammlung Islands, die im Jahre 1135 bereits die alte genannt wurde und schon damals ihre erste Umarbeitung erhielt. Diese Stelle handelt davon, daß die Erben des Ermordeten sich mit dem Mörder aussöhnen sollen, wenn dieser die Mordbuße entrichtet hat. „Sie sollen theilen mit einander Messer und Braten (knîf ok kiöt) und alle Dinge, wie Freunde und nicht wie Feinde. Wer das bricht, soll landflüchtig sein und vertrieben, so weit Menschen landflüchtig sein können, soweit Christenleute in die Kirche gehen und Heidenleute in ihren Tempeln opfern, Feuer brennt und

Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, Holz Feuer nährt, Schiff schreitet, Schild blinket, Sonne den Schnee schmelzt, Feder fliegt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind stehet unter seinen beiden Flügeln, Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Wasser zur See strömt und die Männer Korn säen. Ihm sollen versagt sein Kirchen und Gotteshäuser, guter Leute Gemeinschaft und jederlei Wohnung, die Hölle ausgenommen. Aber die Sühne soll bestehen für ihn (den gefriedeten Todtschläger) und seine Erben, geborne und ungeborne, erzeugte und unerzeugte, genannte und ungenannte, so lange die Erde ist und Menschen leben. Und wo beide Theile sich treffen zu Wasser oder Land, zu Schiff oder auf Klippe, zu Meer oder auf Pferderücken, sollen sie theilen miteinander Ruder und Schöpfe, Grund oder Diele, wo es noth thut, und freundlich untereinander sein wie Vater gegen Sohn, und Sohn gegen Vater, in allen Gelegenheiten." Grimm läßt auf diese Stelle der Rechtsalterthümer 1, 39 die mit ihr concordierenden Bann- und Fehmeformeln aus dem Landrechte und dem Stadtrechte Nord- und Süddeutschlands nachfolgen, zum Beweise, daß nicht bloß diese Rechtssatzungen, sondern auch ein guter Theil ihrer Form oder ihres sachgemäßen typischen Ausdruckes noch bis ins 14. Jahrhundert sprachlich am Leben gewesen sind. Die Nothwendigkeit dieser geschichtlichen Thatsache muß sofort einleuchten, wenn man sich die Alliteration selbst als eine Naturnothwendigkeit zu denken vermag, und letzteres ergibt sich wirklich aus der Betrachtung der einfachen Regeln des Stabreimes. Die älteste Versform deutscher Lieder besteht aus einer zweitheiligen Langzeile, deren beide durch die Cäsur gebildete Hälften in solcher Weise verbunden sind, daß der ersten Hälfte einer oder zwei Reimstäbe, der andern aber stets nur einer zukommt. Aller guten Dinge sind auch hier gesetzlich drei, nicht aber viere, wie einst Lachmann lehrte. Denn ein vierfacher Stabreim gleicher Art, in einer Zeile angesetzt, würde sich gegenseitig schwächen, und vier rhetorisch hochtonige Silben in einer Langzeile, wie sie doch zum vierfach angesetzten Stabreim erforderlich wären, vermögen aus dem logischen Inhalte des kurzen Satztheiles naturgemäß gar nicht zu entstehen, oder wären höchstens die Ausgeburt einer Wortspielerei. Dasselbe Naturgesetz, das zur dreifachen Reihe der Alliteration führte, führte auch zur dreifachen Gliederung der Strophe. Dem Parallelismus der beiden Stabreime der ersten Halbzeile wird in der zweiten Hälfte ein dritter als der abschließende und vermittelnde entgegen gestellt. Ebenso wird ein Paar gleicher metrischer Einheiten von den beiden gleichen Langzeilen der Nibelungenstrophe gebildet, während die beiden darauf fol-

genden Verszeilen den ungleichen dritten Theil bilden, so daß das erste Verspaar die beiden Stollen sind und das zweite Verspaar dazu den Abgesang der Strophe ergibt. Die beiden ersten sind zwei sich gleichen Säulen ähnlich, die durch die folgenden zwei ungleichen Zeilen als durch einen aufgelegten Giebel ihren Abschluß, ihr ehemals sogenanntes „Dach" erhalten. Diese drei Stabreime waren also unserer Ausdrucksweise in dem gleichen Maße logisch nothwendig, wie der Grieche es als Kunstgesetz erkannte, auf die Strophe und Antistrophe als dritten Theil die abschließende Epode folgen zu lassen. In diesem Sinne nennt bereits Pindar sein Gedicht ein Haus, nemlich einen in Form und Gedanken abgeschlossenen Rederaum; in demselben Sinne pflegt sich auch das mittelhochdeutsche Lied ein Gezimmer und Haus zu nennen, das auf seinen beiden Stollen (die italienischen piedi sammt der stanza) ruht und mit dem Abgesang als dem Firstbalken sein Dach erhält, wie die hövischen Dichter sagen, „gedeckt wird." Schließlich hat man dem Princip der Alliteration auch zu danken, daß unsere Poesie, nachdem der Reim in sie aufgenommen worden war, die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Sylbenzählung der romanischen Sprachen hingab, sondern fortfuhr, sich genau an den Accent der Wortstämme anzuschließen.

Zur Verdeutlichung des bisher Gesagten folge hier eine Reihe kürzester Beispiele vom neunten Jahrhundert an bis auf die Gegenwart unserer Sprache. Den Beginn macht eine Stelle aus dem althochdeutschen Liede vom jüngsten Tage, dessen Originaltext zugleich Simrocks alliterirende Übersetzung gegenüber gesetzt ist.

daz hôrtih rahhôn	Das hört' ich erwähnen
dia uueroltreht uuîson,	die Weisen auf Erden,
daz sculi der Antichristo	daß solle mit dem Antichrist
mit Eliâse pâgan.	Elias streiten.
der uuarch ist kiuuâfanit.	Der Wolf ist gewaffnet,
denne uuirdit untar in	da wird gestritten.
uuîch arhapan.	
khenfun sint sô kreftic,	Die Kämpen sind so kraftvoll,
diu kôsa ist sô mihhil.	der Kampfpreis ist so groß!
Elias strîtit	Elias streitet
pî den ewîgon lîp,	um das Ewige Leben,
uuili dên rehtkernôn	er will den Rechtschaffnen
daz rîhhi kistarkan:	das Reich bestärken:
pidiû scal imo helfan,	drum wird ihm helfen,
der himiles kiuualtit.	der des Himmels Gewalt hat.

der antichristo stêt
pî demo altfîante,
stêt pî demo satanâse,
der inan varsenkan scal:
pidiû scal er in deru uuîcstetî
uuunt pivallan
enti in demo sinde
sigalôs uuerdan.
sô daz Eliâses pluot
in erda kitriufit,
sô inprinnant diê pergâ,
poum ni kistentit
einîc in erdu,
ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih,
suilizôt lougjû der himil,
mâno vallit,
prinnit mittilagart,
stein ni kistentit.
denne stuatago in lant
verit mit diû vuirû
virihô uuîsôn.
dâr ni mac denne mâk andremo
helfan vora demo muspille.

Der Antichrist steht
bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satanas,
der ihn versenken soll.
Drum wird er auf der Wahlstatt
verwundet werden,
in derselben Reise
des Sieges entrathen.
Alsbald so des Elias Blut
in die Erde träufet,
so entbrennen die Berge,
der Bäume steht
nicht einer in der Erde,
die Wasser all ertrocknen,
das Meer verschwindet,
der Himmel schwält in Lohe.
Der Mond fällt nieder,
Mittelgarten brennt,
kein Felsen steht fest.
da fährt der Rachetag
ins Land, mit der Lohe
die Laster heimzusuchen.
Da kann der Freund dem Freunde
nicht vor dem Muspel frommen.

Die nachfolgende Strophe, die siebenzehnte des Nibelungenliedes, enthält Chriemhildens jungfräulich ablehnende Antwort auf ihrer Mutter Traumdeutung, wornach dem Mädchen ein hübscher Mann vom Geschicke bereits voraus bestimmt sein solle;

Die rede lât belîben,
vil liebiu vrouwe mîn,
ez ist an manegen wîben
vil dicke worden schîn,
wie liebe mit leide
ze jungest lônen kan;
ich sol si mîden beide,
son kan mir niemer missegân.

Hier treten alle vorher erklärten Einzelheiten der altdeutschen Alliterations- und Reimpoesie zugleich hervor sammt der Dreitheiligkeit der Strophenform. Naturgemäß werden diese so tief eingeprägten Formen auch bei unseren neuen Dichtern da sich wiederholen, wo diese der Sprache besonders mächtig sind. Statt jener aus Bürgers Gedichten überall citirt

stehenden Annominationsstrophe: „Wonne weht von Thal und Hügel", ist es hoffentlich viel überzeugender, einen ähnlichen Beweis aus Klopstocks Epos gezogen zu sehen. In der Messiade, Gesang 19, Vers 272 wird der Fischfang der Jünger erzählt:

— — Ein Nachen entglitt da langsam sichtbar
Voll von Freunden dem lieblichen Duft des werdenden Tages.
Nackt bei dem überhangenden Netz stand vorn in dem Nachen
Kephas.

Unter den ähnlichen sehr zahlreichen Beispielen, die das Volkslied darbietet, wähle ich ein allerkürzestes Beispiel, es ist das Volksräthsel von der Fliege:

Im Sommer Sing ich mein GeSumm,
Im Winter Sitz ich still und stumm
Und schau mich in den Stuben um.

Je mehr Kraft ein Werk hat, sagt Jean P. Richter (Bd. 42, 218 bis 222), desto mehr Klang verträgts; der Wiederhall gehört in große weite Gebäude, nicht in Stuben. Und wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber, unwillkürlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorner Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen; ist nur einmal Fülle und Sturm zugleich in einer Seele, so wird er schon brausen, wenn er durch den Wald zieht, oder säuseln, wenn er sich durch Blumen spielt. Wie alle Tonkunst das Ohr so sehr ergreift, das keine Nebensinne oder Beigedanken verwirren, so ist es auch mit dem Redeklang; daher das daktylische Springen junge Leute so sehr bezaubert, daß sie nichts öfter in Stammbücher einschreiben als „Tugend und Freude sind ewig verwandt." Auch der Verfasser erinnert sich noch aus seiner Jünglingszeit der melodischen Gewalt folgender Endworte in Schillers Kabale und Liebe: willst du — so brich auf, wenn die Glocke den zwölften Streich thut auf dem Karmeliterthurm! — Man versetze etwas, zumal das Endwort, so verklingt Alles.

So viel war über die Alliteration zu sagen, weil ihr Gesetz einst zugleich das der deutschen Prosa gewesen ist. Der unausrottbare Widerwille des spießbürgerlichen Schulverstandes gegen alle Kunstform überhaupt wird nun zwar durch das Gewicht der vorausgeschickten historischen Zeugnisse sich zum Schweigen gebracht sehen und die erklärte Regel gelten lassen müssen. Denn was unser Ohr sprachlich fühlt oder unterscheidet, das muß zuletzt

doch der grammatischen Analyse vorgelegt und durch Regeln bestimmt werden. Auch das Publikum stimmt uns bereits bei, ohne dessen Leselust jene zahlreichen Übersetzungen angelsächsischer, eddaischer und altsächsischer Alliterationsgedichte ja gar nicht entstehen könnten, mit denen uns in kürzester Zeit Grimm, Ettmüller, Kannegießer, Grein, Köne, Rapp, Simrock der Reihe nach versehen haben. Allein wenn nun zu erwarten ist, daß man uns die Erkenntniß und die Übung des Stabreimes als einen Gegenstand des Schulunterrichtes zugibt, so wird man sicherlich fortfahren, seinem Bruder, dem Endreim, dieselbe pädagogische Verwendungsweise abzusprechen. Nach dem eben Gesagten heißt dies aber, die gerade widerlegte Behauptung noch einmal erheben und uns die abermalige Mühe ihrer Widerlegung aufbürden. Wir können uns jedoch diesmal kürzer fassen. Die Meinung, man vermöge oder man suche mittels metrischer Schulexercitien Dichter und Dichterlinge hervorzubringen, ist deshalb eine triviale, weil sie die Poesie und deren Technik vom Grunde aus verkennt. Hier gilt einmal der Satz ganz: ars non habet osorem, nisi ignorantem. Nicht mittels des Verses entsteht ein Gedicht, sondern mittels einer Weltansicht. Diese, sagt W. v. Humboldt (Gesamm. Werke 2, 226) entspringt aus der Art, wie sich des Dichters Individualität den Erscheinungen gegenüberstellt und bestimmt dieselbe hinwiederum, beides in so innig durchdrungener Wechselwirkung, daß das den ersten Impuls Gebende nicht mehr zu erkennen ist. Auch kleinere Gedichte machen die gleiche Anforderung; denn die von dem Dichter zu lösende Aufgabe, den Gegenstand in seiner lebendigen Erscheinung, in seinen nothwendigen Verknüpfungen aufzufassen und darzustellen, kehrt eben sowohl bei einem Einzelnen als bei einem Ganzen der Erscheinungen zurück. Das Dichten, das aus innerer Freiheit hervortritt, kann also äußerlich überhaupt gar nicht angeregt werden, oder nur fälschlich. Alles was mittels metrischer Schularbeiten erzielt werden soll und kann, betrifft also nur die klare Erkenntniß der Form, die der Dichter nicht minder als der Nichtdichter erlernen muß.

Es ist ein wahres Wort: der Künstler wird geboren;
Doch jede Wahrheit wird Irrthum im Mund des Thoren.

Geboren wird mit ihm der Kunsttrieb, nicht die Kunst;
Die Bildung ist sein Werk, die Anlag' Himmelsgunst.

Geboren zur Vernunft, ist auch nicht gleich vernünftig
Der Mensch, doch wenn er fein dazuthut, wirds ers künftig.

Was ist des Geistes Leib? der Körper ist es nicht,
Der aufgebaut aus Staub, in Staub zusammenbricht;

Das ist des Geistes Leib: die Form, die er sich baut,
In der mit Geistesblick ein Geist den andern schaut.

Rückert, Brahmane pag. 254, 155.

Denn der Stil überhaupt ist das anhaltende Suchen nach derjenigen Form, die auch das geistig Vollendete enthält. Ein in die Bedingungen seines Materials sich fügen lernender Geist betont dabei das Wesentliche und hebt es klar hervor; dadurch spricht er schon in der Form die Idee vorverkündend aus und bringt den Stoff zu einer naturgemäßen Gestaltung. Und demgemäß ist der Stil abermals, wie Büffon ihn definirt hat, der Ausdruck der Persönlichkeit. Wir möchten den Gegner sehen, der die Tollkühnheit hätte, uns und der Schule dieses Ziel oder das Streben darnach abschneiden zu wollen! Daher ist es am Platze, hier an solche Männer zu erinnern, welche nicht Dichter waren, sondern Bildungsmenschen, und gerade deshalb Verse machten und Verse studierten: Leibnitz, Schelling, Varnhagen v. Ense, der Grammatiker Jak. Grimm, der Chemiker Leop. Gmelin, Wilh. v. Humboldt. Bei letzterem hatte das Bedürfniß, die Ideen, die ihn an jedem Tage beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, mit dem Alter auf eine so denkwürdige Weise zugenommen, daß er, nicht um zu publiciren, sondern um sein Seelenleben abzuspiegeln, eine größere Anzahl handschriftlicher Sonette hinterlassen hat, als irgend einer unserer Fachpoeten je geschrieben. Dieser poetische Reichthum war seiner eigenen Familie und dem geliebten Bruder Alexander geheim gehalten und unbekannt geblieben, aber die Frucht desselben kennen und bewundern wir Alle in seinen Prosawerken, denen nach Inhalt und Form der Stempel der Klassik aufgeprägt ist.

Rhythmographie.

89. Metrische Analyse von Schillers historischer Prosa.

Beschreibung der Schlacht bei Lützen, Oktavausgabe Bd. 15, 142 bis 156. Die rhythmischen Perioden und strophischen Gliederungen jener Schlachtschilderung sind ohne Wortumstellung oder Satzabänderung in Form wirklicher Verszeilen oder Strophentheile, begleitet mit ihrem metrischen Schema, anzuschreiben.

Arbeitswink.

Der geschichtlichen Prosa ist es nicht darum zu thun, einzelne Versfüße oder auch eine ganze Verszeile plötzlich zwischen den Satzzeilen ertönen zu lassen, dies wäre die Wiederkehr einer Spielerei, an welcher das lateinschreibende Mittelalter sein Gefallen hatte; sondern die Glieder der syntaktischen Periode haben auch zugleich die Gelenke der rhythmischen Periode zu sein, so daß der logisch gegliederte Satz eins ist mit seiner sprachlich harmonischen Gliederung. In diesem Sinne hat Luther die Bibel verdeutscht und seitdem gehören Stellen wie z. B. Psalm 90 und Hiob, Cap. 41 mit zum erhabensten und glücklichsten nicht blos der Bibel, sondern des deutschen Ausdrucksvermögens. Hier nun kommt es darauf an, daß man, was unsere Prosaiker gleichsam als Tonkünstler vom Blatte spielen, auch vom Blatte lesen lerne. So wenig es der Willkür des Lesers freisteht, die Füße eines Verses, wie und wo man will, in rhythmische Theile zu zerlegen, hier den einen Theil anfangen, dort den andern abbrechen zu lassen, ebenso wenig ertrüge dies zufällige Verfahren der logische Ernst der Prosaperiode. Ihr Anfang, Verlauf und Abschluß bilden zusammen ein einheitliches Gebäude, dessen Sinn und Zweck die rhythmischen Theile eben so einheitlich sich unterordnen müssen. Der Vers des Dichters und der Satz des Prosaikers mögen zwar unzählige Male gegen dies Gesetz verstoßen, allein nur zum Schaden ihres eigenen Produktes. Der Vers des Dichters kann dann nur das Auge des Lesers mechanisch täuschen, die Prosaperiode nur das Ohr grob erschüttern oder verwirren, ohne dem Verstande der beiden Sinne die gesuchte Wirkung innerlich mitbewirkt zu haben. Voß in der Vorrede zu seinen Georgicon macht Seite 18 vorübergehend eine derartige Analyse über Klopstocksche Verse und fragt, wer hört z. B. den Hexameter in dieser nicht schlechten Periode:

> Taumelnder Jüngling! Alle rauschenden Freuden der Welt, was
> Sind sie der stillen Seligkeit, wann der Weise, geweckt vom
> Nachtigallliede, wandelnd im Blütendufte des Frühlings,
> Auferstehung nachdenkt!

Und gleichwohl (fährt Voß fort) gibt eben diese Periode, sobald ihre Theile in die natürlichen Abschnitte des Verses fallen, sogar sehr gute Hexameter:

— — Taumelnder Jüngling!
Alle rauschenden Freuden der Welt, was sind sie der stillen
Seligkeit, wenn der Weise, geweckt vom Nachtigallliede,
Wandelnd im Blütenduft, des Frühlings Auferstehung
Nachdenkt!

Von dieser inneren Nöthigung, welche die Prosa ebensowohl wie den Vers beherrscht, reden antike und moderne Dichter:

Was stets und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist. Platen.

Scribere conabar verba soluta modis.
Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos,
Et quod temptabam dicere, versus erat. Ovid.

Von Seite 141—142 des vorliegenden Schillerschen Werkes begegnen wir hexametrisch gemessenen Satzformen:

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgen-Röthe.
(Es hatte) eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschrecket,
ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert.
Endlich erscheint der gefürchtete Morgen.
Aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze
Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis
zur Mittagsstunde.

Auf Seite 143 erst trochäisch, hierauf anapästisch.

Vor der Fronte knieend
Hält der König seine Andacht.
Die ganze Armee auf die Kniee hingestürzt,
stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an
und die Feldmusik begleitet den Gesang:
Dann steigt der König zu Pferde.

Seite 143. Hexametrische Bewegungen:

Blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet —
eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr
den Harnisch,
durchreitet er die Glieder,
den Muth der Truppen zur Zuversicht zu entflammen,
die sein eigner ahnungsvoller Busen verleugnet. —

Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an
sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar.
Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen,
auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt.
Jetzt tönt die Losung.
Die Reiterei sprengt gegen den Feind,
und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.
Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen
und des dahinter gepflanzten groben Geschützes
empfangen, setzen diese tapfern Bataillons
mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort.
Die feindlichen Musketiere
verlassen ihren Posten,
die Gräben sind übersprungen,
die Batterie selbst wird erobert
und sogleich gegen den Feind gerichtet,
sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt.

Seite 144:

Mit Blitzesschnelligkeit ist er da,
der Unordnung seines Fußvolks zu steuern,
und seinem Machtwort gelingts
die Fliehenden zum Stehen zu bewegen.
Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt,
machen die schon geschlagenen Brigaden
aufs Neue Fronte gegen den Feind
und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder.
Ein mörderischer Kampf erhebt sich,
der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum,
die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung.
Mann ficht gegen Mann,
das unnütze Feuerrohr macht
dem Schwert und der Picke Platz
und die Kunst der Erbittrung.
Überwältigt von der Menge weichen endlich
die ermatteten Schweden über die Gräben
zurück, und die schon eroberte Batterie
geht bei diesem Rückzug verloren.
Schon bedecken
Tausend verstümmelte
Leichen das Land,
und noch ist kein Fuß breit
Erde gewonnen.

Seite 145:

Sein edles Roß trägt
ihn pfeilschnell
über die Gräben.
Nur wenige Reiter
waren behend genug,
ihm zur Seite zu bleiben.
Er sprengte geraden Wegs
demjenigen Orte zu,
wo sein Fußvolk
am gefährlichsten bedrängt war.
Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt,
daß dem Vorübersprengenden Alles
ehrfurchtsvoll Platz macht,
und schnell befiehlt er einem Musketier:
Auf den dort schieße! ruft er,
Das muß ein vornehmer Mann sein.
Der Soldat drückte ab und dem König wird
der linke Arm zerschmettert.
In diesem Augenblicke kommen
seine Schwadronen daher gesprengt,
und ein verwirrtes Geschrei: der König blutet,
der König ist erschossen! breitet
unter den Ankommenden Entsetzen aus.
Es ist nichts! folgt mir! ruft der König,
seine ganze Stärke zusammenraffend;
aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe,
bittet er, ihn aus dem Gedränge zu schaffen.
Ich habe genug, Bruder!
ruft er mit sterbender Stimme,
suche du nur dein Leben zu retten!
Zugleich sank er vom Pferd,
und von noch mehreren Schüßen durchbohrt,
von allen seinen Begleitern verlassen,
verhauchte er unter den räuberischen
Händen der Kroaten sein Leben.
Bald entdeckte sein ledig fliehendes,
im Blute gebadetes Roß
der schwedischen Reiterei
ihres Königs Fall,
und wüthend dringt sie herbei,
dem gierigen Feind
diese heilige Beute zu entreißen.
Um seinen Leichnam entbrennt
ein mörderisches Gefecht,

und der entstellte Körper wird
unter einem Hügel von Todten begraben.

Seite 146:

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit
das ganze schwedische Heer;
aber anstatt den Muth
dieser tapfern Schaaren zu ertödten,
entzündet sie ihn vielmehr
zu einem neuen wilden, verzehrenden Feuer.
Das Leben fällt in seinem Preise,
da das heiligste (aller) Leben dahin ist,
und der Tod hat für den Niedrigen
keine Schrecken mehr,
seitdem er das gekrönte
Haupt nicht verschonte.

Seite 147:

Auf die schwedischen Bataillons
des feindlichen Mittelpunkts
wird jetzt mit gedoppelter Wuth
der Angriff erneuert.
Immer schwächer und schwächer
widerstehen sie,
und der Zufall selbst verschwört sich,
ihre Niederlage zu vollenden.
Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen,
unter schrecklichem Donnergeknalle
sieht man die aufgehäuften Granaten
und Bomben in die Lüfte fliegen.

Seite 148:

Der in Bestürzung gesetzte Feind
wähnt sich von hinten angefallen,
indem die schwedischen Brigaden
von vorn ihm entgegen stürmen.
Der Muth entfällt ihm, er sieht
seinen linken Flügel geschlagen,
seinen rechten im Begriff zu erliegen,
In des Feindes Hand sein Geschütz. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung.

Seite 149:

Mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt
er diese flüchtigen Völker wieder
und führt sie aufs Neue gegen den Feind —

bricht fürchterlich in die schwedischen Schaaren,
die ermattet vom Sieg
und an Anzahl zu schwach,
dieser Fluth von Feinden unterliegen.
das ganze gelbe Regiment lag todt dahingestreckt.
Ein ähnliches Loos traf ein andres Regiment,
welches P. mit der kaiserlichen Reiterei
nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf.
Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn
der Rückzug
des ganzen Heeres mit fortriß.

Seite 150:

Auf dem Bette, wo Gustav Adolph erblaßte,
sollte W. den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Glühende Begier, den König selbst
im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden
mitten in das blutigste Schlachtgewühl,
wo er seinen edeln Feind
am wenigsten zu verfehlen hoffte.
Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch,
diesen Gegner von Angesicht zu sehen,
aber die feindselige Sehnsucht
blieb ungestillt, und erst der Tod
führte die versöhnten Helden zusammen.
Zwei Musketenkugeln durchbohrten
Ps. narbenvolle Brust,
und gewaltsam mußten ihn die Seinen
aus dem Mordgewühle tragen.
Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen,
drang ein Gemurmel
zu seinem Ohr, daß der,
den er suche, entseelt
auf dem Wahlplatz liege.

Seite 151:

Mit Pappenheim verschwand das Glück
der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde.
Die schwedische Infanterie benutzt
mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes,
es ziehen sich beide Linien in Eine zusammen,
die den letzten entscheidenden Angriff wagt.
Zum drittenmal setzt sie über die Gräben.
Die Sonne neigt sich eben zum Untergang,
heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende,

Die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft.
Umsonst! die Verzweiflung erhebt Jede über sich selbst,
keine versteht zu siegen, keine zu weichen.

Seite 152 alliterirende Formen:

Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze
und der Angriff hört auf, die erfreuenden Trompeten ertönen,
und Jedes
verschwindet aus dem Gefilde.

Seite 155:

Aber ein theuerer Sieg, ein trauriger Triumph!
Er, der sie in den Streit herausgeführt,
ist nicht mit zurück gekehrt.
Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht,
mit dem gemeinen Haufen
niedriger Todten verwechselt.
Nach langem vergeblichem Suchen entdeckt
man endlich den königlichen Leichnam.

Seite 156:

Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt,
von den Hufen der Pferde zertreten,
durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt,
wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen.
Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt,
Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen;
jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein,
und milde Thränen fließen um den Menschen.

90. Aus Goethes Werther.

Oktavausg. Bd. 16, Seite 73—75 in anapästischen Zeilen anzuschreiben.

Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß
bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal
überschaute, und alles um mich her
keimen und quellen sah;
wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel
mit hohen dichten Bäumen bekleidet,
jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen
von den lieblichsten Wäldern beschattet sah,
und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren
dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte,
die der Abendwind am Himmel herüber wiegte;

wenn ich dann die Vögel um mich den Wald
beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme
im letzten rothen Strahle der Sonne
muthig tanzten, und ihr letzter
zuckender Blick den summenden Käfer
aus seinem Grase befreite;
und das Schwirren und Weben um mich her
mich auf den Boden aufmerksam machte,
und das Moos, das meinem harten Felsen
seine Nahrung abzwingt, und das Geniste,
das den dürren Sandhügel hinunter wächst,
mir das innere, glühende, heilige Leben
der Natur eröffnete:
Wie faßte ich das alles in mein warmes Herz,
fühlte mich in der überflüssigen Fülle
wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten
der unendlichen Welt bewegten sich
allbelebend in meiner Seele.
Ungeheure Berge umgaben mich,
Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche
stürzten herunter, die Flüsse strömten
unter mir, und Wald und Gebirg erklang;
und ich sah sie wirken und schaffen in einander
in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte
und nun über der Erde und unter dem Himmel
wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe.
Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten;
und die Menschen dann sich in Häuslein
zusammen sichern, sich annisten, und herschen
in ihrem Sinne über die weite Welt!
Armer Thor! der du alles so gering
achtest, weil du so klein bist.
Vom unzugänglichen Gebirge
über die Einöde, die kein Fuß betrat,
bis ans Ende des unbekannten Oceans,
weht der Geist des Ewigschaffenden
und freut sich jedes Staubes,
der ihn vernimmt und lebt.

Drei Aufgaben ähnlicher Art.

In Goethes Novelle Bd. 15, S. 320 und 324 beklagen der Thierbändiger und die Wärterin ihren Menagerie-Tiger, der eben aus dem Käfig losgekommen und durch ein Mißverständniß erschossen worden ist. Diese

Klagerede ist in die ihr zu Grunde liegende metrische Form zeilenweise umzuschreiben.

Aus Goethes Wilh. Meister, Bd. 20, S. 253, sollen die zu Mignons Exequien gesungenen Trauerchöre in Strophen umgesetzt werden, die aus vierhebigen daktylischen Zeilen bestehen.

In Schillers Fiesko, Oktavausg, Bd. 3, S. 388, ist der nachträglich im Jahre 1785 eingelegte Monolog Berthas in das Hexameter-Metrum umzuschreiben.

91. Alliterirende Strophen in Schillers Götter Griechenlands.

Nachfolgende Strophen finden sich nur in der ersten Ausgabe von Schillers Göttern Griechenlands und sind in der zweiten schon vom Dichter selbst weggelassen worden, dem die Monotonie der Comparativsätze, die sich hier eilfmal in sechzehn Zeilen wiederholen, mißfallen mochte. Gleichwohl sind auch diese Verse eingegeben von jener inneren Tonkunst der Sprache, die durch ihren Wohllaut sogar das Unbedeutendere des Gehaltes wirksam und liebenswerth zu machen weiß.

Werther war von eines Gottes Güte
Theurer jede Gabe der Natur;
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.
Liebenswerther malte sich die Jugend
Blühender in Ganymedens Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild;
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen enges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

92. Die Alliterationsstellen aus Platens Reimgedicht:

„das Grab im Busento", sind nachzuweisen und in ihrer grammatischen Wirkung einzeln zu erklären.

Nächtlich am Busento lispeln
bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort
und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter,
ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen,
ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat
mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken
seine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Busento
reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten,
gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung
wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam
mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder
ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse
wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale
ward der Fluß herbei gezogen,
Mächtig in ihr altes Bette
schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern:
Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht
soll dir je dein Grab versehren!

Sangens, und die Lobgesänge
tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle,
wälze sie von Meer zu Meere.

93. Die Alliterationsstellen aus Platens Trimetern: Philemons Tod.

Als einst Athen Antigonus belagerte,
Da saß der alte, neunundneunzigjährige
Poet Philemon, mächtiger Dichter Überrest,
In dürftiger Wohnung saß er da gedankenvoll.
Er, der Athens glorreichsten Tagen beigewohnt,
Der deine Philippiken angehört, Demosthenes,
Und oft den Preis errungen durch anmuthige,
Weisheitserfüllte, die er schrieb, Comödien.
Da schien es ihm, als schritten neun jungfräuliche
Gestalten leis' an ihm vorbei zur Thür hinaus.
Der Greis jedoch sprach dieses: Sagt, o sagt, warum
Verlasset ihr mich, Holde Musenähnliche?
Und jene Mädchen, scheidend schon, erwiderten:
Wir wollen nicht den Untergang Athens beschaun!
Da rief Philemon seinen Knaben und forderte
Den Griffel; dieser wird sofort ihm dargereicht.
Den letzten Vers dann einer unvollendeten
Comödie schreibt der Alte, legt das Täfelchen
Hinweg, und ruhig sinkt er auf die Lagerstatt
Und schläft den Schlaf, „von dem der Mensch niemals erwacht.
Bald ward Athen zur Beute Macedoniern.

94. Bild der Heimatlichkeit.

Aus Rückerts Weish. des Brahman. (Ausg. 1843) 524,5. Wird, in Prosa aufgelöst, mit den markirten Reimworten dictirt und nach dem Alexandriner-Schema metrisch wieder zusammengesetzt.

Der letzte Strahl von Gold um Bergeshaupt zerrann,
Und von der Arbeit kehrt nach Haus der müde Mann.

Die Frau steht in der Thür, reicht ihm das Kind entgegen;
Das Hündlein läuft herfür und wedelt angelegen.

Verdrießen läßt sichs nicht, daß seine Liebkosungen
Der Mann nicht weiter merkt, der liebkost seinem Jungen.

Mit vollem Euter kommt die Geis; sein Kind zu nehmen,
Weil melken will die Frau, muß sich der Mann bequemen.

Die Milch am Feuer kocht, das Kindlein wird gewiegt,
Das stille Paar genießt, ihr Glück im Schlummer liegt.

O stilles Glück! daheim könnt' ich ein gleiches haben,
Und muß mich in der Fremd' am fremden Anblick laben.

95. König Dagobert und seine Hunde.

Gedichtet von Fr. Halm (Freier v. Münch-Bellinghausen) in vierzeiligen jambischen Strophen, deren erster und dritter Vers vierfüßig, deren zweiter und vierter dreifüßig ist und beiderseits männlichen Reimes.

1. König Dagobert saß todtsiech auf seinem goldnen Throne, Stab und Schwert zu seinen Füßen, auf dem Haupte die Krone tragend.

2. An den Thronstufen lag sein treues Rüdenpaar, Abendschein und Kronenglanz strahlte auf seinen grauen Haaren.

3. Alle seine Mannen standen die Halle entlang, Glockenschall und Orgelklang tönte vom Münster her.

4. Der Greis hob zitternd noch seinen Blick gen Himmel, sah ins Abendroth und sank mit geschlossenem Auge zurück. Sie meinten, nun sei er todt.

5. Da tritt sein Erbe an den Thron, ergreift Schwert und Stab, langt nach der Krone hinauf und nimmt sie dem bleichen Vater;

6. Schreitet mit seiner goldnen Last aus der Halle, und eilig wogt die Menge wie der Schwall des Meeres ihm nach.

7. Niemand blieb beim König, der Nebel der Dämmerung kam, und still und bleich saß der alte König einsam da.

8. Nur seine treuen Hunde hielten bei ihm aus, belauschten seinen Athemzug, beleckten ihm Mund und Hand.

9. Da flammt ein lichter Strahl noch einmal in sein trübes Auge, das stockende Blut flutet zum letztenmal in's Herz zurück.

10. Sein Auge sucht nach dem Sohn, aber der Saal ist leer; seine Hand sucht nach der Krone, sie ist nicht zu finden.

11. Nichts rührt sich, nur seine Rüden umschnuppern ihn freundlich; jetzt weiß er's, jetzt ist es ihm klar, er sei ein todter Mann.

12. Sein Blick wendete sich seinen treuen guten Hunden zu, seine welke Hand legte sich liebkosend auf ihre Scheitel.

13 „Kein Tag ist so heiter, der nicht einmal endigte; kein Buchenwald so dicht, den der Herbstwind nicht einmal entblättern wird.

14. „Kein Becher ist so schäumend, der nicht einmal leer würde; keines Herzens Traum so lieb, den man am Ende nicht vergäße.

15. „Keiner Krone Strahl ist so hell, daß ihr Schein nicht endlich erlösche; keines Freundes Treue reicht so weit, daß es nicht zum Scheiden käme!“

16. Der König sprach's, streichelte die Hunde und sank zurück. Diesmal aber war es ein wirkliches Sterben, sein Blick brach.

96. Kern und Schale.

Gedicht von Anastasius Grün.

Vierzeilige jambische Strophe; Vers 1 und 3 vierhebig mit stumpfem Reim; Vers 2 und 4 dreihebig mit weiblichem.

1. Eine kleine Schenke mit dürrem Kranz, innen mit goldnem Wein in unvergleichlichem Keller.

2. Am Fenster zerbrochene Töpfe mit blühenden Rosen, am Tische ernste Köpfe mit frischen Gedanken.

3. Ein verfallenes Kirchlein mit enger Pforte, drinnen Orgelton, Andacht, Trost und Liederklang.

4. Ein kahles Felsenthal mit frischen Quellen durchronnen, verwitterte Ruinen voll von grünendem Epheu:

5. So schauet mich an, den von der Sonne gebräunten Wanderer, mit grauem Kittel von Staub und Sand bedeckt.

6. Aber in der Brust ist mir ein blühender Frühling aufgegangen, mit Himmelsbläue, frischem Grün, Gesang und Blumen.

7. Schale und Kern ist zweierlei, diesen Spruch habe ich auf meiner Wanderschaft erworben; und wenn ihr ihn bezweifelt, ihr Herren, so knackt Nüsse auf oder geht auf die Wanderschaft.

97. Der Bräutigam und die Birke.

(nach Pfarrius. In anapästischen, männlich reimenden Verspaaren.)

1. Birke, ich mache Hochzeit, was schenkst du mir dazu?
2. Ich schenke dir einen grünen Strauß dazu.
3. Ich schenke dir auch eine Kinderruthe,
4. Und einen Besen für deine Hausfrau,
5. Und einen Peitschenstiel für die Gäule,
6. Einen Reifen für deine Weinfässer
7. Und Maitrank aus meinem Birkensafte;
8. So ist nun alles verschenkt bis auf mein nacktes Leben.
9. Halt, Birke, komm nur selbst mit und heize mir noch die Kammer.

98. Das neue Leben.

Ein Spruchgedicht aus dem Laienbrevier von Leop. Schefer, soll in strophisch geordnete, trochäische oder jambische Reimzeilen umgesetzt werden.

Nun stehen unzählbare Blumen auf,
Die Millionen Jahr' die Welt verschlafen.
Sieh, jedes Veilchen ist ein Neues, Erstes,
Zum erstenmale in dem Zaubergarten
Der schönen Erde, und so lebt es neu,
Und neu und jung ist alles um die Neuen:
Die Sonn' ist erst am Himmel aufgehangen,
Die Erde jetzt erst für sie hingebreitet,
Und keine Knospe, noch Aurikel weiß
Von jenen alten, erdberühmten Königen
Des längst verräumten Puppenspiels von Xerxes
Und Artaxerxes, Cäsar und Herodes,
Die wen'ger sind als heut vier Gänseblümchen.
O schönes reines Leben dieser Blumen,
Der Bienen, die um diese Blumen surren,
Und dieser Lerchen — die um alten Tand
Nicht wissend, selig singend droben schweben!
Der Menschen Qual vergessen, macht so selig,
Wie Veilchen, Bienen und wie Lerchen sind.
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen göttergleich.

Proben metrischer Varianten zu dieser Bearbeitung.

„Der Lehrer muß einem Variationenspieler gleichen, welcher immer sein Thema festhält, wenn er auch in noch so bunten Veränderungen und Abschweifungen seinen Hauptsatz umkreist. Ich weiß freilich, daß solche Weise nicht Jedermanns Sache ist, so wie alle Kunst; denn auch der Lehrer muß geboren werden, obgleich die Menge alle diese Talente als erlernbare Handwerke zu betrachten pflegt!" M. Axt. Zustand der Gymnas. Wetzlar 1838, S. 23.

1.

Unzählbare Blumen schliefen
In der Erde Zaubertiefen,
Deren plötzliches Erwachen
Sie zum Zaubergarten machen.

Unzählbare Blumen sprossen,
Die bis jetzt im Schlaf verharrten;
Sieh', der Erde Zaubergarten
Ist mit ihnen übergossen.

2.

Alle diese Zauberwesen,
Die dein Auge jetzt erfreuen,
Sind zum erstenmale Maien,
Sind noch niemals dagewesen.

Die da strahlen in der Runde,
In dem Erd= und Himmelssale,
Leben erst seit dieser Stunde,
Wachen heut' zum erstenmale.

3.

Und zur Lieb und Lebenswonne
Heut' zum erstenmal erstanden,
Ist die Erde und die Sonne
Heut' zuerst für sie vorhanden.

Jedes Veilchen, jede Rose,
Neugeboren steigt's im Mai
Aus der Erde Mutterschoße,
Und die Erde selbst ist neu.

4.

Prangt nicht diese Frühlingserde
Wie seit ihrem ersten Werde?
Glänzt da droben nicht die Sonne,
Wie in Auferstehungswonne?

Eben ist der Sonnenball
Frisch am Himmel aufgegangen,
Eben hat die Erde all
Neu zu schimmern angefangen.

5.

Jene ehernen Heroen
Der Geschichte sind entflohen
Aber diese Blumen prangen
Ohne Streben und Verlangen.

Könige der Weltgeschichte
Gingen spurlos längst zu nichte;
Aber diese Blumen leben,
Ohne Dauer zu erstreben.

6.

Schönes Leben, reines Leben
Dieser Lerchen, die in Lüften
Baden, und in Morgendüften
Selig singend, droben schweben!

7.

O, vergiß doch die Beschwerden,
Mensch, vergiß doch deine Mühen!
Wie die Blumen, die hier blühen,
Sollst du froh und selig werden.

99. Der Sonnenaufgang.

In metrischen Vierzeilen auszuführen.

Gedankengang.

1. Ein Vogelnest voll getupfter Eier im Tannenbusche; das Alte brütend.
2. Ein kalter Wind rauscht durch den Wald, den Morgen ankündend; ruhig brütet der Vogel über den Eiern.
3. Flußdampf drunten in der Ebene, Morgengrauen an den Baumspitzen.
4. Der Sonnenball steigt herauf.
5. Dies Alles spiegelt sich als Weltgröße angemessen in der kleinen Thierseele ab.
6. Jetzt erst regt der Vogel die erstarrten Flügel und singt sein Morgenlied.

100. Redende Bäume.

(Metrisch in reimlosen Jamben oder Trochäen nachzuerzählen.)

In einem alten Buchenwalde standen zwei riesige Buchen neben einander. Es war Abend, traurig hing die eine die Zweige, und die Nachbarin fragte, was sie das Haupt so senke. Jene aber hub an, daß gestern der Förster hier gewesen sei und sie auf morgen zum Fällen bestimmt habe,

so müsse sie denn bald das Leben lassen. Weh, erwiederte die Nachbarin, da wirst du auch mich im Falle verletzen! Und die Erste schwieg, noch mehr betrübt durch diesen Ausbruch der Selbstsucht. Am andern Tage aber kam der Förster mit dem Herrn des Waldes und beide fingen darüber zu streiten an, welche von den Buchen gefällt werden solle. Da beugten sich beide Bäume hin und wieder. Wer hat geseufzt? rief der Herr. Es war aber Niemand da, der Antwort gab. Furcht trieb sie von dannen, und die herrlichen Bäume blieben verschont. Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz 2, 335.

101. Eine Vierzeile, metrisch erweitert.

Aus dem Lettischen hat Herder folgenden Spruch übersetzt:

Liebe Sonne, wie so säumig,
Warum gehst du heut' so spät auf?
„Jenseit jenem Hügel säum' ich,
Wärme da verwaiste Kinder!"

Dieses zu abgerissen und formlos lautende Zwiegespräch erweiterte der Pfarrer R. Hobohm in zwei Strophen je von Anfrage und von Antwort, und bekam eben dadurch Gelegenheit, den Inhalt viel eindringlicher und den Gedanken formgerechter zu machen.

Potztausend, Frau Sonne,
Wo war sie heut Nacht?
Was hat sie im Dunkeln
So lange gemacht?

„Dort hinter den Bergen
Aus Wald und aus Strauch,
Da rief es, Frau Sonne,
So küß uns doch auch!"

Thematisch entwickelte und zugleich metrisch abgefaßte Arbeitsstoffe sind bereits enthalten in den vorausgehenden Abschnitten Nr. 3 der Spielwürfel; Nr. 6 Nessel und Schlange; Nr. 14 Buchstabenräthsel über das R.

Metrische Übersetzungen aus Fremdsprachen.

Pädagogische Zeugnisse über Zweck und Nutzen solcher Schulaufgaben.

Was deine Seele denkt, was dein Gemüth empfindet
Wenn nun das rechte Wort dazu die Sprache findet;

Wie schwankend ist das Wort, wie schillerig-vieldeutig,
Und eben dadurch auch wie reich und vielausdeutig!
Das Allereinfachste, in welchem nur ein Sinn
Liegen zu können scheint, vielfachster liegt darin.
Das merkest du zumeist, wenn du dir zum Ergetzen
In deine Sprache willst aus fremder übersetzen.
Da spürst du erst des Meers Untiefe, Klipp' und Riff,
Worüber leichthin sonst geht dein Gedankenschiff.
Ja alles findest du, die Qual ist höchst ergötzlich,
Je mehr du es verstehst, je minder übersetzlich.

Rückert, Brahmane 658, Nr. 25.

Jede der Sprachen ist arm, die von dem, was am schönsten der Alte
Sagte, nur stammelt, sobald sie zu ihm dolmetschend sich aufschwingt.

Klopstocks Epigramme, v. Vetterlein Nr. 50.

Benjamin Franklin erzählt in seiner Lebensbeschreibung, auf welche Weise er seinen Stil zu verbessern getrachtet habe. So lange er nur mustergiltige Aufsätze las, sie aus dem Gedächtnisse nachschrieb, das Geschriebene wieder mit dem Original zusammenhielt, habe er stets gefühlt, daß es ihm an Vorrath von Wörtern und an der Fähigkeit gebrach, sich ihrer zu entsinnen und sie rechtzeitig zu verwenden. „Aber ich wäre, fährt er fort, damals längst im Besitze dieser Fähigkeit gewesen, wenn ich fortgefahren hätte, Verse zu machen. Das fortwährende Bedürfniß von Wörtern derselben Bedeutung, aber wegen des Versmaßes von verschiedener Gestalt, und wegen des Reimes von verschiedenem Klange, hätte mich gezwungen, eine Menge Synonyma zu suchen und mich ihrer Herr zu machen." — In Raumers Pädagogik 3, 57 heißt es vom Nutzen solcher Schulexercitien: Das Übersetzen verlangt eine stete, gründliche, durch die Übersetzung selbst beglaubigte Sprachvergleichung. Der Sinn seines zu übersetzenden Originals steigt dem Bearbeiter in deutschen Worten auf; je tiefer er eindringt, um so treffender werden die Worte; den richtigen Sinn und den richtigen Ausdruck zu suchen, ist ihm eine und dieselbe natürliche Operation. Es ist zugleich die beste Übung in der Technik des Deutschschreibens. Diese Übung nimmt die Productivität unreifer Schüler wenig in Anspruch, bildet dagegen ihre Receptivität. Je mehr sie sich in den Autor hinein sinnen, um so treuer wird ihre deutsche Übersetzung. Hiemit übereinstimmend sagt der gewesene Rector M. Axt (Zustand der heutigen Gymnasien, 1838, 18): Daß die Übersetzungen aus den Alten auch gute Stilübungen sind, dies beweisen schon unsere eigenen deutschen Klassiker, die oft in Schulen gebildet wur-

den, wo eine freie Ausarbeitung in der Muttersprache noch eine rara avis war. Schiller nennt Übersetzungsversuche die beste Art, sich mit seinem Fremdautor zu familiarisiren (Hoffmeister, Schillers Leben 2, 115). Der größte Theil von Opitzens Dichtungen besteht in Übersetzungen aus dem Holländischen, Lateinischen, Französischen und Italienischen. Er erwarb sich auf diesem Wege Sprachgewandtheit, erwarb der deutschen Dichtkunst und sich Namen und Ansehen und empfahl das gleiche Verfahren seinen Zeitgenossen dringend an. „Denn wie werden diejenigen, fragt Voß (Vorrede zum Georgicon, S. XII.) urtheilen können über einen antiken Redner oder Dichter, die nicht einmal im Stande sind, ihn nach den Regeln des Klanges und der Bewegung nachzulesen? Drum ist es so kläglich, in ihrem Geschriebenen zu hören, wie grausam der verachtete Rhythmus sich rächt. Hätte Cicero auch guter Laune genug, ihr aus dem schlechtesten Modedeutsch übersetztes Latein in der schlechtesten deutschen Wortfolge, oft mit grammatischen Fehlern gewürzt, ungefähr zu entziffern, so hielte er doch ihre unrhythmische Katzenmusik nicht aus. „Man halte den Voßischen Virgil gegen den Wielandischen Horaz; wer möchte glauben, daß beide Schriften in einer Sprache und zu einer Zeitperiode verfaßt sind, wo dorten durch den deutschen Ausdruck das Gemeine edel, hier auch das Edle gemein gemacht wird. Die Wirkungen von Voßens Homer-Übersetzung machten sich nicht blos an Schillers und Goethes Dichtung geltend, sie giengen sogar auf die Fremdsprachen über. Die Anekdote berichtet von einem Engländer, der in seinem Homer den bekannten Hexameter der Voßischen Odyssee citirt gefunden „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor," und sich von Stund an entschlossen habe, zu seinem griechischen Homer deutsch zu lernen. Und um wie viel hat sich seit Voßens Anregungen diese Sprachkunst der Deutschen weiter gebildet und auswärts an Wirkung und Ruhm gewonnen. Als die in London vorübergehend versammelt gewesene deutsche Schauspielergesellschaft am 17. Juni 1852 im St. James-Theater den Shakespearischen Hamlet in der deutschen Übersetzung Schlegels aufführte für ein stockenglisches Publikum, äußerte die sonst gegen alles Deutsche vorsätzlich kaltsinnige und wegwerfende Zeitung Times hierüber: „Nicht der kleinste Genuß dieses Abends war's, der wunderbaren (miraculous) Übersetzung A. W. Schlegels zu folgen; mit Staunen bemerkten viele englische Zuhörer, wie Vers dem Vers entsprach, Pointe der Pointe. Wir möchten sagen, die Deutschen sind das einzige Volk in der Welt, das sich auf diese Kunst des Übersetzens versteht." Allg. Ztg. 1852, Nr. 177. Dieser Ruhm ist kein übertriebener, wir wissen selber genau, auf welchem Wege er von uns erworben worden ist und wie

sehr er andern Nachbarvölkern entgeht, weil sie unsere Bildungsmühe noch scheuen. Wilh. v. Humboldt spricht sich darüber im Vorworte zu seiner Übersetzung des Äschyleischen Agamemnon (Gesamm. Werke, Bd. 3) also aus. Das Übersetzen und gerade der Dichter, ist eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur; theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber und vorzüglich zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Es ist nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen, sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läßt. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Sylbenmaße nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in echter und unentstellter Form wirklich zur Nationallectüre geworden sind. Und woher käme es sonst (als aus ekler Scheu vor dem Fremden und Ungewöhnlichen) daß, da doch alle Griechen und Römer im Französischen übersetzt sind, dennoch auch nicht das Mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf diese Nation übergegangen ist, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben (denn von einzelnen Gelehrten kann hier nicht die Rede sein) dadurch im Geringsten gewonnen hat?

An einzelnen berühmten Dichtungen des Auslandes wird die deutsche Liebe noch so lange wetteifernd fortübersetzen, bis sie in ihrer eigenen Sprache den ganzen Reiz des Fremdoriginals erschöpft haben wird. So zählt man von den Jahren 1619—1842 an namhaften deutschen Übersetzungen 57, die das Dies irae, und ebenso deren 53, die das gleichbewunderte Stabat mater unter unsern Dichtern und Gelehrten erlebt hat. Männer des verschiedensten Charakters und Faches haben hier mit einander gewetteifert: Fichte, Schlegel, Harms, Follen (F. Lisco, Gesch. des Stabat mater). Ebenso geschah es dem berühmten Epigramm von sechs Zeilen, das Sannazar zum Ruhme Venedigs schrieb und das ihm die Republik mit eben so viel hundert Stück Dukaten lohnte. Seit Opitz, der 1639 starb, bis auf Wernicke, Spalding und Ramler, versuchte man die Majestät dieser sechs Zeilen in gleicher Bündigkeit und Kraft zu verdeutschen; keine der vorhan-

denen Proben genügt noch. Ihrer keine bewegt den Geist in denselben Richtungen, afficirt das Gemüth in derselben stolzen Weise, wie das Original. Das Mittel hiezu liegt keineswegs in der sogenannten Treue der Übersetzung, sondern allein in dem Sprachvermögen des Übersetzers, und hier wiederum nicht in den Luxusmitteln seiner Sprachkunst, sondern in ihrem naturgemäßen Verbrauche. Übersetzungen aus dem vorigen Jahrhundert sehen allerdings gar oft noch gerade so aus, wie sie der sinnreiche Junker Don Quixote beschreibt, nämlich wie flandrische Wollentapeten, wenn man sie auf der Rückseite betrachtet; man sieht wohl die Figuren, aber ohne Umriß und Colorit, voll undeutlich dazwischen laufenden Knoten- und Fadenwerks. Sie sind nicht blos das Fremde, das sie darstellen, sie verdunkeln es auch noch. „So lange dagegen nicht die Fremdheit, sondern nur das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihren höchsten Zweck erreicht. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter gehen und auch das Fremde selbst vermeiden will, wie man wohl sonst sagen hörte, der Übersetzer müsse schreiben, wie der Originalverfasser in der Sprache des Übersetzers geschrieben haben würde, so zerstört man allen Nutzen des Übersetzens für Sprache und Nation; jenes aber ist ein Gedanke, bei dem man nicht überlegt, daß, wenn man nicht blos von Wissenschaften und Thatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer anderen Sprache geschrieben haben würde.“ Wilh. Humboldt 3, 16.

Goethe (44, 284) besteht darauf, daß durch metrische Arbeiten die Einbildungskraft als ein integrirender Theil der Verstandesbildung cultivirt, daß sie productiv und dadurch geschickt gemacht werde zu den Geistesfunktionen in Wissenschaften und im praktischen Leben. Die Methodik, die bei solchen Arbeiten in Schulen einzuhalten ist, bestimmt Schleiermacher (Erziehungslehre S. 467) näher dahin: „Poetische Komposition ist nicht auszuschließen; doch ist mehr auf die grammatische Form als auf die künstlerische, mehr auf die künstlerische Form als auf den künstlerischen Gehalt zu sehen.“ Wir nehmen ein kürzestes Beispiel zur Veranschaulichung dieses ganz richtigen Grundsatzes, und zwar aus einem Nichtdichter. Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten 2, 483) übersetzt wort- und formgetreu folgendes Epigramm aus der griechischen Anthologie, welches scherzhaft das Doppelmotiv zweier Selbstmörder bespricht:

Einst ein Mann fand Gold und ließ nun den Strick; der das Gold ließ
Aber und nicht mehr fand, hing sich am Strick, den er fand.

Die Erfahrung gebietet dem Lehrer, der seine Schüler in der angedeuteten Weise beschäftigen will, daß er jedes ihnen zur Übersetzung vorzulegende Stück metrisch bereits selbst übersetzt habe, weil er sonst außer Stand bleibt, die Form voraus zu bestimmen, in welcher verdeutscht werden soll, oder auch nur die vom Schüler falsch gewählte Form überhaupt als solche zu recensiren. Entschieden abgewarnt muß werden von allen Rückübersetzungen aus den mittelhochdeutschen und den mundartlichen Dichtern; aus den Einen nicht, weil ein Lied Walthers oder Nitharts nicht übersetzt werden kann, sondern umgedichtet werden müßte, eben dasselbe gilt von den Nibelungen.*)

Rückübersetzungen aber aus Claus Groth oder Hebel sind entweder nur eine ärgste Selbsttäuschung oder müßten den sprachgeschichtlichen Erweis ergeben, wie sehr diese niederdeutschen oder alemannischen Verse schon ursprünglich blos hochdeutsch concipirte sind.

Die zwei hier folgenden kleinen Übersetzungen gehören die eine dem Herausgeber, die andere einem seiner jetzigen Schüler an; noch mehr solcher Schularbeiten hier mitzutheilen, kann für belesene Lehrer keinen Zweck haben. Aufmerksam aber darf wohl auf unsere lateinschreibenden Dichter gemacht werden, in deren theils erzählenden, theils sententiösen kleinen Gedichten noch mancher die Jugend reizende und eine Übersetzung lohnende Stoff

---

*) Von diesen Übersetzungen aus dem Altdeutschen sagt Rückert, Bd. 6, 122.

Nachdem wir Alles übersetzt,
So übersetzen wir zuletzt
Uns selber jetzt.

Sind Minnelieder, Nibelungen,
Uns denn gesungen
In fremden Zungen?

Dem jüngsten Griechen war Homer,
Weil in der Schul' er ihn vorher
Gelernt, unübersetzt nicht schwer.

Wer aber verneudeutscht Minnekosen,
Will übersetzen Frühlingsrosen
In Herbstzeitlosen;

Als wollt' ich mich daran ergetzen,
Nun meine Jugendliederfetzen
In Altersweisen umzusetzen.

verborgen liegt, so z. B. in Huttens Werken (ed. Münch): Aus dem Nemo 2, 316. Gallo ab se caeso 1, 262. In quinque Gallos, ab se profligatos. ibid. Eine andere Reihe solcher Schularbeiten liegt in dem eben zu behandelnden einzelnen Lateinclassiker, doch nicht insofern man ihn metrisch übersetzen läßt, sondern indem man die glücklichsten Stellen aus den bisherigen Übersetzungen mit dem Originale genau vergleichen läßt. Virgil, Georgicon 4, 67 beschreibt eine Bienenschlacht mittels einer bewunderten einzigen Periode, und Voß gibt dieselbe satz- und rhythmengetreu wieder in allen Bewegungen des Originals. Der mit Virgil schon bekannte Schüler weise nun vergleichend nach: die Theile der Voßischen Periode; die Zwischensätze mit ihren untergeordneten und eingeschalteten Sätzen, die zweite Einschaltung mit ihrem dreifachen Gliederbau, den überschauenden Nachsatz, die Gelenke der einzelnen Sätze, Einschnitt und Rhythmus der Verse, Onomatopoeie der schildernden Stellen; denn dieses alles läßt hier der ausdauernde Übersetzer seinem Originale an der gebührenden Stelle auf dem Fuße folgen. Er erfüllt die Anforderungen der Begriffs- und Gedankentreue, indem er die dialektischen, grammatischen, rhythmischen und melodischen Formen des Lateindichters rechtzeitig und ohne den Eindruck mühseligsteifer Nachahmung zum wirksamen Ausdruck bringt, und gewinnt so den Preis derjenigen Übersetzungstreue, die allein die echte, nennenswerthe ist.

102. La feuille.

De ta tige détachée
Pauvre feuille desséchée,
Où vas-tu? — Je n'en sais rien,
L'orage a frappé le chêne,
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine
Le zéphyr ou l'aquilon
Depuis ce jour je me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon;
Je vais, où le vent me mène,
Sans me plaindre ou m'effrayer,
Je vais, où va toute chose,
Où va la feuille de rose,
Et la feuille de laurier.

Arnault.

Das Blatt.

Wohin nun willst du gehen,
Verwelktes, armes Blatt,
Das wild des Sturmes Wehen
Vom Zweig gerissen hat?

„Das weiß ich nicht zu sagen,
Hat doch der Wind sogar
Die Eiche mit zerschlagen,
Die meine Stütze war.

Und ohne viel zu klagen,
Laß ich mich ohne Wahl
Im Winde weiter tragen
Vom Berg hinab zu Thal.

Ich geh gemäß dem Loße,
Das Alles so verweht,
Wohin das Blatt der Rose,
Das Blatt des Lorbeers geht."

103. Prosperi Tyronis exhortatio ad conjugem. Sec. V.

Age jam, precor, mearum
Comes irremota rerum,
Trepidam brevemque vitam
Domino deo dicemus.

Celeri vides rotatu
Rapidos dies meare,
Fragilisque membra mundi
Minui, perire, labi.

Fugit omne, quod tenemus,
Neque fluxa habent recursum,
Cupidos vanaque mentes
Specie trahunt inani.

Ubi nunc imago rerum?
Ubi sunt opes potentum?
Quibus occupare captas
Animas fuit voluptas.

Ein Leben, treu und liebevoll,
Geliebtes Weib, war dein und mein;
Es ist am Ziel, und also soll
Es Gott befohlen sein.

Du hast dem athemlosen Schritt
Der schnellen Tage zugesehn,
Und wie wir Erdenkinder mit
Zerstieben und vergehn.

Die Thörichten! wie haben die
Dem eiteln Schatten nachgesetzt,
Wo uns dieselbe Welle nie
Zum zweitenmal benetzt.

Und was verblieb von allem Wind
Und Wesen, das sie ausposaunt?
Die Kinderfreude, daß ein Kind
Sie einmal angestaunt.

104. Freundes- und Muttertreue.

(In Distichenform.)

Christus hatte unter allen Reichen nur einen Gönner, Zachäus; unter allen Gewaltigen nur einen Gläubigen, den Kriegshauptmann; unter allen Weisen nur einen Zuhörer, Nicodemus. Dann verrieth ihn sein eigener Schüler, die Armen fielen von ihm ab, die Weisen, die Gewaltigen und die Reichen verurtheilten ihn zum Tode, und da er am Kreuze hing, stand Niemand mehr bei ihm als sein Freund und die liebe Mutter. (Aus den Straßburger Predigten des Geiler v. Keisersberg.)

105. Die Entstehung des Kirchenliedes Media vita.

(Nach Ildeph. v. Arx, Geschichte v. St. Gallen, und nach Laßbergs Einleitung zum Liedersaal.) Mit alterthümlicher Sprachfärbung (im Geschmacke der Goethe'schen Legende) zu erzählen in reimlosen oder reimgepaarten Verszeilen.

Der selig gesprochene St. Gallermönch Notker, mit dem Beinamen Balbulus, stammte aus dem Schlosse Elgg, Kanton Zürich, wo man noch den Platz zeigt, da seine Wiege gestanden (Bluntschli, Memorabilia Tigurina 1, 114), lebte unter Karl dem Dicken und machte sich neben vielen deutsch-

philologischen Arbeiten auch im Fache der geistlichen Liederdichtung berühmt. Jahrhunderte lang hat das katholische Europa seine lateinischen Sequentien während des Meßdienstes gesungen. Sein Media vita ward allgemeines Volkslied, man legte ihm Zauberwirkung bei, schlagfertig einander gegenüber stehende Kriegsheere suchten sich damit gegenseitig den Tod anzusingen, weshalb es von der Synode zu Köln 1316 für diese Zwecke des Aberglaubens verboten wurde. Über die Entstehung dieses Liedes gibt es zwei Sagen. Nach der einen Erzählung hat der reizbare Dichter, den schon der Gang von Mühlenrädern in bewegtere Stimmung versetzen konnte, dasselbe bei der Betrachtung der Martistobels verfaßt, eines grausigen Abgrundes, den das Kloster damals zum erstenmale überbrücken ließ. Er sah die Werkleute sich in die Kluft hinauswagen, über der schauderhaften Tiefe hängen, bei jedem Fehltritt dem unvermeidlichen Tod preisgegeben. Gerührt von dem Schicksal des armen Sterblichen, der dem sichtbaren Tode entgegen geht, um sein nacktes Leben zu fristen, brach Notker in die Anfangsworte seines Liedes aus:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.

Eine zweite Erzählung nimmt an, dem Notker sei während seines Nachtdienstes im Dom der Satan erschienen und habe ihm, seine Demuth auf die Probe zu stellen, von einem alles überwältigenden Liede geredet. Sogleich habe der Mönch den Versucher gepackt und ihn am Altare so lange gewürgt, bis er ihm die berühmten Verse hergesagt hatte. Dann jagte er ihn mit eben denselben, als dem Schrecken Gottes, zum Tempel hinaus.

106. Die Goethe'sche Schlaguhr an des Dichters siebenzigstem Geburtstagsmorgen.

(Eine metrische Erzählung in Reimpaaren.)

Schon manche Fälle aus Goethe's Privatleben haben durch unsere jüngeren Schriftsteller seither eine poetische Fassung gewonnen und sind dadurch in das allgemeine Gedächtniß übergegangen. So schrieb Uhland die Münstersage, die poetische Verkörperung jener tonangebend gewordenen Theilnahme, welche Goethe als Straßburger Student für altdeutsche Baukunst empfunden; ebenso Adolf Bube (Balladen und Romanzen, Gotha 1850) Goethe und der Magnat, die Geschichte jenes 50,000 fl.-

Wechsels, welchen Goethe von einem polnischen Edelmann zum Geschenk erhält und zu Gunsten jenes polnischen Übersetzers wieder zurücksendet, durch dessen Kunst dem Magnaten ein so ansehnliches Dichterhonorar abgenommen worden war. Hier folgt ein ähnliches Begegniß, das durch seine rührende Einfachheit zu ähnlicher metrischer Einkleidung reizen kann.

Eine Schlaguhr stand in dem Goethe'schen Vaterhause zu Frankfurt, nach deren Schlag das tägliche Geschäft der Familie und des jungen Wolfgang pünktlich geordnet war. Schon die verwitwete Mutter hatte Haus und Hausgeräthe verkauft, nach ihrem Tode gingen noch die letzten Reste der ehemaligen Familieneinrichtung in die zufälligen Hände der Frankfurter Erben und Käufer über. Es war lange nachher, als der Dichtergreis zu Weimar am Morgen seines 70. Geburtstages durch den wohlbekannten Schlag dieser Uhr sich aus dem Schlaf geweckt hörte. Er rief dem Bedienten, ließ die Laden des Schlafzimmers öffnen, glaubte noch zu träumen, erkannte überrascht diese älteste leibhaftige Jugenderinnerung und brach vor ihr in Thränen aus. Es hatte sie der Prinz Karl Friedrich August in Frankfurt zurück zu kaufen gewußt und sie auf diesen Tag dem Dichter zum Angebinde in das Zimmer stellen lassen.

107. Der Kindersonntag, aus dem Buch der Kindheit, von Bogumil Goltz — die Sabbathruhe auf einem Bauernhof, von Jeremias Gotthelf, zweierlei contrastirende Auffassungen, zur Auswahl.

(Darzustellen in Hexametern.)

Ach, an diesem Sonntage war nichts so, wie am Schul- und Werktage, man sog ihn aus den Lüften, man trank ihn im bloßen Wasser, man erging ihn sich auf dem Erdboden, die Sonnenstrahlen blitzten ihn in die Seele, die Sperlinge zwitscherten ihn unter den fernen Orgeltönen der Kirche, die im Laub flüsternden Bäume erzählten ihn sich, der Morgenwind trug ihn im Aufgang der Sonne auf seinem Fittig und überlieferte schon im Morgengrauen dem auserwählten Erdentage die herannahende heilige Zeit. O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag! Sonntag den ganzen langen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick! Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, Sonntag in Sinn und Gedanken, in allen Kisten und Kasten, gleichwie in Seele und Leib. Man konnte nichts hören und sehen, nichts fühlen und empfinden, nichts wollen und denken, als eben ihn, diesen Sonntag, diesen

heiligen Tag. Man mochte ansehen und erleben, was man wollte, es war das anders wie am andern Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gefeiert, von seiner Magie umflossen.

Nicht nur die Menschen und Thiere, die Häuser, die Gassen, die Bäume, die Winde, die Wasser, die Wolken, die Lüfte, die Wetter- und Jahreszeiten, vor Allem Himmel und Sonnenschein; sondern auch die Stuben, die Hausgeräthe, die alten Tische, Stühle und Bettstellen in unsern Kinderstuben hatten eine unsagbare Bedeutung, eine Sonntagsphysiognomie. Am Sonntag gab es nichts Gemeines, nichts Todtes und Garstiges auf Erden und im Leben, Alles war sinn- und bedeutungsvoll, war heilig wie im Himmel.

Sabbathruhe auf einem Bauernhofe, ist in „Jeremias Gotthelfs Bildern und Sagen aus der Schweiz" ein Kapitel überschrieben. Da bekommen wir die Gegenseite jener von Bogumil Goltz gegebenen Auffassung. „An schönen Sonntagen, und besonders wo keine kleinen Kinder sind, ist es oft einsam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zweimal um's Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges, als vielleicht ein Schwein, das sich kündet, wenn man dem Troge zu nahe kommt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen sieht man beim drittenmal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes schläft, das Gesicht nach unten gekehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel gestreckt. Man muß am Hause drei-, viermal hoschen (klopfen), dann kommt endlich beim siebenten- oder achtenmale eine inngrimmige Stimme aus der hinteren Stüblisthüre „Doppelt neuer?" klopft Jemand? Es ist die Stimme der Bäuerin, welche sich vor dem Fliegenheer ins Hinterstübli geflüchtet hat, lesen wollte in einem geistlichen Buche, aber unwiderstehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang ums breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein seliges Schläfchen sie umfing, bis der unwillkommene Doppler sie weckte.

Nachdem sie denselben abgefertigt, sieht sie ihm ein Weilchen nach, weckt sich durch einige Züge des schönen, Bläschen werfenden Wassers und macht dann die Runde ums Haus und in der Hofstatt, bis es Zeit wird, das Nachtessen zu rüsten, oder es sie gelüstet, privatim einen Kaffe zu machen."

108. Ende des Norwegerkönigs Olav Tryggweson im Jahre 1000.

(Erzählt von Snorro Sturleson, auszugsweise nach Lanz hist. Leseb. (Leipzig 1839) 2, 86. Darzustellen in Hexametern.)

Tryggwe, Olavs Sohn, war ein Enkel des Norwegerkönigs Harald Schönhaar. Tryggwe's Sohn hieß wie sein Vater Olav. Er wurde auf der Flucht geboren und in der Fremde erzogen, dann fuhr er mit irischen Streitern heim, erschlug Hakon, der sich der Gewalt angemaßt hatte und ward in der Volksversammlung zum König über ganz Norwegen gewählt. Die Söhne des erschlagenen Hakon entflohen zu dem Könige von Schweden, der Olav Schoßkönig hieß.

Die Mutter des Königs von Schweden, Sigrid Storrada, d. h. die Stolze, wohnte auf ihren Gütern und es kamen Könige von Osten und Westen und warben um ihre Hand. Auch Olav Tryggweson nahte als Freier und sie verschmähte ihn nicht. Als er nun zu ihr reiste und sie sich besprachen, verlangte Olav, daß sie die Taufe annähme; aber sie weigerte sich und sprach, sie wolle ihren Glauben behalten, so wie er den seinigen. Da warf ihr Olav seinen Handschuh in's Gesicht und sprach: „So begehr' ich dich auch nicht zum Weibe, wenn du willst Heidin bleiben!" Zornig erwiderte Sigrid: „Das wird dir den Tod bringen!" Nicht lange nachher vermählte sie sich mit Swen, genannt Zwickelbart, dem Könige von Dänemark. Dieser hatte eine Schwester Thyra, die vermählte er wider ihren Willen dem alten Wendenkönig Burisleif. Mit Thränen ging sie dahin, entfloh aber schon nach einigen Tagen und kam zu Olav Tryggweson und bat ihn um Schutz. Thyra war schön und wohlredend und sie gefiel dem König so, daß er sie zur Gemahlin nahm. Sie hatte aber große Schätze bei Burisleif zurückgelassen; nun beredete sie den Olav, daß er beschloß, dahin zu segeln, um sie herauszufordern. Er ließ also eine große Flotte rüsten und ein Schiff bauen so groß und prächtig, wie noch kein's in Norwegen war; dasselbe nannte er den großen Drachen und es war 74 Ellen lang, der Kopf und Schweif vergoldet. Auf diesem fuhr Olav selbst und wählte die tapfersten und stärksten Männer zu seinen Begleitern; auf dem kleinen Drachen war sein Bruder Thorkill Nefia, und auf dem Kranich seine Oheime Thorkill Dydrill und Jostein, beide Schiffe herrlich gerüstet und trefflich bemannt. Mit eilf großen Schiffen und vielen kleinen fuhr Olav aus Throndheim gen Süden, und es gesellten sich zu ihm seine Schwäger und viele Freunde, reiche und mächtige Männer mit wohlgerüsteten Schiffen, und es waren deren sechzig, mit denen er nach dem Wen-

denland fuhr. Als er dort ankam, redete er mit Burisleif in Freundschaft und derselbe gab ihm in Güte die Schätze heraus und sie blieben in Eintracht den Sommer beisammen.

Sigrid indessen, voll Zorn, beredete ihren Gemahl Swen, daß er den Olav Tryggweson bekriegte, weil er ohne seinen Willen mit seiner Schwester sich vermählt. Und Swen schickte zu dem König von Schweden, Olav Schoßkönig, bei welchem sich auch die Söhne Hakons mit ihren Vettern und Freunden aufhielten, und forderte sie auf, mit ihm gemeinschaftlich gegen jenen zu ziehen. Der Schwedenkönig und Erich Jarl, Hakons Sohn, waren gern dazu bereit, rüsteten ein großes Heer und eine mächtige Flotte und kamen damit nach Dänemark zur Zeit, als Olav Tryggweson wieder heimfuhr aus Wendenland. Der Jomsburger Jarl Sigvald war auch mit ihnen verbündet und ging hin zu Olav Tryggweson, als er bei Burisleif war, und mit erheuchelter Freundschaft — denn sie waren Schwäger, beide Eidame von Burisleif — hielt er ihn auf, daß er nicht eher heimkehrte, als bis die verbündeten Könige mit ihrer Flotte in der Nähe waren und bei der Insel Swold auf ihn lauerten. Als ein Gerücht von ihrem Anzug zu Olav gelangte, redete ihm Sigvald allen Argwohn aus und versprach, mit eilf Wikingerschiffen (Normannische Piratenschiffe) ihn zu begleiten. So fuhren sie mit einander, Sigvald mit seinen Schiffen voran, dann Thorkill Dydrill auf dem Kranich, und Thorkill Nefia auf dem kleinen Drachen und andere Schiffe mit ihnen, später folgte auf dem großen Drachen der König nebst der ganzen übrigen Flotte. Als sie in die Nähe von Swold kamen, steuerte Sigvald eilig nach der Insel; die anderen aber warteten, bis der König kam. Auf der Insel waren der König Swen und Olav der Schwedenkönig, nebst Erich Jarl, und sahen im Sonnenschein die Schiffe heransegeln. Und sie machten mit einander aus, daß sie, wenn sie den Olav Tryggweson bezwängen, sein Land zu drei unter sich theilen wollten; der Drache aber solle dem gehören, der ihn zuerst ersteigen würde, und so die übrigen Schiffe mit aller Beute darauf, ein jedes dem, der es eroberte. Wie sie den großen Drachen sahen, staunten sie über seine Größe und Schönheit, und König Swen rief: „Heute Abend noch will ich darauf fahren!“ Erich Jarl aber sprach: „Und wenn Olav kein anderes Schiff hätte, als dieses einzige, so würde ihn Swen mit seiner ganzen Flotte nicht bezwingen.“ Darauf stiegen sie schnell zu Schiffe und segelten dem Feinde entgegen.

Als Olav Tryggweson mit seiner Flotte bei der Insel war, kam auf einmal die ganze feindliche Flotte aus dem Sund hervor. Voll Bestürzung riethen ihm Einige, davon zu segeln und den Kampf zu meiden. Aber Olav

rief mit lauter Stimme: „Keiner denke auf Flucht! Noch nie ist Olav vor einem Feind geflohen, in Gottes Hand steht der Sieg!“ Und rasch ließ er die Flotte zum Kampf sich ordnen.

In der Mitte stand des Königs Schiff, auf der einen Seite der kleine Drache, auf der andern der Kranich. Hoch auf dem Vordertheil stand Olav, mit vergoldetem Schild und Helm, weithin kenntlich am rothen Kleid über den Harnisch. Wie er die Feinde heransegeln sah, fragte er zuerst: „Wer ist der Führer dort, uns gerade gegenüber?“ Das ist — sprachen die Seinen, König Swen, der Zwickelbart, mit den Dänen. „Die sind feiges Volk, rief er, die brauchen wir nicht zu fürchten! Und wer steht dort rechts?“ Das ist Olav der Schoßkönig mit seinen Schweden. „Die thäten besser, sie säßen daheim beim Opferschmauße, als daß sie es mit dem großen Drachen aufnehmen. Wer aber sind die dort links?“ Das ist, hieß es, Erich Jarl, Hakons Sohn. „Das sind Normannen, wie wir, sprach der König, mit denen haben wir einen scharfen Strauß!“

Jetzt nahete der Feind und zuerst steuerte Swen gegen den großen Drachen, da begann ein hitziger und blutiger Kampf. Olavs große Schiffe enterten die dänischen, die sie erreichen konnten, die tapferen Streiter hieben von oben auf den Feind ein und trieben sie weg; die dem Tod entrannen, flohen mit ihrem Könige auf andere Schiffe und eilten aus dem Gefecht. Nun kam der Schwedenkönig, aber dem ging's nicht besser; er verlor viel Volk und floh von dannen. Aber Erich Jarl kämpfte tapfer auf der Seite, wo er angriff, und trieb die Kämpfer aus den kleineren Schiffen in die größeren. So stritt er lange mit dem Schwert, indeß die Dänen und Schweden aus der Ferne mit Pfeilen schoßen. Viel Leute fielen auf beiden Seiten, aber die der Feinde ersetzten sich wegen ihrer Menge, Olav Tryggwesons Schiffe wurden allmälich von Kämpfern entblößt, bis auf den großen Drachen, wo alle streitbaren Männer sich sammelten. Zuletzt griff Erich auch diesen an. Auf dem Vordertheile stand er, um ihn seine Männer geschaart, mit ihren Schilden gedeckt, und hieben, stachen und schoßen; rings legten sich jetzt die feindlichen Schiffe um das Eine, und so dicht flog die Menge der Geschoße auf die Kämpfenden, daß sie kaum sich zu decken vermochten; wüthend standen sie am Rande des Schiffes und wehrten ab wer nahe kam.

Olav stand auf dem Vordertheil und schoß Pfeile und schleuderte Speere, zwei immer auf einmal. Um ihn waren die Tapfersten; auch waren die Seiten des Schiffes da höher, daher leichter die Abwehr. In der Mitte aber, wo die Zahl der Vertheidiger geringer war, erstieg Erich schon das

Schiff mit vierzehn Begleitern. Da stürzte Hyrning, Olavs Schwager, mit erneuerter Wuth auf sie ein und trieb sie wieder hinab. Hitziger begann der Kampf von neuem und immer dünner wurde die Schaar der Verthei-diger. Da sie zuletzt nicht mehr ausreichten, sammelten sich die Wenigen um Olav; Erichs Leute erstiegen das Schiff und drangen auf sie ein. Da sprang Olav mit Schild und Waffen ins Meer, tauchte unter und ward nicht mehr gesehen; die wenigen Begleiter, die noch übrig waren, thaten ein Gleiches, der letzte war Thorkyll, Olavs Bruder.

Laut auf jubelten die Sieger.

Jetzt segelte Siguald, der an dem Gefechte keinen Antheil genommen, mit seinen Schiffen heran; eins nur, das Schiff seiner Gemahlin Estrid, blieb zurück und segelte gerade nach Wendenland.

Nachher ging die Sage, Olav Tryggweson sei unter den feindlichen Schiffen hergeschwommen, von Estrids Leuten in ihr Schiff aufgenommen und gerettet worden. Viel auch erzählte man noch von seinen ferneren Fahrten und Reisen. Niemals aber kam er wieder nach Norwegen, welches, wie verabredet war, die Sieger unter sich theilten.

109. Der Frühling und die Todten.

Umstellung eines Spruchgedichtes in das elegische Versmaß. Ein Spruch aus dem Laienbrevier von Leop. Schefer, besingt unter dem Titel: „Schönheit der Welt,“ die Frühlingsempfindungen aller Zeiten, Menschen-alter, Völker und Helden. Durch die Anhäufung weltgeschichtlicher Eigen-namen nöthigt er unsere Vorstellungen zur unfreiwilligen Erweiterung seiner gegebenen Bilder, und hierin liegt zugleich der neue dem Schüler zur me-trischen Umarbeitung dargebotene Stoff. Hier Schefers verkürztes Original:

Nun ist ein großer Wundersaal geöffnet,
Der Frühlingssaal! so groß, daß See und Inseln,
Die Hügel Troja's und dein Vaterland
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen!
So alt, daß Abel ihn erkennen würde;
So neu, daß ihn der Silbergreis bestaunt,
Der achtzigmal durch seine Pracht gewandelt;
So warm, daß Bathseba noch einmal gern
Umweht von seinen Düften badete;
So reich, daß Salomo nur schauen möchte,
Den Weinstock Augen und die Feigen Blätter
Gewinnen!

So schön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! Und so lieb!
Die Todten, Priamus und Helena,
Und Karl der Große und Napoleon,
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fensterchen nur haben,
Um einen Blick hinaus zu thun zum Himmel,
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelstündchen lang das Bienensurren
Und das Geruf der Vögel anzuhören, —
Und wieder hin zum Schlafe sich zu legen,
Dem langen Schlaf der Todten. Doch du lebst!

Einem Theile dieser Gedanken entspricht auch Platen's lesenswerthes Lied „Gesang der Todten".

110. Parodie von Fr. Stolbergs Spruch „das Zeughaus zu Bern".

„Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüsthaus seh."

Gedichte, durch Schule und Schulbuch allbekannt und im allgemeinen Gedächtnisse, werden unter Beibehaltung ihrer Diction und ihrer Vers- und Reimform auf einen ihnen selbst entgegengesetzten Gegenstand oder Zweck angewendet und in dieser scherzhaften Verkleidung zu einem neuen Inhalt gebracht.

Die Klosterbibliothek zu A.

Es wird mir immer wind und weh
Wenn ich die Bibliothek beseh,
Ich seh zugleich auf einen Blick
Das alte deutsche Ungeschick.

Da steht ein Foliantenheer
Und jeder Band ist centnerschwer,
Der kleinste fällt mir unumspannt
Aus meiner viel zu kleinen Hand.

Was aber jene Zeit besaß,
Die solche Schriften schrieb und las
Im kolossalen Bücherschaft?
Statt Geistesstärke, Körperkraft.

111. Die Wünsche der Abendländer am Sprachgitter des Himmels.

Parodie von Schillers Theilung der Welt.

Der kürzlich verstorbene Martinez de la Rosa, Dichter und Präsident der spanischen Cortes, hat folgendes Epigramm geschrieben.

Eines Tages war der liebe Gott guter Laune und gestattete jedem Volke, seine Wünsche am Sprachgitter des Himmels vortragen zu dürfen.

England bittet um Baumwolle, Steinkohlen, Matrosen, Guineen, Kolonien, Rostbif und um das Recht, ebenso oft die Politik ändern zu dürfen, als es Nummern der Times gibt.

Frankreich bittet, übers Jahr noch etwas ganz Anderes als heute sich ausbitten zu dürfen.

Deutschland wünscht Hochschulen, das Ich und das Nichtich und für die Studenten das Recht, sich den Kopf mit einem Blumentopfaufsatz zu decken, sich ungehindert die Nase abzuhauen und jeden Abend 77 Schoppen Bier zu leeren.

Als die Reihe an Spanien kam, bat es um heiteren Himmel. Du sollst ihn haben! — Vortrefflichen Wein: Bewilligt. Eine gute Regierung. Ah, das ist zu viel, du wirst unverschämt, sagte der liebe Gott und schloß das Sprachfenster.

112. Der Deutsche während der Entdeckung von Amerika.

Parodie von Schillers Theilung der Welt. Parodistisch entgegen gesetzt wird die Zeit der Entdeckung von Amerika. Die romanische Race geht in die neue Welt, um Reichthümer und Länder zu erbeuten; der Deutsche erfindet inzwischen den Buchdruck, studiert und edirt die Klassiker, verfertigt den ersten Erdglobus und setzt die kirchliche Reformation durch. „Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein!"

113. Goethes Romanze Der Sänger. Nach der gleichen Strophenform und Ideenordnung: Der Orgelmann auf dem Bauernhof.

114. Das Stolbergische Lied „Sohn, hier hast du meinen Speer." Dagegen: Der alternde Schweizerbauer, Haus und Heim dem Sohne übergebend.

115. Metrische Correctur des Gedichtes „Die Zigeunerin."

Von Albert Knapp.

Nachfolgendes Gedicht soll in Wort= und Satzfolge, in Vers= und Reimweise an denjenigen Stellen umgeschrieben werden, wo Gesetz und Sprachgefühl eine formelle Abänderung wünschen.

1.

Vom Walde her, im fahlen Abendschein
Versammeln sich Zigeuner dort am Rain:
Ein bunter Trupp, ein mageres Pferd dabei,
Ein Wägelchen, Gerümpel allerlei.
Sie schleichen sacht, sie schauen rings herum,
Leer sind die Fluren und die Bäume stumm.

2.

Ein Mütterchen, gar runzlig, altersgrau,
Ob hundertjährig, weiß man nicht genau,
In ihrer Mitte schwanken Schrittes geht,
Und hinten rasselt's, klirrt's in dem Geräth.
Bald schließen zehen Männer ernst und leis
Um ihre Ahnfrau seufzend einen Kreis.

3.

Mit Spaten und mit Schaufeln wird zur Stund'
Auf Mannestiefe aufgewühlt der Grund.
Das Mütterlein sieht ohne Schrecken zu,
Beschaut ihr eigen Grab in tiefer Ruh.
Ihr eigen Grab? Ja, graues Mütterlein,
Da stellen deine Kinder dich hinein!

2.

Und mitten in der fremden Wanderschaar
Mit schwankem Schritt, mit altersgrauem Haar,
Wohl hundertjährig kommt ein Mütterlein
Und rasselndes Geräthe hinterdrein.

3.

Man holt den Spaten und den Karst hervor
Und schaufelt mannestief den Grund empor.

4.

Zuvor doch küssen sie die Arme noch,
Dann senken sie sie nieder in das Loch,
Und weinen bittre Thränen viel dabei.
Sie blickt hervor, ihr Haupt ist annoch frei,
Und lächelt schmerzlich mit Zufriedenheit,
Als spräche sie: mir widerfährt kein Leid!

5.

Ich kann ja nimmer mit den Meinen fort,
Bin alt, kann nimmer gehn von Ort zu Ort;
Die weite Welt, sie hat uns ausgespien,
Wo soll die arme Urgroßmutter hin?
Drumm ist's am besten, scharret ihr mich ein,
Das wird ein Ende meines Jammers sein.

6.

Da tritt die ganze Wanderschaar heran,
Da heulen Weiber, greinet Kind und Mann,
's ist ihnen Leid, sie küssen ihr den Mund,
Die Alte küßt sie noch aus feuchtem Grund.
Dann legen Alle platt zur Erde sich,
Vor sich ein Erdenhäuflein ängstiglich.

7.

Noch blickt das Haupt gar freundlich, kummerlos,
Ein heller Pfiff — gemeinsam nun ein Stoß!

4.

Und küssen dir zuvor noch Hand und Mund,
Dann senken sie dich nieder in den Grund,

6.

Da tritt die ganze Wanderschaar herbei,
Den stillen Wald erfüllt ein Wehgeschrei.

. . . .
. . . .

Dann streckt ein Jeder platt zu Boden sich
Und lauert auf das Zeichen ängstiglich.

7.

Noch blickt ihr Auge freundlich himmelan;
Ein heller Pfiff, ein Stoß: nun ist's gethan!

Die Erde schieben sie zusammen schnell,
Da hebt ein Todtenhügel sich zur Stell',
Und drunter regt und weigert Nichts sich mehr,
Und weinend gehn sie auf dem Grab einher.

8.

Ein Knabe sah von ferne zu voll Schreck,
Doch sie zu stören war er nicht so keck;
Dann sagt' er's in dem Dorfe: Kommt heraus!
Lebendig eingescharrt! o Todesgraus!
Die Leute aber sprachen, bleib in Ruh,
Zigeuner sind's! was gibt man uns dazu?

9.

O stiller Himmel, sonnenvoll und klar,
Du hast's gesehn, du weißest, daß es wahr!
O sel'ger Heiland, läßest du's geschehn?
Dies arme Volk noch in der Irre gehn?
O Kirche Gottes! Christen, hört ihr nicht,
Was Gott durch diesen Todtenhügel spricht?

In seine Tiefe wieder schiebt die Hand
Gemeinsam, schnell den aufgewühlten Sand.
Schon wird es drunter regungslos und stumm,
Und weinend treten sie am Grab herum.

9.

. . . .
. ., du weißt es, daß es wahr!
Du kennst, o sel'ger Heiland, dieses Leid,
Du hast dies arme Volk doch mitbefreit.

116. Der Pilgrim von St. Just.

Von Platen.

Diese Romanze wird unter Beibehaltung ihrer metrischen Form übertragen auf ein ähnliches geschichtliches Abdications-Ereigniß.

Original.

Nacht ists und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone wars bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

Travestie.

Am Stift zu Speyer klopft es in der Nacht:
Ihr Mönche, euerm Kaiser aufgemacht!

Dem vierten Heinrich, der die Welt zertrat,
Gebt ihm ein friedliches Canonicat.

„Wir haben keins für dich an unserm Dom,
Geh nach Italien und erobre Rom!"

So gönnet ihm denn euer Ordenskleid,
Der euerm Stifte sonst so viel geweiht!

„Such dir die Kleider in Canossa nur,
Dort galt dein Hemd dir als Investitur!"

Da merkt der Kaiser, daß er glüht vor Scham,
Und zieht gen Lüttich und vergeht vor Gram.

Sechste Abtheilung.

Sittengeschichtliches.

117. Die Trägheit,

oder wie stimmt doch die allgemeine Klage über Langeweile zusammen mit der andern über die Kürze des menschlichen Lebens?

Im Mangel an Selbstbeschäftigung erzeugt sich das peinliche Gefühl, daß Willenskraft und Muth fehle, eine Arbeit an der Wurzel anzufassen, und daß deshalb die Lebenszeit nutzlos und genußlos dahinschwinde. Dies steigert sich zum Mißbehagen über die besondere persönliche Lage, obwohl sie andern als eine beneidenswerthe oder mindestens gute erscheinen kann, und artet schließlich in jene allgemeine Klage über Kürze und Unvollkommenheit des menschlichen Lebens aus: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz." Ps. 90, 9. Im Gefühl über eine endlos sich ausdehnende, unausgefüllte Zeit begegnen sich Lebensmißachtung und jener Lebensüberdruß, welcher die literar-historische Rolle des Weltschmerzes gespielt hat. Dieser Stimmung des Trägen entgeht die allereinfachste Erkenntniß, daß der Mensch ohne Arbeit zu keinem Genuß gelangt, und wäre es nur die Bemühung des Dürstenden, der sich zur Quelle bücken muß, oder des naschenden Knaben, der die Birne hoch vom schwächsten Zweige bricht. Die Arbeitsscheu ist eine Folge der Denkträgheit, so wie ja im Gegentheil unsere weisesten Männer zugleich die arbeitsamsten gewesen sind und dadurch das Gesammtresultat des Wissens so vergrößert haben, daß sie nun an der Unsterblichkeit dessen, was sie hinterließen, persönlichen Antheil nehmen. Als A. v. Humboldt mehr als neunzigjährig über dem dritten Bande seines Kosmos starb, feierte man seinen Tod mit folgendem Epigramm:

Da er Alles umfaßt und erkannt, was im Licht sich bewegt hier,
Stieg er nun auch in die Nacht, weiter zu forschen, hinab.

Im Nachfolgenden mag zuerst der Theologe Fr. Schleiermacher die Trägheit schildern, und hierauf der Dichter Platen den Fleiß. Ersterer urtheilt in seinen hinterlassenen Briefen und Tagebüchern (ed. E. Meier, S. 166) also: Die Trägheit der menschlichen Natur wird von Vielen gering geachtet, weil sie im Einzelnen nichts so Schreckliches zeigt, wie jenes Böse, welches die Folge unordentlicher Begierden ist und dem die Strafen der Gesellschaft folgen; die Trägheit ist aber ein Fehler, der das Gemüth so herabwürdigt, daß er unsern lebhaften Abscheu verdient, und dessen Folgen im Ganzen so wichtig sind, daß ich sagen darf, er habe an allem Elend und Verderben, das in der Welt angetroffen wird, einen weit größeren Antheil, als alle heftigen Leidenschaften zusammen genommen. Die Trägheit setzt der Vermehrung und Ausbreitung des Guten einen sehr starken Widerstand entgegen und zwar einen solchen, der am schwersten zu besiegen ist; die Trägheit hat ebenfalls ihre Laster, und es sind gerade die niedrigsten und verächtlichsten.

So weit Schleiermacher. Damit man nicht annehme, er gefalle sich hier nur momentan in zu harten und mürrischen Vorstellungen, so ist an Johannes Chrisostomus zu erinnern, der alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ῥαθυμία) begreift; denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines Jeden in seiner Lage abhängt. Übrigens kann man das Ergebniß dieser Behauptung wieder finden in dem unwiderlegten Reim, der in dem Spruchbüchlein unserer Elementarschulen steht:

Wenn Gaben ungeübt in uns verderben,
So sterben wir uns ab vor unserm Sterben.

Das Zeugniß für den in jedes brave Menschenherz eingepflanzten Fleiß entnehmen wir einem Jugendgedichte des Grafen A. v. Platen, das dieser in seinem 18. Lebensjahre schrieb; es steht nicht in seinen sämmtlichen Werken, sondern in der Gelegenheitsschrift: Erinnerung an Platen, von Schlichtegroll, München 1852, S. 42.

Sobald wir handeln, leiden wir nicht mehr.
O süßer Fleiß, o möchtest Du mir doch
Stets ein Begleiter sein in diesem Leben!
Allgütiger! laß die geringe Kraft
In einem Punkt gesammelt nutzbar werden;
Denn auch das Kleine kann ersprießlich sein,
Als Theil sich reihend an das große Ganze.

Doch laß mich, ew'ger Vater, nicht allein
Als blindes Werkzeug Deiner höchsten Hand
An diesen schönen Weltenbau mich schließen,
Des einen Nutzens überzeugt und mich
Für etwas dienlich haltend, weil ich lebe.
Das ist kein tröstlich menschliches Verdienst,
Nicht leidend läßt sich ein Beruf erfüllen,
Und ein Bestreben fordert auch der Kleinste.
Laß mich ein Schöpfer sein in meiner Welt,
Wie du ein Schaffender in deiner bist,
Und gib mir Kraft, zu Thaten mich zu heben,
Zu bilden mir mein eigenstes Verdienst.

Platens Gebet wurde erhört; unter den deutschen Odendichtern steht er neben Klopstock. Auch ist sein jugendliches Wort hier nicht etwa ein zu kühnes, stolzes, vermessenes; er betet vielmehr genau in dem christlichen Sinne, in welchem der dogmatisch strenge und persönlich fromme A. v. Haller den gewichtigen Satz schrieb:

Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruhn,
Sobald Gott Alles wirkt und wir nichts selber thun.

Dasselbe Arbeitsthema, anders und auf ein anderes Ziel gefaßt: Die Arbeit ist nicht wundersüchtig, denn alle Wunder hebt die Arbeit auf.

118. Bei Philippi sehen wir uns wieder!

„Der Aberglaube ist die Religion der Selbstsucht; große historische Egoisten, wie Wallenstein und Napoleon, waren Bekenner dieser Religion." K. Haupt, Sagenb. der Lausitz, im Lausitzer Magazin, Bd. 41, S. 81.

Plutarch (Brutus 36, 48) ist der Gewährsmann für obiges Wort; dasselbe ist ihm sammt den sich daran knüpfenden bekannten Anekdoten mitgetheilt worden vom Philosophen Publius Volumnius, welcher des Brutus Begleiter gewesen ist bis zu dessen Ende in der Schlacht.

Dem Römer diente ein schwermüthiger Aberglaube zur Rechtfertigung eines sonst unbegreiflich verfahrenden Schicksals, während eben derselbe Aberglaube in der neueren Geschichte wiederkehrt, um da meist freudige Aussichten zu eröffnen oder zu verbürgen.

Wie soll man durch diesen grellen Widerspruch hindurchkommen? An der Hand der Geschichte!

Eine von Allen längst befürchtete, längst voraus gesehene Entscheidung, eine Krisis, welche unaufhaltsam eintreten muß, pflegt man zu allen Zeiten in Form einer sogenannten Ahnung zu fassen. Ahnungen in uns sind nichts anderes als die Selbsterinnerung über unsere Schwäche, über unsere Ausgesetztheit gegenüber einer bereits heranziehenden Gefahr; aus dieser inneren Selbstbetrachtung unserer Mangelhaftigkeit erzeugt sich die vernünftige Furcht. So kann ein Sterbender sagen, es ahnde ihm, daß er in einer voraus bestimmten Frist sterben werde; er schließt dies aus dem Gefühl gesteigerter Schwäche. Je weniger klar aber dieser Furcht ihr Object noch vor Augen stehen kann, um so unvernünftiger gestaltet sich die allgemeine Beängstigung; aus der Ahnung wird also in aufsteigender Linie eine ominöse Vorbedeutung, eine Schicksalsankündigung, eine Erscheinung, zuletzt eine förmliche Gespensterseherei. Aus bloßer Geistesunklarheit entspringend, kann die Ahnung nicht anders als wiederum mit dem unklarsten resultatlosen Geisterspukenden. Im Diesseits nichts verstehend, flüchtet sie mit ihrer Erkenntniß in das noch dunklere Jenseits, um auch dorten mit einer blos räthselhaft bleibenden Antwort abgewiesen zu werden.

Ahndungen, die eine ganze Zeit theilt, bezeichnen nichts anderes als den Zustand temporärer Kleinmüthigkeit und Ziellosigkeit dieser Zeitperiode.

Da Cäsar seinem Ende entgegengeht und Rom nicht weiß, welche Zukunft es selber ohne ihn haben wird, da entsteht eine Reihe von Vorbedeutungen, welche Shakespeare (Hamlet 1. Act) so zusammenfaßt:

> Im höchsten palmenreichsten Stande Roms,
> Kurz vor dem Fall des großen Julius, standen
> Die Gräber leer, verhüllte Todte schrieen
> Und wimmerten die römischen Gassen durch.
> Dann feuergeschweifte Sterne, blutiger Thau,
> Die Sonne fleckig ꝛc.

Shakespeare nennt solcherlei Anzeichen den Prolog einer nahenden Schreckniß; er läßt auch seine Calpurnia warnend zu Julius Cäsar sagen:

> Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben.

Wer hat nun solcherlei Ahnungen? Ein Cäsar nicht. Er war unmittelbar vor seinem Tode gewarnt worden, nicht in die Senatssitzung zu gehen, wo eine Gefahr auf ihn lauere.

Dennoch gab er diesen Warnungen kein Gehör, er ging in die Curie und starb dorten in seiner ganzen Seelenstärke. Er war auch im Tode noch ein Cäsar, der an kein anderes Schicksal zu glauben hat, als an das, welches

er selbst geschmiedet. Er hat auch keine antike Nemesis zu fürchten, denn diese Rache des gekränkten Gesetzes kann nur die an dem Staatshaupte Frevelnden treffen, es ist nicht eine gegen den Gesetzgeber selbst bestialisch sich umkehrende Rache.

Wenn nach Cäsars Tod dessen Mörder Brutus der letzte Römer genannt worden ist, so gestand die republikanische Zeit mit dieser Benennung freiwillig ein, daß sie ans Ende ihrer historischen Laufbahn gekommen war. Eben deshalb räumte diese Zeit ihrem letzten Römer zugleich die erste Vision ein. Die Lage ist dann diese: Der Staat hängt nur noch an einem einzigen Faden, und der Verlust der nächsten Schlacht muß ihn zerreißen; diese morgen kommende Erfüllung nennt jene Zeit den Geist bei Philippi, und sie läßt ihren Brutus, nachdem er den Geist gesehen, kleinmüthig ins eigene Schwert stürzen. Damit drückt sie aus, daß sie selber nicht mehr fähig war, an einen Erfolg der republikanischen Waffen unter Brutus zu glauben. Sie läßt die Erscheinung zu Brutus sagen: Ich bin dein böser Genius! Denn der gute Genius ist eben von dieser Zeit gewichen, der Böse verhält sich aber ganz negativ, er warnt nur, er kann nicht mit eingreifen und helfen, er verhält sich genau so wie der Dämon des Sokrates, der diesem immer nur sagte, was Sokrates nicht thun sollte. Wenn dann die römische Geschichtschreibung späterer Zeit dem Drusus auf seinen deutschen Eroberungszügen ein riesenhaftes Weib an der Elbe entgegentreten und ihn bald hernach selber zu Grunde gehen läßt, so handelt sie, wie die Neuzeit ebenfalls nur nach entgegengesetzter Beziehung that, als man behauptete, dem nach Rußland ziehenden Napoleon sei am Niemen eine ähnlich warnende Erscheinung begegnet. Beides wurde zu der Zeit erzählt, da von beiden Eroberern der Glaube bereits gewichen war, daß ihre Waffen Deutschland zu unterjochen vermöchten; beide vertrauten in solcher Lage selber nicht mehr auf ihren Erfolg, sie sahen und erkannten die Ungunst ihrer Lage und fochten nur noch fort, um eben das unvermeidliche Schicksal zu erfüllen. Rom wie Frankreich führte die Waffen, wie Tacitus Germ. cap. 33 sagt, nur noch gezwungen: urgentibus imperii fatis. Schiller läßt seinen Wallenstein (Act 5, Auftritt 3) hierüber sagen:

> Dergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel!
> Doch Warnungsstimmen möcht ich *sie* nicht nennen,
> Die nur das *Unvermeidliche* verkünden;
> Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
> Malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
> Geschicken ihre Geister schon voran,
> Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Die Liturgia sacra der katholischen Kirche (von Marzohl-Schneller 2, 44) wird mit unseren vorgetragenen Gedanken freilich nicht einverstanden sein; denn dorten heißt es: „Welch' eine Scheu vor dem Teufel! Man bestreitet das Dasein der bösen Geister in eben dem Maße, als das Reich des Teufels unter den Menschen zu gewinnen scheint." Also müßten wir wiederum glauben an Dr. Fausts Spiritus familiaris, an den in Luthers Tischreden erwähnten Scheblimini, welchem Haman seinen Aufsatz widmet: Golgatha und Scheblimini; wir müßten sogar aus Sokrates Dämon die Berechtigung entnehmen zur abergläubischen Furcht vor Ahnungen und Erscheinungen? Unnütze Rückkehr zu einem Wahnglauben unwissender und unklarer Zeiten! Die Geister, die uns persönlich besuchen, sind neben dem allgemeinen Gewissen jene feineren individuell gebildeten Stimmen unseres Selbstbewußtseins, welche über die unmittelbaren Äußerungen des Gewissens momentan hinausreichen, eine conscientia antecedens et praemonens.

119. Die Realität der Hypothesen.

Dargestellt an Schillers Epigramm „Columbus."

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen;
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Das wirklich Vorhandene ist, sobald die Menschen mit Eifer darnach gestrebt haben, noch immer aufgefunden worden. Mithin wird auch die Zukunft manches, was jetzt als ein Traumbild verlacht wird, zur Wirklichkeit bringen und entdecken: Dinge und Wahrheiten. Mit der Wahrnehmung der Thatsachen entstehen die Gedanken und entwickeln sich ihre Schlußfolgerungen. Die Richtigkeit dieser Folgerungen, das sichere Begreifen der Gesetze im Entwicklungsgange der Dinge und Völker ist abhängig von der untrüglichen Erkenntniß der Thatsachen. Durch bestimmte Ergründung wechselthätiger Ursachen und Wirkungen entkleidet sich die Vorsehung ihres mystischen Gewandes, es werden ihre Räthsel auf natürlichem Wege gelöst. Le Verrier, ein Astronom in Paris, berechnete sehr sorgfältig die Bahn des Uranus. Er fand in derselben Unregelmäßigkeiten, die sich aus den

bekannten Einflüssen nicht erklären ließen, und leitete daraus ab, daß es außerhalb der Uranusbahn noch einen Planeten in unserem Sonnensystem geben müsse, dessen Entfernung, Bewegung und Masse er aus den Störungen des Uranus berechnete. Er bezeichnete den Ort, wo dieser bis dahin ungeahnte Planet sich an einem bestimmten Tage befinden müsse, und derselbe wurde auch von den beobachtenden Astronomen sogleich an der angegebenen Stelle aufgefunden. Es ist der neue Planet Neptun. Es war dies der erste Fall, an welchem in der That sich nachweisen ließ, daß die wirklich vollendete Theorie, wie wir sie zur Zeit freilich nur erst für die Mechanik des Himmels besitzen, der Erfahrung gar nicht mehr bedarf. Denn die Existenz des Neptun wäre durchaus nicht minder gewiß gewesen, wenn zufällig die Unvollkommenheit der Fernrohre noch für lange Zeit seine wirkliche Beobachtung unmöglich gemacht hätte. Mit der Theorie beherrschen wir Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft; mit der Erfahrung allein nichts als unsere eigene Scholle und die dürftigen Augenblicke der Gegenwart (Schleiden, Studien 1855, 313). Durch die Entdeckung des Neptun ist der Markstein unseres planetarischen Wissens um mehr als 223 Millionen Meilen (über 18, 8 Abstände von der Sonne) weiter gerückt, die planetarische Grenze ist dermalen 621 Millionen geographischer Meilen von dem Centralkörper entfernt. Je nachdem man die Störungen erkennt, welche der jedesmalige letzte Planet erleidet, werden so allmählich andere und andere Planeten entdeckt werden, bis diese wegen ihrer Entfernung aufhören, unsern Fernrohren sichtbar zu sein. Kosmos 3, 533. Somit ist das Denken etwas realistisches und des Cartesius Satz cogito, ergo sum — etwas Thatsächliches geworden. Mit Grund ist das Denken als eine menschliche Eigenschaft und sein Inhalt als dessen Wahrheit genannt worden. Der Gedanke ist das Subject, das Sein ist das Prädikat.

120. Leichtgläubigkeit, Schwergläubigkeit und Aberglauben.

1. Man glaubt, was man wünscht. 2. Man glaubt, was man befürchtet. 3. Man glaubt, was man weder hofft, noch fürchtet.

Gläubigkeit bedingt eine kräftige Phantasie. Wer sich am meisten vorzustellen vermag, dessen Glaube faßt am meisten, reicht am weitesten. Leichtgläubigkeit setzt eine schwache und ungründliche, Schwergläubigkeit theils eine mangelnde, theils eine zerrüttete Phantasie voraus. Gutmüthige, Unverdorbene, Unwissende sind leichtläubig; der verschmitzte und mißtrauische Spitzbube ist schwergläubig. Gute glauben gern das Gute, wenn es auch noch unverbürgt ist; Schlechte eben so gern das für Andere nachtheilige und entehrende Gerücht.

Leichtgläubigkeit ist nicht nur Mangel an Verstand,
Auch von Einbildungskraft ist sie ein Unterpfand.
Wer wenig faßt, wird schnell Unfaßliches verneinen,
Wer viel sich denken kann, dem wird viel möglich scheinen.
Rückert Brahmane, Bd. 6, S. 201.

Ein Kind, das an der Wahrheit seiner Märchen mit unerschüttertem Eifer festhält, ist naiv und liebenswürdig; ein Erwachsener dagegen, der die Möglichkeit nicht von der Wirklichkeit trennen mag, verfährt albern oder leichtsinnig, mag er nun Heiliges oder Profanes, Wissenschaftliches oder Handwerksmäßiges tractiren, sich einen Zweifler oder einen Gläubigen benennen. Als Zweifler glaubt er nicht, weil er vorfrühe verzweifelt; als Gläubiger verfällt er dem gemeinen Aber- und Köhlerglauben. Und nothwendig ist es dann, daß er in diesen beiden Halbzuständen zugleich hin und her schwankt. Seiner Unwissenheit wird jede Behauptung leicht, er ahnt nicht einmal die Größe seiner nachgeplauderten Lügen. Hat er z. B. einmal vom Cardinal Mezzofanti gelesen, dieser Linguiste habe sich in sieben und zwanzigerlei Sprachen auszudrücken vermocht, so verschlägt es ihm nichts bei der nächsten Wiedererzählung den Cardinal mit sieben und siebenzig auszustatten. Köhlerglaube und Unglaube treten bekanntlich immer als Geschwister auf; sie leugnen die Möglichkeit des Naturgemäßen und Wirklichen, dessen Grenzen ihr Leergehirn nicht bemißt, dagegen glauben sie das Phantastische und Märchenhafte, eben weil es das Grenzenlose und Ungeheuerliche ist, das noch allein ihre Denkträgheit physisch zu erschüttern vermag. Ein schlagendes Beispiel hievon befindet sich in Müller-Ule's Zeitschrift „Die Natur" 1854, S. 148. Ein friesischer Bauernjunge kehrt von seiner ersten Seereise heim und beantwortete die Fragen seiner Eltern sogleich mit all den fabelhaften Dingen von Seejungfrauen, Krystallschlössern und mähnentragenden Seeschlangen, wie sie ihm die Matrosen aufgebunden hatten. Diese Geschichten gefielen und man verlangte mehr zu hören; worauf der Bursche, der weiter nichts Besonderes mehr wußte, von wirklichen Dingen zu reden begann und zuerst der fliegenden Fische gedachte. Da erhob sich seine Mutter mit den Worten: „Ne Jung, nu schwig still, du lügst; all's will ich glöwen, abers fleegende Fische, dat is nich möglich!

1. Man glaubt, was man wünscht.

Der Schatzgräber, der californische Goldsucher, der Lottospieler hoffen auf ein Wunder, weil nur ein solches ihrer verzweifelten Lage ein Ende machen würde. Ähnlich denkt der Träge und Unwissende. Die glänzenden Gewinnste des Technikers hält er ebenfalls für einen bloßen Glücksfund, welcher

auch der ohnmächtigen Begier der Unthätigkeit zu Theil werden könnte. Denn daß jener durch anhaltende charakterhafte Thätigkeit, oder durch scharfsinnige Combination und Verwerthung naturwissenschaftlicher Resultate sein Rohprodukt um's Zehnfache verwerthete und damit sein Betriebskapital zehnfach vergrößerte, dies gilt dem Abergläubischen nichts, er nennt es mit dem unbegriffenen Fremdwort Fortune.

Während Cäsars gallischem Krieg hatte der Unterbefehlshaber Sabinus zu derselben Zeit, da Cäsar den Aufstand der Veneter unterdrückte, ruhig im Lager gestanden und das ihm von dem feindlichen Feldherrn Viridorix täglich angebotene Treffen mit weiser Vorberechnung ausgeschlagen. Inzwischen ließ er durch einen seiner Vertrauten unter den Feinden ausstreuen, Cäsar befinde sich in so bedrängter Lage, daß Sabinus schon in nächster Nacht heimlich das Lager verlassen und dem Oberfeldherrn zu Hilfe eilen müsse. Libenter homines id, quod volunt, credunt. B. G. 3, 18. „Da die Menschen in der Regel gerne das glauben, was sie wünschen", so nöthigten auf diese Nachricht hin die Uneller ihren Führer Viridorix sogleich zu den Waffen zu greifen und das römische Lager zu stürmen. Sie wurden wohl vorbereitet empfangen, zurückgeschlagen und niedergemacht; und es erhielt zu einer und derselben Zeit Sabinus Bericht von Cäsars glücklichem Seetreffen gegen die Veneter, und dieser von dem Siege des Sabinus.

War es Hartnäckigkeit, als Napoleon I. nach der Schlacht bei Ligny sich nicht ausreden ließ, die preußische Armee vernichtet zu haben, während dem dieselbe zwei Tage später den Engländern unter Wellington zu Hilfe kam und die französische Armee vollständig schlug?

2. Man glaubt auch, was man befürchtet.

Schillers Tell: Wie kannst du dich so ohne Ursach' quälen?
Hedwig: Weil's keine Ursach' hat.

Tells Frau erwidert ihrem Manne mit Obigem, es sei noch immer kein Grund vorhanden, ihrer trüben Vorstellungen los zu werden.

Der eingefangene Verbrecher träumt von seinem bevorstehenden Gang zum Schaffot. Der Rheder, dessen Kauffahrer jetzt eben die Aequinoctialstürme zu bestehen hat; die Matrosenfrau, deren Mann zu derselben Zeit über See ist, träumen von Schiffbruch und Strandung. Im Meere beherrschenden England gilt das second sghit, die Doppelvision, als ein allgemein geglaubter, auch in den höheren Bildungskreisen ohne viel Bedenklichkeiten zugegebener Geisteszustand. Hier besonders eröffnet sich dem Aberglauben

ein breiter Tummelplatz von der kindischen Ereiferung an gegen eingebildeten Wahn bis in das ununtersuchbare Gebiet der Ahnungen. Der ganze Roman von Don Quixote ist die fortgesetzte Schilderung eines solchen Wahnglaubens, der gegen Zauberer und Riesen zu Felde zieht und, statt dieser, Windmühlen und Hammelherden bekämpft. Aus dem Gebiete der Visionen erzählt Franz v. Elsholtz eine mit seinem Namen ausdrücklich verbürgte Begebenheit in Kapp's deutschem Kalender (Kempten 1835, 112), welche hier auszugsweise folgt.

Die Frau von M. hatte auf ihren weitläufigen Besitzungen im Gömörer Komitat stündlich der Ankunft ihres einzigen Sohnes entgegen zu sehen, der bisher als Maler in Rom gelebt und von dort aus seine heute bevorstehende Rückkehr der Mutter gemeldet hatte. In solcher Erwartung war Frau v. M. gegen Ende des Tages in den Schloßgarten hinabgegangen. Hier in Gedanken vertieft umherwandelnd, sieht sie plötzlich zwischen zweien Bäumen etwas ausgespannt gleich einem Vorhang, aus dessen Falten ihr Sohn, auf einem Ruhebette liegend, bleich und wie ein Sterbender entstellt, hervorschauet. Von Entsetzen erfaßt, weicht sie zurück und hört im Umwenden die Stimme des Sohnes, aber zitternd und sterbensmatt: Gott, meine Mutter, sie flieht vor mir! Frau v. M. kehrt ins Schloß zurück, wartet schlaflos und angstgequält bis zum Morgen und überläßt sich ihrem Jammer über den ausbleibenden Sohn und das ihm nun gewiß widerfahrene Unglück. So bringt sie sieben verzweifelte Tage zu, bis endlich am achten ein genauer Freund des Sohnes aus Rom mit der bittersten Nachricht eintrifft, die er der Mutter persönlich zu überbringen, sich verpflichtet hatte. Er erzählte, daß der Sohn nach kurzem Krankenlager zu Rom gestorben sei. Er selbst sei Zeuge gewesen, wie der Verewigte ein stetes Verlangen nach seiner Mutter geäußert, sie plötzlich im letzten Momente vor sich zu sehen gemeint habe und dann mit dem Schmerzenswort verschieden sei: Gott, meine Mutter, sie flieht vor mir!

Was soll man auf solche Geschichten sagen? Ihre Zahl ist Legion, todtschweigen lassen sie sich also nicht. Goethe weiß auch hier in Kürze das Rechte. „In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Höchst bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem Phantastischen scheuen. So war Hamann, dem es unerträglich schien, wenn von Dingen einer andern Welt gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, vierzehnmal variirte. Zwei von diesen Versuchen sind uns

übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen wir durch Obenstehendes veranlaßt sind, hier abdrucken zu lassen.

„Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Überzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und Den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.“

3. Der Volks-Aberglaube glaubt, was man weder hofft, noch fürchtet.

Der neutrale Glaube des Faulenzers verfährt in seinen religiösen und politischen Betrachtungen gleich grausam. In den sogenannten Bußtagspredigten pflegt er seinen im Friedenszustande lebenden Mitbürgern die Schrecknisse der Seuchen und die Opfer der Kriege vorzurechnen, welche seither im Nachbarlande gewüthet haben. Die enormste Zahl von Opfern ist ihm dann stets die willkommenste, die glaubhafteste. So steht's in Goethe's Faust, da die Bürger spazieren gehend politisiren:

Nichts bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.
Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn.
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Anhang. Wie man den noch vorhandenen Volksaberglauben theils zu entschuldigen, theils öffentlich und augenfällig zu zerstören meint.

Wir sind froh, des Aberglaubens unserer Voreltern los zu sein, der

die Herzen mit Schreck erfüllte; allein wie würden sie ihm so lange angehangen haben, wenn er ihnen nicht zugleich auch Trost gebracht hätte?

Sollte man den unschädlichen Volksaberglauben nicht eher sich selbst überlassen, als durch Aufklärungsversuche das Volk beunruhigen und erbittern?

Man hat obrigkeitliche Verordnungen gegen das Wetterläuten, läßt aber die Bauern beliebig fortläuten. Ein Schalk äußerte hierüber in einem öffentlichen Blatte: Sofern ein biederer deutscher Volksstamm der Überzeugung lebt, daß der liebe Gott in sich geht, wenn er die hellen Dorfglöcklein bimmeln hört, und daß bei ihrem Klang Milde wie Schonung in sein aufgeregtes Herz einzieht, so soll man ihm — dem Stamme nämlich — diese Gemüthlichkeit in Ehren lassen und mit der Aufklärung lieber an einem andern Ende anfangen. Wenn hin und wieder eine vom Blitz getroffene Meßnerseele mit darauf geht, so braucht man sich darum in dem übervölkerten Lande so wenig zu kümmern, als wenn durch Missionspredigten mitunter Mädchen wahnsinnig gemacht und in's Irrenhaus geliefert werden.

Wird folgendes Unternehmen gegen den Gespensterglauben ein praktisches sein?

Seit den letzten Jahren hat sich in London ein „Geisterklub" gebildet, d. h. ein Verein, der es sich zur Aufgabe macht, praktisch zu erforschen, ob es Geistern wirklich zuweilen in den Sinn komme, den Schauplatz des irdischen Lebens mit Besuchen zu beehren. Der Verein kündigt an, er wünsche ein Haus in London zu miethen und zum Klubhaus einzurichten, in welchem es notorisch umgeht. Er wird nicht lange suchen müssen, da es zu London viele Häuser gibt, die seit Menschengedenken leer stehen, weil die ganze Nachbarschaft positiv weiß, daß es in ihnen spukt („the house is haunted".) Allg. Ztg. 15. Sept. 1863.

121. Die Gedächtnißkraft von ehedem und heute.

Das unausgesetzte Nachschreiben und Lesen von zu Vielerlei haben die Gedächtnißkraft geschwächt. Erwogen an der Angabe der gallischen Priester, nach Cäsars B. G. 6, 14.

Dem, der die Schrift in Griechenland einführte, wurde von einem spartanischen Vaterlandsfreunde vorgeworfen, daß seither die jungen Spartaner sich auf das Schreiben verließen und die Gesetzesverse des Lykurgos nicht mehr fleißig auswendig lernten. Er hätte statt auswendig lernen, rich-

tiger sagen sollen inwendig, denn man muß etwas nicht blos können, sondern vielmehr kennen. Die griechischen Schulkinder wußten ihren Homer, die jüdischen ihre Psalmen und Propheten auswendig. Unser deutsches Mittelalter sang die noch unaufgeschrieben gewesenen zwanzig Gesänge des Nibelungenliedes. Seit tausend Jahren lebten unsere Kindermärchen in der Gedächtnißkraft unserer Mütter und Großmütter fort, ebenso unsere Volkssagen in der treuen Erinnerung unserer ungeschulten Bauersleute; jetzt, da sie unter der allgemein gewordenen Schulpflichtigkeit im Gedächtnisse des Volkes aussterben, beginnt man sie aufzuzeichnen und sieht dabei mit Erstaunen die enorme Fassungskraft und Treue des Menschengedächtnisses, denn schon machen die bisher gedruckten deutschen Sagensammlungen eine mäßige Bibliothek für sich aus.

Ehemals mußte jeder katholische Priester die 150 Psalmen aus dem Gedächtnisse hersagen können. Das zweite Concilium zu Nicäa sagt Can. 2: Wir beschließen, daß ein Jeder, der zur bischöflichen Würde befördert wird, die Psalmen vollständig wisse. Papst Gregor I. meldet dem Scholastikus Andreas: Wir getrauen uns nicht, den Priester Johannes zum Bischof zu weihen, da er die Psalmen nicht inne hat. Hist. eccl. lib. V, ep. 48. Noch mehrere andere Beispiele solcher Art stehen zu lesen bei Marzohl-Schneller, Liturgia sacra Bd. 1, 229—30. Unser berühmter Leibnitz ist einer von den vielen Gelehrten, von denen man weiß, daß sie neben ihren weitgreifenden Fachstudien nebenher und spielend entweder die ganze Aeneide oder doch den größeren Theil derselben hersagen konnten.

Und wir dagegen? Welches größere Werk Schillers oder Goethes tragen wir vollständig in unserem Gedächtnisse?

Statt ihrer Werke, nur einzelne Verse aus diesen, aber darunter gerade solche am öftesten, welche das laute Bekenntniß unserer Schwäche enthalten:

> Denn was man Schwarz auf Weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen.

So heißt's im Faustischen Studentengespräche. Ein noch viel treffenderes Beispiel enthält Shakespeares Hamlet. Der dänische Kronprinz kommt frisch aus den Hörsälen Wittenbergs in sein väterliches Schloß heim und trifft da an des braven Vaters Stelle einen hinterlistig lächelnden Oheim auf dem Thron, der ihn mit Zuckersüßigkeit und Glätte frech um sein Erbe betrügt. Anstatt daß der Prinz hierüber zu jenem gerechten Zorn aufflammt, der das Richtige ersinnt und thut, durchsucht er um Auskunft

seine alten Wittenberger Kollegienhefte. Aus dem heimtückischen Lächeln des Oheims macht er eine Maxime für sein Tagebuch, er muß sich sogar seine Entrüstung, seine Wuth notiren:

> Schreibtafel her! ich muß mir's niederschreiben,
> Daß Jemand immer lächeln kann und lächeln
> Und dennoch ein verdammter Schurke sein.

122. Warum sollte man nicht eben jetzt wieder die Regierung um Erlassung neuer Luxusgesetze angehen?

Weil der Begriff Luxus ein fortwährend sich verändernder ist, und Aufwandsgesetze, statt der Zügellosigkeit der Beherrschten zu steuern, nur diejenige der Herrscher ins Unbegrenzte ausdehnen. Was gestern noch Luxus hieß, wie Zucker und Kaffee, kann morgen allgemeines Bedürfniß, oder eine dem Staate unentbehrliche Einnahmsquelle sein, in England die Theezölle, in Frankreich und Österreich die Tabaksregie. Aufwandsgesetze kommen jederzeit zu spät, um die gewünschte Frugalität wieder herzustellen, vergreifen sich aber an der persönlichen Freiheit und an dem geistigen Fortschritt, wie dies die Büchercensur am schlagendsten erweist.

Bei den Römern verdrängte ein Aufwandsgesetz das andere: Die Lex Orchia und Fannia (593), Didia (611), Licinia (657), Cornelia (673), Artia, Publicia, Julia; noch zahlreicher sind die vergeblichen gleichen Versuche unter Tiberius, Nero, Vespasian und Hadrian; keines hatte Dauer, keines erfüllte seinen Zweck, hinter jedem steckte die allgemeine Staatsheuchelei.

Als die schweizerischen Raths- und Tagsatzungsherren die Hauptleute aller fremden Kriegsherren waren und ihr Vaterland selbst nur „das Loch" nannten, durch welches sich das Volk in die Kasernen der Fürsten hinausschieben müsse, da begannen die Geburtsjahre der schweizerischen Sittenmandate. Was heute bei Strafe an Ehre, Gut und Leben geboten war, blieb morgen wieder beim Alten. Noch mitten im burgundischen Kriege, da das Heil der ganzen Nation auf dem Spiele stand, kam es auf der Tagsatzung in Frage, ob man jene eidgenössische Besatzung, durch welche Ifferten an den Feind verrathen worden war, begnadigen oder bestrafen solle. In allen Cantonen erneuerte und beschwor man den Beschluß, „fremder Herren Dienste müßig gehen zu sollen", und fuhr fort, die Werbgelder der fremden Herren einzustreichen und das eigene Volk an sie zu verschachern. Über dem unaufhörlichen Reisgeläufe verwilderte der Boden des Landes; die Arbeit

stockte so sehr, daß eine Landestheuerung entstand und ein Mütt Kernen 5 Pfund galt. Die hochweise Obrigkeit veranstaltete dagegen „Crützgänge mit Crütz und Fahnen und andere gute Werke", ja sie ließ die Engerlinge, welche die Graswurzeln unterfraßen, innerhalb sechs Tagen bei Strafe der Verfluchung nach Wiflisburg citiren vor den Bischof von Lausanne und dessen Vikar. Die Sittenmandate damaliger Zeit zeugen von einem Übermaß des in den Städten herrschenden Verderbnisses, und ihre fast allwöchentlich wiederkehrende Erneuerung ist der beste Beweis von dem Unvermögen und der Verzweiflung des Gesetzgebers. Zuletzt beschäftigt ihn nur noch das Verbot des Allergeringsten, da er des Allgemeinen und Bedeutenden nicht Herr werden kann. Durch die sogenannte Landesreformation von 1637 wird dem Volke als ein einschleichendes landesverderbliches Uebel das Lebküchlein-backen verboten.

Unterm 15. Oktober 1608, so verzeichnet das Rathsmanuale des Züricher Stadtschreibers, „ward das Spillen mit den Kluckern (Schusser, gebackene Thonkügelchen) und das Feilhaben derselben verbotten." Die Folgen dieser Sinnlosigkeiten blieben nicht aus; S. Geßner, der bekannte Züricher Dichter, zeichnet sie im Vorworte zu seinen Idyllen: „Während nun in den Städten der Überfluß herrscht, haben Unterdrückung und Armuth den Landmann ungesittet, schlau und niederträchtig gemacht." — Das Unterwaldner Ländlein hatte schon seit 1470 eine Kleiderordnung erlassen und 1 Pfunde Buße auf alle Schuhe und Stiefel gelegt, deren Schnabel länger als ein Fingerglied war. Im St. Gallerlande war den Weibern aller vier Stände eine besondere Hut- und Haubentracht vorgeschrieben, wobei auf die Weiber von Einsassen und Knechten das kleinste Maß fiel. Winterthur verbot im Jahre 1722 sowohl den Wirthen und Zuckerbäckern, als auch den Privatleuten den Gebrauch von Kaffee, Thee und Chokolade. Troll, Gesch. v. Winterth. 4,24.

Je näher man der Neuzeit rückte, um so mehr häuften sich diese Verordnungen, und um so sinnloser und grausamer lauteten sie. Die rheinischen Fürstbischöfe und die schweizerischen Räthe schrieben den Pathen den Geldwerth der Geschenke voraus vor, welche man den Pathenkindern bestimmen würde. Der Bauer, der in seinem Wohnhause tanzte oder tanzen ließ, wurde eingethürmt. Alle Kirchweihen wurden im Freien Amte durch die Landvögte aufgehoben. In der Rheinpfalz hatte der Kurfürst Karl Theodor 1717 Maifest nebst Maiensetzen bei Prügel- und Gefängnisstrafe verboten. Landdragoner, Gendarmen und Werber mußten auf diejenigen Jagd machen, die Nachts in den Dörfern Pfingsten anfangen, und so hat sich damals mancher

Jüngling in den Türkenkrieg gesungen. Die bevormundenden Einschränkungen des Luxus dauerten, trotz der von Justus Möser dagegen aufgestellten Ansichten, bis in unser Jahrhundert fort und wurden merkwürdiger Weise, als die Regierungen ihrer zuletzt vergaßen, von den Gemeinden selbst gepflegt. Alle indeß haben sich auf die Dauer ohnmächtig erwiesen, haben zum Theil fördern helfen, was sie beschränken sollten, und haben indirect mehr als direct zur Herstellung des sichern Erfolges mitgewirkt, welcher minder in der Furcht vor Polizeistrafen wurzelt als vielmehr in einer gesunden und vernünftigen Lebensanschauung.

123. Die Schonung gegen Thiere aus sittlich religiöser Pflicht.

Die Liebe Gottes, die wir Gott selbst nicht unmittelbar darzubringen vermögen, und deren er selbst nicht bedarf, haben wir mittelbar als Liebe und Schonung seiner Geschöpfe zu erfüllen, die er selber liebt, wie ein Vater seine Kinder, wie ein Künstler sein Gebilde.

„Wenn Du auf einem Baume oder auf der Erde das Nest eines Vogels findest und die Mutter auf den Eiern oder den Jungen sitzend, so sollst Du sie nicht nehmen; damit es Dir selbst gut ergehe und Du lange Zeit lebest." 5. Mos. 22, 6—7.

Die milde Behandlung, welche dem Thiere bei einem einzelnen Volke vorzugsweise zu Theil wird aus religiöser Pflicht oder aus sittlichen Gründen, ist mit ein besonderes Kapitel aus der Erziehungsgeschichte dieses Volkes selbst. In jener Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechtes, welche Lessing geschrieben hat, ist hievon niemals die Rede, und muthmaßlich schon wegen dieses Mangels hat der realistischgenaue Autor nachmals die einseitige Schrift nicht mehr als die seinige anerkennen wollen. So sieht A. v. Humboldt den Untergang der Indianerstämme Nord- und Südamerika's nothwendig daran geknüpft, daß sie nie bis zur Zähmung der Hausthiere vorgeschritten sind.

124. Die Prädikate, welche die Anschauung und der Volksglaube den verschiedenen Thieren giebt.

Der heilige Franciskus war bekanntlich weder ein Naturvergötterer, noch ein Materialist; gleichwohl sorgte er, wo er wohnte oder gieng, liebevoll für die Vögel der Umgegend und nannte sie seine Brüder; ebenso werden sie genannt in Göthe's Faust:

Erhabner Geist, Du lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Die Seeleneigenschaften des Thieres dienen im Sprachgebrauche sowohl zur Bezeichnung menschlicher Gediegenheit, als auch niedrigster Verworfenheit. Das wilde Thier wird uns als ein naturgetreu lebendes Musterwesen vorgehalten; das gezähmte aber, das seit längster Zeit schon mit in unsere Civilisation herübergestellt ist, erscheint uns als ein von seinem richtigen Instinkt Abgefallenes und verhält sich hierin, wie der lasterhafte Indianer in einer Colonie zu dem noch unzurechnungsfähigen Wilden des Urwaldes. Auch unter den Thieren giebt es unsre Heuchler (Stubenhunde), unsre Völler- und Gewohnheitsdiebe (Jagdhunde), unsre Kindsmörder (Kater). Der gut dressirte Stubenhund springt alsbald, wenn wir das Wohnzimmer verlassen haben, auf das weiche Canapee und eben so schnell wieder davon herab, wenn er uns zurück kommen hört. In scheinbarer Unbefangenheit kommt er uns wedelnd entgegen, bis man die Haare bemerkt, die er sich am Sopha-Küssen abgeschäppelt hat, dann verkriecht er sich. Der Kater ist ein Wüstling und beißt die Jungen seiner Katze todt; und daß er dabei mit einer eigensüchtigen Ueberlegung handelt, ist ein naturgeschichtlicher Satz, den schon Herodot 2,66 der Behandlung werth hält. Aber alles dieses wäre gar nicht möglich, wenn das Thier nichts als eine Maschine wäre, ohne Willen, ohne Ueberlegung, nur durch eine mechanische Kraft getrieben. Auch die Thierwelt hat ihre Groß- und Kleinstädter, ihre Weltmenschen und Philister. — Spielart derselben Aufgabe: Die unter uns Menschen bestverleumdeten Thiere.

Aufzählung der sinnbildlichen Verwendungsweise des einzelnen Thieres in der Specialgeschichte der Völker oder Volksstämme, in Landeswappen, Pannern, Stadtwahrzeichen, Ortsanekdoten, Orts-Stichelnamen; in der Legende von Städte- und Kirchengründungen; in der lobenden, verweisenden und beschimpfenden Redensart.

125. Die Thierquälerei.

Durch das Gesetz gegen Thierquälerei sind die Thiere unter Polizeischutz, und zugleich ein guter Theil der Menschen unter „Polizeiaufsicht" gestellt. In diesem Falle sind also die Menschen als die Unmündigen und Unvernünftigen behandelt. Doch daß sich Menschen nicht standesgemäß aufführen, ist keineswegs was Neues; im vorigen Jahrhundert schon bespricht

es Hippel (Lebensläufe in aufsteigender Linie 1778. 3, 434): Vielleicht würden die Hunde und andere Thiere besser, wenn ihre angebornen Herren besser wären. — In Laßbergs Liedersaal:

Mit Güte macht man Thiere zam,
Mit Uebelkeit nur wild und gram.

Der Romanese verräth mit der ihm eigenthümlichen Phrase über Thier- und Menschenwerth, daß er gegen Seinesgleichen hartherzig und im Uebrigen ein habitueller Thierquäler ist. „Es möchte kein Hund so länger leben!" ist eine sogar in Göthe's Faust sich wiederholende Formel, mit welcher der Deutsche das Unleidlichste einer Lage bezeichnet. Wenn aber der Romanese dasselbe zu sagen sucht, so rauft er sich dabei bereits mit dem Hunde um die Knochen.

L' hôpital n'est pas pour les chiens, ist eine beim gemeinen Volke in Paris und Lyon häufig zu hörende Redensart. Warum wohl, da unsrem deutschen Volksschlage es als Gipfel des Unglücks gilt, in's Spital und Armenhaus wandern zu müssen? oder noch mehr, da die heutigen Hindu wirklich Spitäler für Hunde und andere von uns sogar gemiedene Thiere haben, z. B. für Ratten (vgl. Arbeits-Entwürfe 2, 347). Obiger Satz aber findet seine Erklärung in dem Pauperismus der Großstädte; in Paris stirbt nach amtlichem Berichte je der dritte Mensch der Bevölkerung im Spital. Vgl. Allg. Augsb. Ztg. 1853, Nr. 277, pg. 4426.

126. Welche Rolle spielt das Thier in unsrer Landschafts- und Ortsgeschichte.

Landesgeschichtliche Beziehungen. Das weisende Thier, sein heilsamer Angang giebt den traditionellen Grund zur Gründung von Bern; Roß und Hahn (mundartl. der Gul) stehen auf Kirchthürmen als Wetterfahnen; der rothe Hund beim Bau der Teufelsbrücke am Gotthard, statt dieses Hundes eine Gemse: Grimm Deutsche Sagen 1, pg. 436. Vogel kündet dem Orte den Anfang und das Ende der Pestzeit an. Der Hahn beim Grenzstreit der Urner und Glarner (Grimm Deutsche Sagen 1, pg. 375). Das Hündlein von Bretten (ibid. 1, no. 95). Taube hält den Feind ab, 1. no. 124. Der weisende Hirsch veranlaßt Frankfurts Erbauung 2, no. 449.

Kirchengeschichtliche Beziehung. Kirchengründender Hirsch an der Frauenmünster-Abtei zu Zürich. Der Bär, das Wappenthier

des Stiftes St. Gallen und der Stadt Bern; der Eber, das Wappenthier der Stifte Beromünster im Luzerner= und Pruntrut im Bernerlande. Die kirchlichen Schutzpatrone des Thieres gehen vom Roß=Antonius und Schweine=Wendelin herab bis auf Katharina, Anna und Maria, nach deren Namen die Coccinella septempunctata mundartlich zubenannt ist: Ankekathrinele, Frauechäferli, Liebgotts Chälbeli. Ochsen zeigen die heilige Stätte: Grimm, Deutsche Sag. 1, pg. 449. Die Eselswiese zu Quernfurt, ibid. 2, pg. 369.

Bürgerlich=familiäre Richtung. Im einheimischen Thiermärchen erscheint die Hausschlange ungefährlich und als Genosse des Kindes; beide essen zusammen aus der Milchschüssel; da die Schlange die Milchbrocken unberührt läßt, schlägt das Kind nach ihr mit dem Löffel: Ding, iß auch Mocken! Huhn und Katze und andere Hausthiere gelten als weißagend, Käfer und Kukuk als profetisch; Thiere mit bösem Angang gelten zugleich als Todesboten. Ortsgeister spuken in Thiergestalt, gleichwie Zauberweiber und Hexen sich in Katzen verwandeln. (Überreste der heidnischen Seelenwanderungslehre.) Altübliche Vermummung der Knabenwelt in Thiermasken. Das Thier in Kinderspiel und Kinderreim. Thier=Eigennamen, zu neuen Appellativen werdend. Gegenseitige Schmütznamen der Nachbarorte oder Ortstheile, aus den Thiermärchen entlehnt. Wie äußert sich die Freundlichkeit gegen bestimmte landschaftliche Thiergattungen (Storch, Hausschwalbe, Bernhardinerhund) und wie gleichzeitig die öffentliche Mildthätigkeit? In Clemens Brentano's Märchen, deren Ertrag 1846 auf des Autors letztwillige Verfügung den Armen gewidmet wurde, heißt es:

Wer nie der Vöglein Brut zerstört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit stillerquickter Seele hört,
Der geht der Armuth liebreich auch entgegen.

127. Man thut das Gute um des Guten selbst willen.

Dichter und Ritter führen denselben Wappenspruch: Avoir, pouvoir, savoir; oder nach dem deutschen Sprichworte: drei Dinge machen einen Meister, Wissen, Können und Mögen. Man muß Talent haben, Wissen erwerben und zugleich das Erworbene durch darstellende Arbeiten den Mitmenschen schenken, ob sie es begehren oder nicht. Darum heißt es Jeremia 20, 7.9: Herr, Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen: Aber ich bin darüber zu

Spott geworden täglich, und Jedermann verlacht mich. Da dachte ich, wohlan, ich will seiner nicht mehr gedenken, und nicht mehr seinen Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, daß ich es nicht leiden konnte, und wäre schier vergangen.

Unbeachtet von seiner Zeit, starb 1630 nicht ganz 60 Jahre alt, Johannes Kepler zu Regensburg, wo er eben vor dem Reichstage seine rechtmäßigen Forderungen an den Wiener Hof umsonst geltend gemacht hatte. Eine fast beispiellose Ausdauer machte ihn zum Begründer der neueren Astronomie und ließ ihn die großen Grundgesetze der Schwere und der Rotation entdecken. Aus der denkenden Wonne, mit der er das Weltall durchforschte und für seine Entdeckungen Gott ehrte, quoll der fromme Lebensmuth, der ihn in den zahlreichen herben Nöthen stärkte. In seinem Werke Harmoniae mundi schrieb er 1619: „Seit 8 Monaten habe ich den ersten Lichtstrahl erblickt, seit 3 Monaten habe ich den ersten Tag gesehen, seit einigen Tagen schaue ich die Sonne in ihrem vollen Glanze. Ich schreibe mein Buch, mag es nun von der Mit- oder Nachwelt gelesen werden, mich kümmerts wenig, es kann auf seine Leser warten; hat Gott nicht auch 6000 Jahre auf einen verständigen Beobachter seiner Werke gewartet?"

128. Lernen und Können.

Wer etwas lernen will, der muß dazu drei Gaben
Von oben her — aus sich — und auch von außen haben:

Die Fähigkeit, die Lust und die Gelegenheit;
Die Drei wo fehlen, kommt ein Lernender nicht weit.

Zum Lernen Fähigkeit muß Gott Dir selbst verleihen,
Weil in fruchtbarem Grund Fruchtbäume nur gedeihen.

Die Fähigkeit ist todt, wo sie nicht wird zum Triebe;
Zum Lernen treiben muß Dich eigne Lust und Liebe.

Dann muß Gelegenheit von außen zum Besuch
Dir kommen in Gestalt von Lehrer oder Buch.

Fehlt in der Nähe die Gelegenheit zum Lernen,
Der Trieb zu lernen wird Dich treiben in die Fernen.

Und jede Fähigkeit ist selbst ihr eigner Trieb;
Und also sind sie Eins, die ich als drei beschrieb.

Rückert's Brahmane, pg. 420. Ausg. v. 1843.

Menschen von dem ersten Preise
Lernen lange, werden aber weise;
Menschen von der letzten Sorte
Lernen immer, lernen aber Worte.

Rückerts Schi King.

129. Das Mitleid.

Geschichtlicher Erweis, daß das wahre Mitleid, bestehend in Milde gegen den Armen und in Schonung des Schwachen, weder den Einrichtungen des antiken Staates (Prytaneum, taberna militaria) zu Grunde lag, noch von den frommen Stiftungen des Mittelalters (Siechenhäuser, Templerorden) umfassend geübt werden konnte, sondern erst eine Frucht neuzeitlicher Bildung ist, welche nun dem friedlichen Bestande jedes einzelnen Volkes zu Gute kommt.

Zur Feier der Schillerstiftung im Weimarer Zweigverein dichtete Gutzkow am 23. Februar 1863 den Prolog „Die Karavane", in dem er das Leben der Menschheit als den rastlosen Zug der Karavane durch die Wüste beschreibt, die vorwärts eilt nach Mekka und dabei aus Furcht, die Stunde des Glückes zu versäumen, den Segen für sich zu verscherzen, die Müden, die Kranken, die Verschmachtenden in ihrer Hilfsbedürftigkeit am Wege hinter sich liegen läßt.

So hatte das Alterthum zu Eines Menschen Ruhm, zu Eines Willens Regung ganze Zeiten, ganze Völker zusammengeballt und durchs Leben rastlos vorwärts gejagt. Als das Christenthum zu den Mühebeladenen das große Wort der Liebe sprach: Ihr zumeist seid die Seligen! da zog der Kranke wohl am Klosterglöcklein oder fand ein Obdach im Siechenhaus, da pflegte der Ordensritter wohl den Hilfsbedürftigen und den Verwundeten; aber das wahre Leid blieb am Wege liegen, wie in alten Tagen. Denn auch da zwang die Gewaltthat die Mildesten voraus zu blicken und nicht hinter sich. Sie suchten das Gold der neuen Welt und schlugen ihre Brüder in Fesseln, um Vorwärts, nur Vorwärts zu kommen.

Unsere Zeit rief dem Karavanenzuge Halt! Sie wartet auf die Ermüdeten, Kranken, Sterbenden, sie hat die Gebrechen der Creatur und die Erkenntniß ihres Ursprungs sich zur Kraft geschaffen, sie zu überwinden. Wohl noch manchmal kann unsre Zeit ihres Zieles wieder vergessen, dessen, daß die Freiheit der Völker im Marke ihrer eignen Gesundheit liege; Krieg und Länderraub eines Mächtigen kann den Trieb der Masse wieder mit erhitztem Wahn verwirren und im Staub der Wüste wieder vorwärts jagen.

Doch lange währt die Irrung nicht! Solch' Wandern der Zeit ist um! Schonung und Milde haben ein ganzes Netzgeflechte in tausendfach verzweigter Ordnung gesponnen, um von den Schwachen den giftigen Hauch der Sorge zu scheuchen. Die Wüste hat ihre Schrecken, die Reise ihr Mühsal und der Tigris die fabelhafte Ferne seines Laufes verloren, die Klugheit hat den Ländern ihre Unwirthbarkeit genommen, Straßen und Kanäle gehen durch die Steppen. Warum? Weil das Gebot des Evangeliums die Liebe ist, und weil diese aus den morschen Schalen des Ueberlebten und Abgethanen als reiner Kern des Christenthums, als der Genius der Neuzeit sich erschließen soll.

Ein kleines Theil von solchen Liebesworten ist die Schillerstiftung, sie eint Gebende und Nehmende. Die Kräfte des Nationalgeistes, die für die Menschheit ringenden Kräfte sind schon hier nach Schiller's eignen Worten (Spaziergang) zur Leistung vereinigt:

Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

In diesem Ideengange hat Gutzkow's Prolog „Die Karavane" beim Schillerfeste des Jahres 1863 die Aufführung des Wallenstein auf der Weimarer Bühne bevorwortet; er schloß folgendermaßen:

O schmerzliches Gedenken, wenn im Zuge,
Den durch die Wüste wir begleiteten,
Der Spielmann seine Cither sinken läßt,
Ein Sangesmund verstummt, der eben noch
Des Scherzes heitre Wirkungen erprobte!
Auch du mit deinen Liedern bliebst zurück,
Mit deinen Märchen, deinen lieblichen,
Mit deinen Heldensagen, die ein Volk
Aus deinem Mund zur That entflammen konnten?
O glaubt ihm nicht dem Traum, daß Sangeskunst,
Wie die des Orpheus, bändigt wilde Thiere
Der Wüste, Löwen sich zu Füßen schmeichelt!
Ein Wahn, wenn einer spräch' und einer glaubte,
Daß sich an dem, dem Gott des Liedes Wohllaut,
Den Geist der Dichtkunst, Schöpferkraft des Wortes
In die erwählte Seele hauchte, nur
Umsonst der Zahn der Sorge wetz', umsonst
Die Ungethüme der Verlassenheit,
Der Sorge Geier und der Wolf des Hungers
Der Seele ihre innren Freuden stören,
Des Genius wahre Kraft verringern könnten
Ein Fisch, gemartert von des Römers Hand,

Verendete im bunten Farbenspiele —
Des Menschen Qual ergötzt kein menschlich Auge!
Und keinen Bettlerpfennig warf der Zug
Der Karawane seinen Sängern zu —
In Deutschland länger nicht! Ihr wißt es alle:
Die Schillerstiftung war ein Halt der Reise,
Das eines ganzen Volkes frohsten Antheil
Am Schönen noch den fernen Zeiten kündigt!
Des deutschen Volkes Liebling, Friedrich Schiller,
Der Dichter, der es selbst mit Schmerz gerufen:
Des Rosses Hufschlag ist das Loos des Schönen
Auf dieser Erde! — gab den theuren Namen,
Den unvergeßlichen, der edlen Stiftung,
Die unsern Denkern, unsern Dichtern, allen
Die ein Verdienst am deutschen Geiste schmückt,
Des Rosses Huf für jetzt und ferne Zeiten
Zur Seite lenken soll. Noch mehr! Sie hält
Die Liebeswacht selbst den Geringeren,
Die Wacht der Dankbarkeit selbst Schillers Schatten,
Den Erben eines Funkens nur von ihm,
Und wie viel mehr an Weib und Kind der Namen,
Die ein Gedenken dauernd sich erworben!
Und nicht in loser Fügung, nur bestimmt
Vom Zufall, hat die Stiftung sich erbaut.
Ein Beistand war sie mit dem Blick auf's Ganze,
An die vergangne Zeit die Zukunft knüpfend;
Das deutsche Vaterland, das seine Einheit,
Wie Diamanten, unzerstörbar fühlt
Auf geist'gem Grunde — seines Schillers Stiftung
Hat es ans Herz sich liebend drücken wollen,
Mit Fürsten- und mit Volkeskraft sie schirmen,
In einem Bunde den das Mitleid nicht,
Der Stolz geschlossen und der Zukunft Hoffnung!
Was euch ergötzt, es darf euch hoch beglücken!
Nicht will die Kunst heut nur die süßen Schauer
In eure holderregten Sinne gießen,
Es darf das Herz bei unsers Meisters Spiele
Mit gleichbeglückter Regung sich verweilen!
In einem und demselben Augenblick
Ist euch das Schöne nahe und das weite,
Das himmelüberwölbte Reich der Liebe!

Schon ist seither die Idee dieses Prologs zur Verwirklichung gebracht, aber tragisch genug ist, daß ihre Anwendung gerade dem zuerst gelten mußte, der sie selbst ausgesprochen hatte. Als im J. 1865 Gutzkow in

Folge geistiger Überanstrengung in Krankheit und Trübsinn fiel, veranstalteten die Bühnen der deutschen Großstädte Mustervorstellungen, deren Einnahme dem leidenden Schriftsteller übermacht wurde; ein solcher Theaterabend in Berlin allein hatte 1000 Thlr. abgeworfen.

130. Die wiederholt angeschuldigte deutsche Studentenschaft.

Die Schmähsucht unseres politischen Verdrusses hatte sich neuerlich nach dem Fehlschlagen der deutschen Hoffnungen zu Ende der Vierziger Jahre wieder einmal gegen die Schule und die Professorenweisheit gerichtet. Nach großen politischen Katastrophen war dies auch im Alterthume so, der Zorn der Besiegten wie der Sieger sah die Quelle aller Drangsale in der Wissenschaft und ihren Adepten. Pudet me librorum, schrieb Cicero an Atticus nach der großen pharsalischen Niederlage; Bücher und Gelehrsamkeit sollten jetzt die Schuld des falschen Schrittes tragen, den jener eben in der Politik gethan hatte. So haben nach des Tacitus Bemerkung Tiberius und Domitianus die Sapientiae professores und die bonarum artium magistros aufs Korn genommen, bis endlich Septimius Severus seinem Sohne und Nachfolger als Ausdruck aller Regentenweisheit die Mahnung hinterließ: Die Legionen allein zu ehren, alles übrige aber, Industrie und Unterricht für nichts zu achten. (Nach Fallmerayer.)

Der außerordentliche patriotische Aufschwung im Jahre 1813 hatte dem Preußenkönig nur so lange gefallen, als sich die Dinge gut anließen. Als nach den Tagen von Lützen und Bautzen die Aussicht auf ein Gelingen des Feldzuges vernichtet schien, gerieth der König in Zorn über die „Poeten“, die ihn und den Staat in den vollen Untergang geführt hätten.

Der Adam muß ein Eva han,
Die er zeiht, was er gethan.

Du hesch s' Plättli verhei't, sagt im Kinderreim die alte Katze anschuldigend zur jungen, wenn nun einmal die alte schartige Milchschüssel wirklich in Stücke geht.

Als der Student Sand den Schriftsteller Kotzebue zu Mannheim erstach (23. März 1819), mußte Deutschland das zusammenhangslose Verbrechen des Fanatikers wie ein allgemeines büßen.

„Wenn unsere Feinde ihren Aerger ausschütten wollen, so schelten sie unser edelstes Streben Professorenpolitik und Studentenrenommisterei, wir aber kümmern uns ihrer nicht und weichen keinen Schritt vom rechten

Weg. Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre wird bezeugen, daß die Universitäten immer ein heiliger Herd der Vaterlandsliebe wie deutscher Gesinnung waren und blieben." J. Grimm, Kleine Schriften 1, 236.

131. Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden;

denn sie sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann, auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Göthe 49, 121.

132. Der gemüthlich verschiedenartige Eindruck des alterthümlich wohlerhaltenen Stadtgebäudes, gegenüber dem modisch zugestutzten.

Ein weißgetünchtes Schöffenhaus
Löscht allen Märchenzauber aus,
Und doch curirt kein Mittel
Im ungeweißten Spittel.

Ein Spruch aus Johann Chrysostomus sagt von der alten Christenheit: Damals waren die Häuser Kirchen, jetzt aber ist die Kirche ein Haus geworden. Mit geringer Änderung des Sinnes könnte man denselben Satz unsrer Zeit noch mehr anpassen, wenn man etwa sagte: Früher waren die Städte Wohnungen, jetzt sind unsere Wohnstätten Städte geworden. Die Mittelpunkte des gegenwärtigen Verkehrslebens in ihrem raschen Zuwachs verdrängen das Alterthümliche des Ortes, die Zeugnisse des früheren Bürgerlebens, die Bauten und den Baustil der Vorfahren, aber auch den Sinn und Geschmack der ehemaligen Gründer und Besitzer. Die rasch zunehmende Bevölkerung schiebt sich in kahlen Häusern ins nackte Feld vor, dem Boden mangelt alles Geschichtliche und Heimatliche, die neuen Häuser im Kasernenstil sind Spekulationsbauten, zugleich für Alle und für Niemand aufgeführt.

Indeß die durch ihre traute Heimlichkeit so anziehende Vorzeit hat nirgendwo ohne das große und allgemeine Übel des bürgerlichen Schmutzes bestanden: Schweinställe und Düngerstätten mitten in den Straßen der Stadt, diese selbst ungepflastert; überall Siechenhäuser, weil die Pest und der Schwarze Tod in jedem Jahrhundert ein paarmal die acht- und machtlose Bürgerschaft decimirte.

133. „Seien wir nicht neidisch auf die Zeit!"

Mit diesem Worte warnte Necker seine Collegen in der ersten Versammlung der französischen Constituante vor dem Mißtrauen gegen die Befähigung und Berechtigung der damals erwachten, neuzeitlichen Ideen.

Das alte und das päpstliche Rom, Venedig und England als Staaten, Alexander und Peter d. Gr. unter den Eroberern giengen so sehr von einem größten Vertrauen auf die Zukunft aus, daß sie sogar die endliche Gleichmachung der Völker, Stände und Religionen — obschon sie uns noch immer nur als Ahndung vorliegt — als Endpunkt ansahen einer mathematisch möglichen Berechnung. Hellas begann den Bau seiner Theater, Altrom den seiner Kloaken und Katakomben, das Mittelalter den seiner Dome, jegliches in solchem Maße, daß die Lebensdauer der einen Generation zur Beendigung des Baues niemals hinreichte. Spener stiftete das Halle'sche Waisenhaus, Pestalozzi seine Armenhäuser, jeder mit nicht mehr als einigen Thalern Kapitalvermögen; sie glaubten an die Betheiligung der Nachkommen an dem gegründeten Werke. Heute feiern wir diesen Männern und Stiftungen hundertjährige Jubiläen. (Kölle). Aus den Papieren eines nachgebornen Fürsten pg. 95. 104. Das Alterthum setzen wir gern über uns, sagt Göthe (Bd. 49, 72) aber die Nachwelt nicht; nur ein Vater neidet seinem Sohn nicht das Talent. —

134. Die gerade Linie ist nicht immer die kürzeste. Lessing.

1) Nachgewiesen in der politischen Geschichte. Auf rein mathematischen Wege läßt sich ein Recht schaffen und dem Volke aufdrängen; doch nie auf die Dauer. Das Ergebniß aller Revolutionen ist der Sieg des Volkswillens, welcher dem Rechte von Gottes Gnaden substituirt gewesen, und die moralische Macht triumphirt schließlich über die physische. Immer wird jener Rechtszustand wieder hervortreten, der aus dem nationalen Bewußtsein des Volkes erwachsen und geeignet gewesen ist, schon ehedem seine Wurzeln in den nationalen Boden zu versenken. Nach einem entsprechenden Zeitraume erfolgt der Rückschlag, den das alte naturgemäße Bedürfniß, die alte Gerechtsame gegen den aufgedrungenen neuen Rechtsstand ausübt. Die Geschichte der Völker, gleichwie die Weltgeschichte im allgemeinen scheint in dieser Beziehung demselben Gesetze unterworfen zu sein wie die Ströme in der leblosen Natur, mit denen man jene nicht unpassend bildlich zu vergleichen pflegt. Nur in abwechselnden Windungen nach rechts und wieder nach

links, oft so stark, daß er rückläufig zu werden scheint, dringt der Strom vorwärts, er bildet sich ein Bette, das selbst die periodischen Ueberschwemmungen zu überdauern vermag. Glaubt aber der Mensch, denselben besser zum Ziele zu führen auf jenem kürzesten, nach dem mathematischen Grundsatze bekannten Wege; gräbt er ihm in dieser Richtung ein neues Bette in gerader Linie nach Richtscheit und Visirstange, so kann er den Strom wohl zwingen, den neuen Weg einzuhalten, so lange er die Ufer mit künstlichen Dämmen festigt und unterhält; sich selbst überlassen, beharrt aber der Strom niemals in gerader Linie. Er durchbricht nach einem nicht minder feststehenden physikalischen Gesetze über kurz oder lang das Ufer, durchwühlt nach und nach das ganze Thal, verwüstet es oder ebnet es aus und befruchtets durch fetten Niederschlag.

Aehnlich die Staaten- und die Weltgeschichte.

Archimedes glaubte mittels eines sichern Standpunktes die Welt selbst aus ihren Angeln heben zu können. Napoleon hatte in seinem siegreichen Heere das Mittel gefunden, für einige Zeit die Welt von außen her aus ihrer Bahn zu bringen. Aber neben diesem äußern Standpunkte fand er zugleich den im Innern nicht, die Welt kam wieder in ihr altes Geleise und warf ihn selbst aus ihr hinaus nach Helena. Mit der Überschreitung der durch das unabweisliche Bedürfniß gezogenen Grenzlinie des Rechtes, mit der Verkürzung des Geistes der Geschichte hatte er sich selbst zu dem Wendepunkt gebracht, daß ihm Fürsten und Völker das Todesurtheil schrieben.

> Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen
> Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
> Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
> An seiner Dränger raschen Willen band,
> Denn immer war die Willkühr fürchterlich.
> Der Weg der Ordnung, gieng er auch durch Krümmen,
> Er ist kein Umweg. Die Straße, die der Mensch befährt,
> Worauf der Segen wandelt, diese folgt
> Der Flüße Lauf, der Thäler freien Krümmen,
> Umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
> Des Eigenthums gemess'ne Grenzen ehrend;
> So führt sie später, sicher doch zum Ziel.
>
> Schillers Piccolomini.

2) Nachgewiesen in dem Entwicklungsgange der deutschen Literaturgeschichte, gegenüber der rasch entwickelten altskandinavischen. „Fort und fort zurückgehalten durch die Einwirkungen der Vorzeit und der Nachbar-

schaft ist unsere Literatur langsamen Schrittes gegangen: aber eben deshalb hat sie reicher und mannigfaltiger als jene der Angelsachsen und Skandinavier in organischer Vollständigkeit sich entwickelt, hat sie in rechter Gliederung an das Heldenlied die Epopoeie, an die Epik die Lyrik, an beide die Dramatik und die Prosa reihen können. So ist es denn die deutsche Literatur und sie allein, die alles, was auf diesem Gebiet dem Germanen möglich und ihm zur Aufgabe gesetzt ist, in reinem vollem Inbegriffe verwirklicht zeigt. W. Wackernagel, Handbuch der Lit. Gesch. 30.

135. Vormals, Jetzt und Künftig,

betrachtet aus dem Standpunkte der Technik.

Xerxes läßt die See mit Ruthen peitschen, die sich seinem Machtgebote nicht fügt und ihm die Flotten wegschwemmt. Wir schreiten nun trockenen Fußes nach Venedig über die Riesenbrücke, die vom Festlande in die Lagunenstadt hineinführt; unsere eisernen Monitors segeln unter dem Wasser, wir schreiben uns Briefe unter dem Meere weg. Die Wallfische in Grönland werden auswandern, wenn die Schläge der galvanischen Batterie sie treffen, welche man in der Hansestadt an der Weser nicht gegen sie, sondern zum telegraphischen Verkehr mit Island und Nordamerika rüstet.

Der heutige Kulturmensch reist mit Dampf, schreibt mit Licht, malt mit Sonnenstrahlen, bombardirt Festungen mit Baumwolle, durchfliegt die Wolken mittels Gas, redet über das Weltmeer hin mittels eines elektrischen Funkens. Er gebraucht gläserne Wohnhäuser, papierene Hausdächer, eisernes Briefpapier und stählerne Schreibfedern. Er schmelzt Kupfer im Wasser und gießt daraus Bildsäulen in der Kälte. Das Wasser läßt er in rothglühenden Tiegeln zu Eis, das Quecksilber zu festem hämmerbaren Quecksilber gefrieren, die kostspielige Mineralsubstanz des Ultramarin stellt er fabrickmäßig dar, er beleuchtet ganze Städte auf's Glänzendste mit Lampen ohne Flamme, ohne Feuer, und zu denen die Luft keinen Zutritt hat. Er glaubt, daß morgen oder übermorgen Jemand ein Verfahren entdeckt, aus einem Stück Holzkohle einen Diamanten, aus Alaun Rubinen, aus Steinkohlentheer Krappfarbe, Chinin oder Morphin zu machen; lauter Dinge, welche entweder ebenso kostbar oder weit nützlicher sind wie das Gold. Die Puzzolanerde der Römer braucht man nicht aus dem Boden zu Puteoli zu graben, überall, wo Mergel ist, schafft man ihn um zu hydraulischem Kalk. An der Stelle, wo Sodom und Gomorrha gestanden, errichten

seit 1865 ein paar Engländer eine Faktorei zur Gewinnung von Brom. Prof. George Rainey am Thomas Hospital in London bildet Austermuscheln, Schalthiere und Thierknochen chemisch so nach, daß sie unter der Luppe nicht von den natürlichen zu unterscheiden sind. Künstliches Elfenbein wird in solchen Massen erzeugt, daß man alle Kinderspielwaaren, Spazierstöcke und Sonnenschirmchen damit verziert. Wein wird in jedem Wirthskeller verfertigt ohne einen Tropfen Traubensaft. Fische werden in beliebigen Massen künstlich erzeugt. Es erfüllt sich das Wort aus Göthes Westöstl. Divan:

> Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
> Wir erschaffen seine Welt.

Die mannigfachen Vervollkommnungen der Schreibekunst versprechen als schließliches Resultat die Verwandlung der größten Büchersammlung in eine Taschenbibliothek. Die Stenographie wird es dahin bringen, Foliobände auf einen Daumennagel zu schreiben, und alle Literatur in die Reisetasche zu praktizieren, die man auf einen Sommerausflug umschnallt. Der Inhalt der umfangreichsten Werke über Geschichte und Geographie ist vielleicht auf ein solches Minimum zu reduciren, daß das Auge es mit einem Blicke übersehen kann. Der Geist, der beim langsamen Lesen stumpf wird, würde dann, um mit dem Auge Schritt zu halten, die Geschwindigkeit des Blitzes erlangen. Bücher, die einer bloßen Unbestimmtheit des Planes, einer Unklarheit des Gedankens ihr Dasein verdanken, würden nach dieser Feuerprobe in ihr Nichts zurücksinken. Der Mechanismus des Lesens und Schreibens würde verachtet, die geistige Arbeit des Verstehens dagegen würde allgemeiner werden. Die von ihren Banden befreiten Menschen würden die Gedankenhüllen wegwerfen, reiner und schneller leben, größere Thaten verrichten und jünger an Geist sterben. Und welche materiellen Vervollkommnungen würden die Seelenkräfte unterstützen! Das Reich der Zeitungen wird dann mit wundervollen photographischen und telegraphischen Hilfsapparaten ausgedehnt werden bis auf das Sonnen- und Planetensystem, um dem Menschen des Morgens beim Aufstehen ein klares Bild des Weltalls zu verschaffen.

136. Die gebotene und die falsche Nachahmung in Künsten und Wissenschaften.

> Nachahmen soll ich nicht? und dennoch nennet
> Dein lautes Lob mir immer Griechenland?
> „Wenn Genius in deiner Seele brennet,
> So ahm den Griechen nach, denn er erfand.“
> Klopstocks Epigramme, ed Vetterlein, Nr. 41.

Daß diese Nachahmung in den Künsten heute noch unter Beschränkungen zu gelten hat, daß sie aber weit mehr in Handel und Politik gelten muß, am meisten in dem Allgemeingute der Menschheit, in den Wissenschaften, dies ist darzulegen.

Der Schriftsteller von Beruf, namentlich der Dichter schreibt, — wie Göthe seinen Werther — um den Empfindungen Luft zu machen und Raum zu geben, die sich in ihm mit peinlicher Überfülle drängen, so wie der Traurige klagt, um sich auszuschütten und zu beruhigen. Der Nachahmer hingegen will umgekehrt diesen Drang der Empfindungen erst erschreiben durch die Beschreibung derselben, er dichtet sich die nöthigen Gefühle an, um sie in dichterischer Art auszusprechen, und geberdet sich ohne Anlaß so feurig, wie ein Göthe mit dem Anlasse. Jean Paul vergleicht daher diesen stilistischen Nachahmer den Schafen, welche an der Stelle, wo der Leithammel über den vorgehaltenen Schäferstock gesprungen ist, sämmtlich dieselben Sprünge machen, wenn auch kein Stecken mehr vorgehalten wird. Das Sprichwort sagt: Esel sind schlechte Sänger, sie fangen immer zu hoch an. Oder man holt ganze Stücke und Phrasen aus den Autoren und behängt damit Stil und Vers, wie die Marquesas-Insulaner ganze europäische Werkzeuge zum Putz anziehen und Ladstöcke als Ohrgehänge tragen. (Jean Paul Fr. Richter 45, 13.) Ehe Cervantes seinen Don Quixote noch zu Ende geschrieben hatte, erschienen schon Nachahmungen und Fortsetzungen dieses Romans; Cervantes schließt deshalb nachmals sein Werk mit folgendem Satze: Hier legt Cid Hamed Ben Engeli (der angebliche Erzähler) seine Feder nieder; aber er hat sie diesmal so hoch aufgehängt, daß Niemand sich ferner beigehen lassen soll, dieselbe wieder herab zu nehmen.

Allein vollkommen original ist kein Mensch, er wäre denn ein Sonderling oder ein Narr; die Eigenthümlichkeit unseres Bildungsganges besteht meistens in dem, was wir Menschen und Völkern abzulernen vermögen, all uns're gelehrte Schulung geht auf die Griechen zurück. Ganz originell will auch unser größter Dichter nicht heißen, er lehnt es in einem besonderen Spruche ab, Bd. 4, 393. Das reife Erbe der Zeiten gehört Allen, aber Alle müssen es nach ihrer Eigenthümlichkeit sich aneignen. Nicht jeder Mensch und jedes Volk kann in Allem vom Anfange beginnen. In allen Völkern und Staatsverfassungen finden wir ganze Reihen von Nachahmungen und Nachproben gegen Eine eigenthümliche Idee. Das wahre Verdienst liegt hier im richtigen Erkennen der Nothwendigkeit und Anwendbarkeit des Trefflichen, in der Behendigkeit, das Angeeignete zugleich zu verbessern. Kommt ein Staat für den Augenblick in eine Lage, in wel-

cher sich ein anderer bleibend befindet, so kann er oft nichts besseres thun, als den Grundsatz jenes auf seine eigene Stellung anzuwenden. Im Gebiete der Technik, der Finanz, Schulung und Gesetzgebung ist dies den Staaten in neuerer Zeit deutlich; sie schicken sich tüchtige Fachmänner gegenseitig auf Urlaub in's Ausland zu. Die Rheinlande eigneten sich vom welschen Gegner das Zeitgemäße in der Gesetzgebung an, wir haben ihnen neuerlich hinwieder das Mündlichkeitsverfahren nachgeahmt. Die Weltwaarenausstellungen in London, Paris und Berlin sind die höchste Vereinigung der gegenseitigen Völkerkräfte zu einem Ziele. Ein vollkommen origineller Staat kann nur ein noch gänzlich ungemischtes Volk in einer Insel des Weltmeeres sein, bevor es vom Handel und Verkehr anderer Völker erreicht ist; schon der bloße Verkehr ist ein Ätzmittel, wie China und Japan jetzt beweisen. Wissenschaft und Handel sind Allgemeingüter und fügen die Völker wieder zum Menschengeschlechte zusammen. (Nach Kölle's Aufzeichnungen eines nachgebornen Fürsten, S. 81.)

Die falsche Eifersucht auf ein tonangebendes Fremdvolk möchte die von außen kommende Bildung kurzsichtig abweisen unter dem Vorwande, daß nicht blos das Gewaltige, sondern eben so oft auch das Falsche nachgeahmt worden sei, insoferne auch dieses imponiren könne. Dieser Vorwurf betrifft aber weniger die Völker als die Herrscher. Der Geschmack, der sich vom Hofe Louis XIV. über Europa verbreitete, war und blieb ein höfischer. Allerdings ahmt auch das Völklein der Kleinstädter nach, weil es wie ein anderes kleines Kind die Lächerlichkeit nicht einsieht, die aus dem Mißverhältnisse zwischen seiner Kleinheit und dem sich anzupassenden Maße der Großstadt entspringt. Als Friedrich I. von Preußen seine Potsdamer Grenadiere hielt, wurde die Bärenmütze auch in den winzigsten Reichsstädtlein militärische Mode. Im Thorbogen eines solchen reichsunmittelbaren Städtleins war sie in Manneshöhe angenagelt und eine Partisane daneben gehängt. Kam ein Reisender herangefahren, so trat der Thorwächter unter die Mütze, schulterte die Partisane links und streckte die Rechte der fremden Mildthätigkeit entgegen. War aber der Wächter gerade in den Krautgarten gegangen, so nahm das Weib seine Stelle und sein Trinkgeld ein. Nebenan auf der Warnungstafel stand das obrigkeitliche Verbot gegen den öffentlichen Bettel zu lesen. Derlei Lächerlichkeiten der Kleinstädterei haben in Griechenland zu den lustigen Anekdoten über Corcyra, bei uns zum Volksbuche von den Schildbürgern geführt. Sie sind die Parodie des Ciceronischen Satzes: imitandos esse majores.

137. Das Einfache ist zugleich das Schöne, bewiesen aus dem Trachtenbuche.

Was wird in der Tracht modest und geschmackvoll genannt?

Ein Wilder, der eben nach London gekommen, sich nach städtischer Mode kleiden wollte, suchte sich im Magazin den goldbetreßten Lakaienhut zur Kopfbedeckung aus, und man hatte viele Mühe, ihm zu beweisen, daß die unscheinbarsten Hüte von den unabhängigen Leuten getragen werden.

138. Bruder Fridolins Kranzrede beim Neubau des auf dem Alpenpaß errichteten Hospitiums.

139. Unsern germanischen Vorältern war der Baum Alles; Rathhaus und Richtstätte, Waffenhalle und Festung, Wohnung, Wiege und Grab, Tempel, Orakel und Elysium.

Siebente Abtheilung.

Sprachgeschichtliches.

140. Die Begrüßungsformeln in unsern modernen Sprachen.

Wieland schrieb: Geschichte der Formel Helf Gott! beim Niesen. Lindau, 1787. An der Formel des Grußes und der Beglückwünschung unterscheidet man Nationalitäten, Religionen, Volksstämme und Mundarten.

Der süddeutsche Bauer grüßt seinen im Felde arbeitenden Landsmann nach dessen jeweiliger Beschäftigung und Verrichtung. Ist er überhaupt an der Arbeit, so lautet der an ihn gerichtete Gruß: Flîssig, flîssig? Steht er mähend in der Wiese, so sagt der Vorbeigehende zu ihm: Haut's? nämlich die Sense. Jener erwiedert darauf: Jo wärli, es muess! Den am Brunnen plaudernden Mägden ruft der Vorübergehende zu: Heit er Wassermangel? Bei einer Begegnung auf dem Bergwege heißt es: Muess es hüt noh obsi sî? Sitzen mehrere Personen beisammen: heit er guete Rôth? trîbet er Kurzwîl? Den beim Mahle Sitzenden gilt: Gott g'segn' Echs, schmöckts Ech? Antwort: Danke'n Ech, glîchfalls! Den mit dem Wagen Einherfahrenden fragt man: Lauft's? Antwort: Danke'n Ech, es muess! Grüßt man die an ihrem Spinnrade sitzende Luzerner Bäuerin: spinnt's, schnurrt's? so erwiedert sie mit ablehnender Bescheidenheit: Schlächt gnue. Wenn der Berner Bauer in einen Kaufladen tritt, so fragt er gewöhnlich: We geits gäng? worauf die Antwort folgt: es geit so, es muess es thue. Einer meiner jungen Freunde im Aargau theilte mir folgenden kleinen Sittenzug mit: Als ich einst gegen Bonigen im Kant. Solothurn spazierte, sah ich einen Bauern sein Feld umhacken, grüßte ihn mit Guete Ôbe, und blieb bei ihm stehen. Der Mann aber erwiederte mir: Üsereine het's lieber, wenn men üs grůsst nôch dem was mer thüend; es git is wider Mueth zur Arbet, bsunders wenn se so schwer ist.

Der Gruß setzt seine Formeln deshalb in die fragende Form, weil er liebreich dem Thun und Treiben des Andern nachforscht und zu erkennen

gibt, daß man an des Fleißigen Arbeit in Gedanken theilnehme. Ist doch ebenso diese Frageform in die Ausdrucksweise der modischen Höflichkeit übergegangen: Avez-vous bien dormit? Comment vous portez-vous? Bei uns dagegen fragt man selbst einen uns begegnenden Tabackraucher: Raucht's, brönnts? Man nennt diese landschaftliche Art des Grußes die Zeit anwünschen, die Zeit bieten; man drückt also damit eine Beglückwünschung in demselben Sinne aus, wie man sich das Neujahr anwünscht. Sich an einem zweiten Orte gegenseitig treffend, lautet die Anrede: Sind er aů do? Ganz übereinstimmend mit dieser so entbehrlichen und doch so allgemeinen Frageweise ist die Begrüßungsformel der jetzigen Neuseeländer: Tena koe, du bist da. Für zwei Personen: tena korua, ihr Beide seid da. Für mehrere: tena koutou, ihr Alle seid da. Allg. Augsb. Ztg. 1859, Beilage Nr. 336. Die Begrüßung, deren sich der Heiland bediente: der Friede, der Herr sei mit Euch! sprach ehemals der Franzose als bürgerliche Formel bei jeglicher Begegnung: Dieu soit avec vous! Es ist dieses Wort das vom kathol. Meßpriester gegen die Gemeinde siebenmal während der Messe wiederholte Dominus vobiscum! Es hat sich dies in unser oberdeutsches: Gott grüez dich! verkürzt, auf das die übliche Antwort erfolgt: Gott Dank, Gott sei Dank. Als diese Formel einzelnen Eiferern nicht mehr gut genug schien, ist nicht bloß bei Katholiken, sondern ebenso unter den Sekten des reformirten Oberdeutschlands vor nicht langer Zeit der Gruß eingeführt worden: Gelobt sei Jesus Christ! worauf die Antwort zu erfolgen hat: In Ewigkeit, Amen. Den heutigen Zürichbieter erkennt man an seiner verkürzten Formel: Grůez e! ich grüße Euch; den Städter aus Winterthur an seinem bloßen Guete (nämlich Tag). Die Antwort heißt: Dank i Gott! Bekanntlich begrüßen sich Cisterciensermönche gegenseitig mit dem Memento mori. Der Franzose braucht unter allen Umständen sein Comment vous portez vous? Er fragt damit, wie machen Sie sich's erträglich, wie bringen Sie sich durch? eine Geschäftsneugier, die man sich nach deutscher Denkweise nicht erlauben dürfte. Der Engländer ahmt dem Welschen nach, er grüßt: How do you do, was thun Sie thun, was für ein Geschäft haben Sie eben vor? Schwedischer Gruß ist, wenn Bekannte sich begegnen: Tack för fist, ich danke für Letztens, nämlich für das neueste Gastmahl oder Gastgeschenk. Sjöborg, Schwed. Sprachlehre, deutsch von Lappe, 174. Reichliche Ausbeute gewähren die verschiedenartigen Grußformeln, die bei den Handwerkern zünftig vorgeschrieben sind.

Variante vorstehenden Themas: Die Begrüßungsformen verschiedener Völkerschaften.

141. Unsere landschaftlichen Betheuerungs- und Schwurformeln.

Betrachtet nach Beispielen aus der Aargauer Mundart.

Bim Butz und Benz! Beides Namen gespenstischer Unholde aus dem Kinderglauben; der Henker hieß Meister Benz, der den Schelm putzt, (entlarvt und enthauptet).

Bigott, Bigost, Bigopp, Bipopp, Bigönig. Goppelau (so Gott will, auch!)

Hol's der Bumsi (Freienämter-Formel) deutet auf den mit Gepolter und Gepumper nahenden Donar- oder Wetterteufel. Dasselbe im Solothurner Gäu: Hol's der Bei-Heirech; der Knöchler (Heinrich) der in dem zu jedem kathol. Kirchhofe gehörenden Beinhause spukt.

Donner, schieß! s'ist donnerschießig (Donner, schieß deinen Strahl!) Potz Donstig vorm Fritig! besagt: Gottes Fleischtag vor dem drauffolgenden Fasttage. Die schmutzigen oder feisten Donnerstage sind die drei letzten vor der Fasnachtswoche und führen ihren Namen von ihrer Zweckspeise der fetten Fasnachtskrapfen. — Das ist beim Donner wahr, das ist donnersgut, donnersschön! Der Donnergott wird zum Zeugen der Wahrheit angerufen, soll den Lügner niederschmettern. — Wo führt dich der Donner her, der Teufel, der Blitz her? deutet auf die mit dem Blitz dreinschlagende Allgegenwart Donars. — Bim Dolder! Euphemismus statt Donner; Dolder heißt die Laubkrone des Baumes und bezeichnet figürlich den Menschenkopf, die Rappelköpfigkeit, Tollheit. — Bim dreibeinige Donnerstüfel! Der Teufel, der in Thiergestalt erscheint, kommt wie das Gespensterthier dreibeinig einher, am vierten Thierfuße hat er einen bleibenden Schaden.

Dreck vor d' Ohre! Verwarnungs- und Sicherungsformel desjenigen, der über Zauberer und Hexen berichten will.

Bim Eid! (besonders im Zürichbiet üblich.) der Berner und Solothurner droht dem Gegner: Du mußt mir gäbelen; mit emporgehaltenem Schwörfinger gerichtlich beweisen. Du sollst mir stäbelen: auf den dargehaltenen Gerichtsstab eidlich aussagen. Euphemistisch heißt es im Aargauer- und im Zuger Lande:

b i m E i c h l e (Eichbäumlein), b i m E i c h e r l i g (Eicherlein, Eichhörnchen), b i m E i c h l e - D r ü (die deutsche Spielkarte mit dem Eicheldreier). „Ihr sind bim Eicherli selber d'Schuld!“ heißt es in A. Corrodis Idylle, der Herr Doktor 1860, 152.

G w ö ß (auf mein Gewissen). G w i ß G o t t (bei Gottes Allwissenheit); es ist genau die im Hildebrandliede des achten Jahrhunderts stehende Betheuerungsformel: uuêttû irmingot, der Allgott weiß es!

Bim Chrütz, Chrütz am Stecke, bim Chrût am Becke bim Chrûtmilzbrand.

Mi Seel, mi thü're Seel, s'ist mi Gott-Seel wohr! (bei meiner Gott gehörenden). Mî wôre See! (das ausendende L wird mundartlich, verschluckt, bleibt stumm). mî Secht (ähnlich dem neuhochdeutschen Meiner Sex! bei meiner Seeligkeit.)

Potz Sapperdie (sacre Dieu), Sappermost (sacre mot, beim Ewigen Wort) Sapperstrenz, Sapperlenz (st. Sakerlot) Schlapperment. Potz Straßburg (Gott straf mich.)

Bim Heuel (bei der heiligen Wahrheit!) bim Aveheuel! Letzteres ist eine im Dorfe Rupperswil an der Aare übliche Formel. Dieser Heuel (Nachtkautz) hat Manneshöhe, tellergroße Feueraugen und zwei Federbüsche am Kopfe, die gleich feurigen Hörnern starren. Auf der eine Viertelstunde vom Dorfe entfernten Heuelmühle ist sein Wohnort. Er geht des Nachts horchend an den Häusern umher, um böse Kinder abzufangen. — Im Luzernerlande ist der Alveharzer Name des Teufels, des Alles mit Höllen-Pech (Harz) Überziehenden. Der Harzer ist der Pechsieder, der die Tannenwälder ausstockt und zu Harz versiedet; die Pechmarie des deutschen Kindermärchens ist in Lütolfs Fünfortischen Sagen pg. 82 das Harzebabi; und der undeutsche Name der christl. Hölle hieß in dem kirchlichen Mittelalter das Pech; so im ahd. Gedichte Muspilli.

B'hütis! B'hütis trüli! (Gott behüte es, uns) eine Betheuerung eigner Unschuld oder Theilnahme beim Anhören fremden Unheils. Es besagt eben so viel, als die gegen das Beschrieenwerden übliche Formel: „Unberufen!“ womit man hübsche Kinder und gesundes Vieh gegen den Schaden schirmt, welcher sie durch böswilliges Lob eines Unbekannten treffen könnte. Die Römer sprachen aus gleichem Grunde (sine fascino): praefiscini, die Griechen: ἀβασκάντως.

Schieß dich der Schneck! (euphemistisch statt, der Strahl).

Schieß dich der Schnîder! (statt, hol dich der Schinder).

Hol dich der Rebhänsel (der im Wein schlafende Rauschteufel.) Daß dich der Geißbock! Herein, und sollt's der Geißbock sein! sagt man zum eintretenden Bekannten. Der Fuß des Bockes, der am Wagen Thôrrs vorgespannt ist, geht auf den Hinkfuß des Teufels über.

Daß dich der Strahl (Blitz), der Chaib (die Pest), der strahllebige Hagel, der Strahlhagel, das Wetter! daß dich der Gugger!

Bim Tügel und Dügsel (wie nhd. Teuxel, statt Teufel.) Bim Teuner, Tüner und Daniel (das mundartl. donen und dunen —

vgl. die Form Donstig — heißt Donnern; daher diese vorstehenden Namensbildungen). Bim Dieter und Dütschel (der Wilde Jäger und der Mann im Monde heißen landschaftlich Dieter und Dieterli). Bim Teufacher (dicare, mit dem Doppelsinne des tiefgelegenen Höllenackers). Bim Tilder, Tiller und Teller. (Niederd. dilde ist malus, malitia; Dilldrum ist Zwergen- und Katzenname; Till, der Vorname Eulenspiegels.) Tüfelsparnam (par nom de dieu), Tüfelspaarhutte (par de Hutte: der Trag- und Mistkorb).

142. Sehen und Hören.

Die deutsche Sprache stellt vor allen übrigen Sinnen den Gesichtssinn als eine geistige Erkenntnißquelle, dagegen die lateinische und folglich auch die französische Sprache den Geschmacksinn mit vorherrschender Rolle voran. Daraus bilden sich nachfolgende Fragen:

1. Welche Erkenntnisse werden im Deutschen ausgedrückt mittels des Begriffes Sehen, Blicken, Schauen, Spähen, Achten?

2. Wie vollzieht sich eben derselbe geistige Vorgang mittels des Gehörsinnes und drückt sich aus in entsprechenden Wortreihen?

3. Wie ergänzen und vertreten sich diese beiden Sinne in Wirklichkeit, indem ihre Thätigkeit in einander übergeht, wie drücken sich ihre Übergänge durch synonyme Wortverhältnisse aus?

4. Jeder einzelne Sinn unterstützt das Gedächtniß. Welcher Grad des Erinnerungsvermögens drückt sich wohl in dem untergeordneten Sinne des Geschmackes und Geruches auf anschauliche Art aus?

Zu No. 1.

Das Licht ist stärker, edler, schneller, als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht; jenes schaut um, wohin es will; dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird. Darum hat die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben, ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hülfe kann dem Ohre nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden; „durch ein Fernrohr zählst du an einem fern gehenden Wandersmann die Knöpfe des Kleides, aber was er spricht und ruft, bleibt dir unvernehmbar." (Jakob Grimm, Rede über das Alter. 1863, 54.)

Die Augen sind zwei Zeugen, auf deren Bericht wir uns verlassen, zwei Kundschafter, die wir in jene Fernen aussenden, wohin keiner der andern Sinne reicht. Sie haben zu ihrer Bahn den ganzen gestirnten Himmel, dringen darin weiter vor, als man mit Zahlen auszurechnen vermag, beginnen und vollenden ihre Aufgabe fast ohne alle Zeit, nämlich in der Blitzgeschwindigkeit eines Augenblicks. Wenn also die fünf Sinne fünferlei Poststraßen sind, die zur Seele und zur Weltseele führen, so wird man auf dem einen Sehwege allein die allermeisten Passagiere antreffen; und in so ferne die Sprache der Ausdruck unser Erfahrungen ist, so muß sie gleichfalls reichlichste Auskunft darüber zu ertheilen haben, wie die auf dem Gebiete des Gesichtssinnes eintretenden Geistesvorgänge sprachlich als ein sehendes Wahrnehmen sich ausdrücken.

Das latein. videre ist ein goth. vitan, ahd. wizan; das latein. scire ist ein goth. saihvan, ahd. sëhan. Altlateinisch müßte jenes scire heißen sicire, unser v nach dem h in saihvan bricht daher wieder durch in scivi. Wir verwenden also unser W i s s e n genau für den Begriff des lat. scire, und selbst das Nichtwissen drücken beide Sprachen mit gleicher Verkürzung aus: nescio, n'eizwas, niweiz was. J. Grimm in Haupts Zeitschr. 6,1. — das goth. skavjan, ahd. scouwôn, geht über in den Zustand geistiger Beschaulichkeit; das ahd. spëhôn (spicere, spectare) führt zum ahd. Substantiv spahida, jene weisheitsvolle Einsicht, um die im Wessobrunner Gebete Gott besonders angefleht wird. Das warten = tueri wird ein aufsehen, gewahren und bewahren, romanisch guardare, regarder. Das luogen wird ein spicere, ahd. luoc ist specula, die Schloßwarte, der Spiegel- und Spielberg; specus ist die Schlupfhöhle, aus welcher das Wild schaut. Auge gehört zu achthaben, wie oculus zu ecce. Ein geachteter Mann ist zugleich ein in Ansehen stehender. Endlich wird der Sehsinn zum Stellvertreter des ganzen Antlitzes, der Theil, das Auge wird genannt statt der ganzen Physiognomie: goth. siuns, ὄψις, ist ahd. gasiuni Miene, in der Jägersprache das Gesüne, Gesicht. Von Hagens finstrer Miene sagt das Nibelungenlied Str. 1672: eislich was sîn gesiune.

Da auf Gesicht und Gehör zugleich eingewirkt werden kann, so vertreten sich Sehen und Hören als Prädikate der Sinnesschärfe. Vom Schlauen gilt: er hört das Gras wachsen; zur Bezeichnung totaler Geistesohnmacht heißt es: es vergeht ihm Sehen und Hören. G e m e r k gilt für Gedächtniß und zugleich für das Merkmal einer Sache. „Siehe pagina", sagt der Autor zum Leser, wenn dieser eine V e r g l e i c h u n g machen, ein kritisches Urtheil aus eigener Einsicht bilden soll. „Luoget au, wie 's donnert!" sagt

der Alemanne, auf die Heftigkeit des Donnerschlages mittels des Gesichtes hinweisend. — Man sieht ihn den ganzen Tag brummen; es ist, als sähe ich ihn jetzt noch sprechen; siehst du, wie er wieder lügt! lauter Phrasen, in denen das Gehörte zum Gesehenen gemacht wird, denn die grobe faustdicke Lüge wird eine handgreifliche. Es ist daher keine verfehlte Gleichnißrede Virgils: mugire videbis sub pedibus terram. Die Stelle Exodus 20, 18: cunctus autem populus videbat voces et lampades et sonitum buccinae — hat Luther sprachgemäß übersetzt: „Und alles Volk s a h e den Donner und Blitz und d e n T o n d e r P o s a u n e. Auf älteren Kirchengemälden sieht man aus der Posaune des Gerichtsengels oder aus dem Munde Gottes den Ton und die Stimme strahlend hervorbrechen, gleichwie Äschylos in den Persern die Trompetenstöße, die zur Salaminischen Schlacht blasen, flammend aus dem Schallbecher herausfahren läßt. Es sind dies Vorahnungen jenes von Chladni gefundenen Gesetzes, wornach der Ton in Form von physikalischen Klangfiguren gestaltet dem Auge sich darstellt. Schau, wie kann der singen! bezeichnet in der bürgerlichen Ausdrucksweise denselben Vorgang, von dem es in Klopstocks Frühlingsfeier poetisch heißt: Die Ströme des Lichts rauschten. Hell und aufhellen (lucidus) steht zu hallen und klingen, sonare; wie dumpf, obscurus, zu dumm, mutus, steht. Er ist dümmer als drei Tage Regenwetter, gilt von einem ganz umnebelten Geisteszustande. Dumm ist gehörlos = taub; taub ist zugleich kraft- und saftlos, todt; eine taube Nuß ist die leere, dummgewordenes Salz (bei Luther) das geschmacklos gewordene. Blind stürzt Saulus bei Damascus zur Erde, aber nicht taub. Blind waren die Dichter Homer, Ossian, Milton. Nachdem der heroische Dichter lebenslange die Fülle der Anschauungen innerlich aufgesammelt hat, darf sein Auge dunkel werden und ruhen, um so klarer liegt das Gesehene vor seiner Erinnerung. „Er zehrt am alten Gut und aus dem Munde Anderer wird es ihm immer gemehrt“ J. Grimm. Blind ist der Seher Teiresias, blind wie die Göttin der Gerechtigkeit. Denn wer die Loße zieht, dem werden die Augen verbunden, und wer das dunkle Wort des Orakels deuten soll, dessen Blick darf durch keine Aeußerlichkeit abgelenkt werden. Wer in die Zukunft schauen will, muß rückwärts schauen. Nachdem d e r S ä n g e r, in Göthe's gleichnamiger Romanze, eingetreten ist in den Fürstensaal und da den Prunk der versammelten Frauen und Ritter überblickt hat, muß er das Auge schließen, wenn ihm der Vortrag des verlangten Liedes glücken soll:

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen.

Unsere modernsten Weißagerinnen, die Somnambulen, behaupten mit geschlossenem Auge hell zu sehen und verschlossene Briefe durch die Couverte lesen zu können. — Blind also mögen Dichter sein, taube jedoch hat es nie gegeben. Der Zustand gleichzeitiger Taubheit und Blindheit, scheinbar der trostloseste, macht den damit beladenen Menschen nicht so unempfänglich, daß er das Weltschöne nicht mit Hülfe der ihm gebliebnen drei übrigen Sinne sich zu vergegenwärtigen wüßte. Rückert, Weish. des Brahmanen, Ausg. v. 1843, S. 317 erzählt hierüber:

So sah ich einen Greis an Aug' und Ohr verwittert,
Von Lustentzückungen im Frühlingshain durchzittert.

Der Blüten Duftgeruch, der Abendlüfte Wehn,
Macht ihm den Mund voll Preis, das Aug' in Thränen stehn.

Er sog, was er nicht sah, und roch, was er nicht hörte,
Und fühlte Vollgenuß und Andacht ungestörte.

So schön ist Gottes Welt, daß auch ein leises Flüstern
Von ihr der Blindheit kann und Taubheit Nacht entdüstern.

Jak. Grimm, Rede über das Alter, 1863, 54 sagt: Wer will es leugnen, daß Blindheit den Menschen härter treffe, als Taubheit? Wem das Gehör stockt, dessen Auge schaut noch offen in die Welt, wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heut zu Tage frisch auf der Stelle zugetragen, alles was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kenntnisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, haben nur einen um so ungestörteren Fortgang, als ihn unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Alterthums von unserer Gegenwart stärker ausgeprägt, als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit Erfindung der Druckerei bald allgemein durchgedrungene Verbreitung des Lesens, das dem Geist unabläßige Nahrung zuführt, mußte hier zu innerst eingreifen. Im Alterthume, dünkt mich, war das Loß des Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im Gedächtniß, was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet

und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem Hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtniß blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren; wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder.

Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangenen zurück in jene alte Zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorener Mann, dessen eingeschränkte, freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegen schleichen mußten. Das Alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht und das Verhältniß der Blindheit zur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuß." Der junge Melchthal im Schiller'schen Tell spricht über den vom Landvogt geblendet gewordenen Greis:

— — Blinder, alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören! Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen.

Zu Nr. 2.

Goth. hausjan, audire, steht zu auson, auris, wie ahd. hôrjan zu ôre, schwedisch öron, hőra. Die anlautende Aspiration verhält sich wie hufe zu ûf, heitar zu eiten, wie nhd. jёner, gёner und ёner zu ἐκεῖνος. W. Wackernagel Wörtb. — Hören bedeutet durch geistige Wahrnehmung sich bestimmen lassen. Thiere und Knechte, die des Herrn Stimme hören, gehorchen und gehören ihm, gleichwie sie bei den Römern auf ihn sehen, ad dominum spectant, sein Besitz sind. Aus dem Hören und Achten auf etwas erfolgt das Gehorchen und Gehorsamen. Mhd. hor(e)chen steht zu hören, wie schnarchen zu schnarren. Das Horchen ist ein gespanntes Zu- und Aufhören, aufmerken, und führt auf lauschen und losen, ahd. hlôsen und lôscên. Das Belauschen ist bereits ein mittels des Gesichtssinnes vollzognes Belauern und Belustern. Das Gegentheil dieser doppelten Sinnesthätigkeit drückt sich ebenfalls in zweigliedriger Wortreihe aus: Sich versehen und verhören: Alles versäumen. Der Hörsal führt auf ein schauendes und hörendes Publikum; dem adverbialen Zusehens entspricht ein gleiches Zuhörens: während des Hörens. Die Klugheit ist feinhörig und spitzt das

Ohr, die Dummheit ist ringhörig und schlappohrig: demissis auriculis iniquae mentis asellus. Horat. Der geistig unreife Mensch ist noch nicht trocken hinter dem Ohre, der Träge liegt auf dem Ohre, verspätete Reue kratzt sich hinterm Ohr, der Gewitzigte schreibt sichs hinters Ohr, Schmeichler nennt man Ohrenmelker und Ohrwürmer. Der Verschmitzte hats faustdick hinterm Ohr. Der dumm Aussehende schaut drein wie ein Schübelohr, ein verschopptes und verstopftes. Wer nicht reden hört, kann auch nicht reden lernen, der Mensch bildet sein Sprachvermögen aus dem Gehöre, ein Taubgeborner wird stumm bleiben.

Das Abhören einer Partei ist ihre gerichtliche Einvernahme, das Abhören eines Schulkindes, es in seiner Lection überhören und vorprüfen. Eine Sache überhören, nicht auf sie achten, ist gebildet wie übersehen. Im Aufhören = endigen, hat das Vorwort a u f den privirenden Sinn von w e g; aufzehren ist wegessen, aufsagen ist aufkünden den Vertrag. Er hört nicht eher auf, als bis er Prügel hat: endigt nicht, läßt nicht ab von seinem Thun, horcht nicht auf die Weisung. Unaufhörlich ist also ohne Aufhören und Aufhorchen, immerdar.

Gehörig ist schicklich, gebürlich; ungehörig ungebürlich. Eine gehörig gefertigte Arbeit ist eine nach Vertrag gelieferte tüchtige; einen gehörig strafen ist nach Gebühr strafen. Unerhört ist in ungemeinem Grade. Hörig ist der in einem rechtlichen Abhängigkeitsverhältnisse stehende Leibeigene, der Eigenhörige. Behören ist zu eigen sein, in das Besitzrecht fallend. Behör ist zugleich Behörde, der Ort an den ein Complex von Angelegenheiten zuständig ist. Behörde ist gebildet wie mhd. gehœrde, Gehöre. Die Kirchhöre ist die Genoßsame der Kirchgemeinde, aus allen zugehörigen Gemeindemitgliedern bestehend. Die meisten dieser eben entwickelten Wörter sind zusammen gestellt in einem Spruchgedichte von Fr. Rückert, aus dem nachfolgende Strophen ausgehoben sind.

Hören kannst du, kannst du auch gehören?
Und aufhören auch gehört dazu.
Doch was haben Beide mit dem Hören
Nun zu schaffen? fragst du; forsche du!
Forsche fein gehörig ohn' Aufhören,
Laß dich nicht im Forschen stören,
Und zuletzt hast du's im Nu.

Mir gehört das Kind, das auf mich höret,
Und der Knecht, der horchet meinem Ruf;
Doch wo Ungehorsam sich empöret,
Volksversammlung tobt mit wildem Wuf:

Wenn der auftritt, der den Sturm beschwöret,
Und man horcht auf ihn, so höret
Auf der Lärm, der Unheil schuf.

Unaufhörlich magst du für Beständig
Ferner sagen, wie bis diesen Tag;
Sag es nur für Alles, was unbändig
Hört auf keinen Einspruch, keinen Schlag;
Aber sag' es, das wär' unverständig —
Nicht für etwas, das selbständig
Nur sich selbst gehören mag.

Auch gehörig magst du für Gebürlich
Setzen, wo du dabei ein Gebot
Denken kannst, dem es nicht unnatürlich
Gibt Gehör, wie lebend, wenn gleich todt.
Sage nicht, das sei gesetzt willkürlich,
Sage nur: es steht figürlich,
Und das hilft aus aller Noth.

Fr. Rückert.

In der deutschen Rechtsgeschichte werden die Begriffe von Auge und Ohr, Sehen und Hören symbolisch einander gleich gestellt. Ein mit dem Ausspruche des Gerichtes nicht zufrieden gestellter Kläger hatte nach dem Landrecht des Bregenzerwaldes einen Goldgulden in die linke Hand, das Ohrläppchen in die rechte zu nehmen und das Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrend zu rufen: Ich appelliere! Weizenegger-Merkle, Vorarlberg 1, 185. Marbach bei Bairischzell in Oberbaiern wird im Jahre 1085 von Frau Haziga an den Bischof Meginwart von Freising ausgetauscht und der dabei stellvertretende Ritter wird nach bairischem Rechtsbrauche als Zeuge bei den Ohren gezupft: more bavarico per aures tracti. — Monumenta Boica. Der so Gezupfte sollte sich ein Gemerke nehmen an der in seiner Gegenwart beschloßnen Sache, wie man in späterer Zeit beim Setzen von Marksteinen den zuschauenden Knaben Erinnerungsohrfeigen austheilte.

Zu No. 3.

Ein Zustand der ton- und lichtlos ist, wie die unerhellte schweigende Mitternacht, ladet die beruhigte Seele ebenfalls zur Ruhe aller Sinne ein. Will man daher ein Kind einschläfern, so hat man ihm vorzusagen und in entsprechenden Bildern vorzumalen, wie das blitzende Licht und die rauschende Luft allmählich aufhören zu schimmern und zu tönen. Dies thut folgendes Schlummerlied von R. Reinick.

Sonne hat sich müd gelaufen,
Spricht, nun laß ich's sein,
Geht zu Bett und schließt die Augen
und schläft ruhig ein.
Sum — sum — sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm.

Bäumchen, das noch eben rauschte,
Spricht, was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen,
Schlaf ich ruhig ein.
Sum — sum — sum ꝛc.

Vogel, der im Baum gesungen,
Spricht, was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen,
Schlaf ich ruhig ein.
Sum — ꝛc.

Häschen spitzt die langen Ohren,
Spricht, was soll das sein?
Hör ich keinen Vogel singen,
Schlaf ich ruhig ein.
Sum etc.

Jäger höret auf zu blasen,
Spricht, was soll das sein?
Seh ich keinen einz'gen Hasen,
Schlaf ich ruhig ein.
Sum ꝛc.

Kommt der Mond und guckt herunter,
Spricht, was soll das sein?
Kein Jäger lauscht,
Kein Häschen springt,
Kein Vogel singt,
Kein Bäumchen rauscht;
Kein Sonnenschein!
Und s'Kind allein
Sollt wach noch sein?
Nein Nein Nein!
Kindchen macht die Augen zu,
Kindchen schläft schon ein.

Zu No. 4.

Die vorausgeschickten Beispiele haben mannigfache Uebergänge des einen Sinnes in den andern ergeben und zeigen also, daß die dafür bestehenden Ausdrücke aus tieferen Gründen sich gegen einander vertauschen. Das Sehen wird ein Hören, das Hören ein Sehen, das Kiesen ein Wittern und Schmecken, das Riechen ein Schmecken, das Fühlen (sentir) ein Empfinden (sentiment), das Greifen ein Begreifen. So ist also der Sprache und den Dichtern das Recht gegeben, einen Sinn für den andern zu setzen. Geschmack wird von demjenigen gefordert, der etwas sehen oder hören läßt. Denn schon frühzeitig geht in den Sprachen die Weisheit vom Geschmack aus. Als den romanischen Sprachen das scire ausstarb, griffen sie zu sapere, saber, savoir. Der Teufel im Märchen hat eine feine Spürnase. Jener Bauer, dem der Blitz ein paar Ochsen am Pfluge erschlagen hatte, kommt beim nächsten Gewitter dem vermeintlichen Teufel zuvor; er spannt die Thiere aus und spricht pfiffig: Schmeckst wieder ein Paar Öchslein. Da ein Frommer im Geruche der Heiligkeit verstirbt, und die bestattete Leiche des Heiligen Wohlgerüche duftet, wenn nach langer Zeit das Grab eröffnet wird, so muß beim Bösen folgerecht das Gegentheil erfolgen; der entlarvte Teufel entfernt sich durchgehends mit Gestank. Ein Zanksüchtiger, Händelstifter und Verleumder macht Stänkereien. Von einem, der nicht unter gutem Rufe aus seinem Wohnort hinweggezogen ist, heißt es bäuerisch: Er het ke guete Gschmack z'ruck g'loh. Er ist anrüchig. Smerd ist russisch ein gemeiner Strolch, smerdjet ist stinken. Die Smurdones werden als Sorbenwenden neben den Slaven besonders genannt. Altfranzös. pute (putidus) ist gleichbedeutend mit vilain und gilt als persönliche Schelte. Grimm R. A. 944. Unser Ruchlos steht statt ruftlos, Einen ohne guten Ruf bezeichnend (vgl. Schluft und Schlucht).

Klopstock in seiner Ode Der Geschmack (2, pag. 171) zeigt, wie der Geist unter den fünf Sinnen absichtlich diesen Sinn der Schwelger auswählt, um mit demselben alles Empfundene und Gedachte im Reize der Schönheit auszudrücken. Denn eine Schüssel, gefüllt mit dem Reh und der Schmerle, erinnert zugleich an das kühle Rauschen des Bergwaldes und des Kieselbaches mit dem Nachhall der Jagd im Gebirge. Der röthlich oder golden blinkende Wein im Pokal gemahnt an Berg und Thal, belebt mit dem Tanz von Winzer und Winzerin, und so mußte schon der Trinker Anakreon in Bildern des Geschmacksinnes reden, als er von dem sang, was ihm schön war.

Das Mittelalter schmückte schon frühzeitig seine Pergamenthandschriften mit Federzeichnungen und farbigen Miniaturen aus, nicht ohne Beigabe miterfindender Schalkhaftigkeit stellte es eines didaktischen Gedichtes oder eines Rechtsbuches Inhalt in randverzierenden Bildern sittengeschichtlich dar. Dieserlei Handschriften dienten der frommen Selbstbeschauung, arbeiteten einer Selbsterkenntniß vor, und benennen sich vorwiegend Spiegel. So die Rechtsquellen Sachsen- und Schwabenspiegel bis herab zum Volksschwank des Eulenspiegels. Dieses Ausmalen der Handschriften rechnete Klopstock (in der Ode Kaiser Heinrich) mit zu den Verdiensten Karls des Großen: „er ließ der Barden Kriegshorn dem Auge tönen.“ Heute erscheinen die Illustrationen unserer Bücher und Journale um so zahlreicher, je breiter und allgemeiner die Bildung wird und nach Anschauung begehrt. Sie sind nicht etwa auf eine Linie zu stellen mit den ehemaligen Bildern der Kalender und Kinderschriften ohne Text, die nur zu einem trägen Begucken dienten. Indem sie ihren Autor wirklich erläutern und künstlerisch verschönern, ihn oft aus dem Stegreif da fortsetzen, wo er sein Thema abbricht, belehren und erweitern sie die Phantasie und dienen zur Verbreitung eines bessern Geschmacks. Die Bildung des Anschauungsvermögens rückt gleichzeitig voran mit dem Wiederaufleben deutscher Kunst (Goethe und Cornelius), deutscher Wissenschaft (die Humboldte und Grimme) und vermittelt den neuen Aufschwung der Technik (Teleskop, Photografie).

143. Prüfung der Gründe, auf welche die lateinische Kirchensprache das Gebot und die Nothwendigkeit ihres ausschließlichen Fortbestandes auch in Ländern deutscher Zunge stützt.

Was werden die Gründe gelten, mit denen die latein. Kirchensprache trotz der Stelle 1 Corinth., 13 ff., es verwehret, die Volkssprache kirchlich unbeschränkt anzuwenden?

Die Textstelle lautet: Darum, wer mit der Zunge redet, der bete also, daß er es auch auslege. So ich aber (nur) mit der Zunge (in der Fremdsprache) bete, so betet mein Geist; aber mein Sinn bringet Niemand Früchte. Wenn du aber segnest im Geist: wie soll der, so anstatt des Laien stehet, Amen sagen auf deine Danksagung; sintemal er nicht verstehet, was du sagest? Ich danke meinem Gott, daß ich mehr mit Zungen rede, denn ihr alle. Aber ich will in der Gemeine lieber fünf Worte reden mit meinem Sinn, auf daß ich auch Andre unterweise, denn sonst zehntausend Worte mit Zungen. Lieben Brüder, werdet nicht Kinder an dem Ver-

ständniß! Im Gesetz stehet geschrieben: Ich will mit andern Zungen und mit andern Lippen reden zu diesem Volk, und sie werden mich auch also nicht hören, spricht der HErr. Darum so sind die Zungen zum Zeichen nicht den Gläubigen, sondern den Ungläubigen.

Pauli Worte gelten gegen die Anwendung der Fremdsprachen beim Gottesdienst der Corinther; also auch gegen die Anwendung der lateinischen Sprache, deren der Apostel selber mächtig war.

Darauf erwiedern kathol. Gottesgelehrte: Dem Apostel ist hierin nicht zu widersprechen. Allein im Gottesdienste selbst ist Gott überhaupt nicht mittels der Sprache, sondern durch das Opfer allein zu verehren und durch das damit verbundene Opfergebet des Priesters. Dieses Gebet ist, wie sein Opfer selbst, als ein unabänderlich feststehendes vorgeschrieben und kann nur in jener Sprache gelten, welche die kirchlich geltende ist. Für diese latein. Kirchensprache reden folgende Gründe:

1. Es soll Ein Glaube, Eine Kirche, folglich auch nur Eine Kirchensprache sein und bestehen.

2. Roms Herrscherſprache war die lateinische; ihres Herrscherberufes bedient sich der Papst mit Recht, welcher der geistliche Herr der Christenwelt ist.

3. Latein ist die Sprache der Wissenschaft.

4. Weil sie eine todte Sprache ist, so verändert sie ihre Wortbegriffe nicht ferner, läßt also auch im Bibelworte keine weitere Mißdeutung und falsche Auffassung zu.

5. Die Kirchenväter selbst haben ihre Werke in dieser Sprache geschrieben; Petrus hat in ihr zu Rom gepredigt. Der Papst ist der Nachfolger Petri.

6. Sie verleiht den von ihr ausgedrückten Glaubensbegriffen und Gebetsformeln einen Schein der Heiligung, sie hüllt das Glaubenswort in ein ihm entsprechendes ehrwürdiges Geheimniß.

Vgl. Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 1, 239 (Luzern 1834; mit des Bischofs von Basel „nachdrucksamster, vollster und bester Anempfehlung.“)

Gegengründe.

1. Der Auftrag an die Apostel lautete: Allen Völkern das Evangelium zu predigen, also jedem in seiner eigenen Sprache. Als daher die Stadt Rom das Christenthum annahm, nahm sie dasselbe nicht in dessen Ursprache an, in der hebräischen oder griechischen, sondern eben in ihrer eigenen Landessprache.

2. Roms jetzige Sprache hat schon längst den Papst und seine Cardinäle genöthigt, so oft sie die Kanzel besteigen wollen, italienisch zu predigen, und doch ist das Italienische noch nie eine Weltsprache gewesen.

3. Latein ist die Sprache der Wissenschaft — gewesen. An der Universität Jena ist seit 1863 die deutsche Sprache bei den Dissertationen, verfaßt zur Erlangung der akademischen Doctorwürde, durch Senatsbeschluß eingeführt. Also hat die lateinische aufgehört, eine durchaus wissenschaftlich verwendungsfähige Sprache zu sein.

4. Das Latein der Vulgata und der päpstlichen Dekrete mußte sich den in der römischen Sprache noch gar nicht enthaltenen Begriffen der neueren Zeiten anbequemen, und ist darüber öfters zum sog. Sauerkrautlatein oder Küchenlatein geworden, von dessen Beschaffenheit Lessing, Bd. 8, pag. 500, wohlberechtigt sagt: Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche lateinisch schreiben, denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann.

5. Die Kirchenväter haben nicht bloß in lateinischer, sondern auch in griechischer Sprache gelehrt und geschrieben.

6. Dies thut jede andere uns unverständliche Sprache auch. Aber eben weil Rom den Griechischen und Hebräischen Bibeltext zu unverständlich, zu unbrauchbar fand für öffentliche Zwecke, ließ es diese zwei Inspirirten Sprachen fallen, und erhob seine eigne Sprache zu einer solchen. Übrigens sind seit der Ausgießung des heiligen Geistes bekanntlich alle Sprachen inspirirte. Der Papst läßt daher alljährlich das Sprachenfest zu Rom besonders feiern. Rom selbst erkennt damit also die religiöse Berechtigung aller Sprachen an. Denn ohne wörtliches Verständniß der christlichen Lehre hätte die christliche Gemeinde keinen sittlichen Stützpunkt ihres Glaubens, mithin auch kein vernünftiges Bedürfniß zum Gebete. So erfuhr es Luther bei der Kirchenvisitation Sächsischer Dorfgemeinden. Als da der Ortspfarrer seine Bauernschaft bei Luther verklagte, daß sie den Katechismus nicht auswendig lernen wolle, trat der Dorfschulz hervor und sprach: Eben dafür bezahlen wir dich, wenn du ihn schon kannst, brauchen wir ihn nicht erst noch zu lernen! (Tischreden.) Dies gleicht der Anekdote vom Bauern, der zum Beten aufgefordert, das Abc hersagte mit der Schlußbemerkung: Lieber Gott, da hast du alle Buchstaben mit einander, setze sie selbst zusammen zu einem dir beliebigen Gebete!

Die katholische Kirche macht hier dasselbe Beweisverfahren, wie jener Tuttlinger Handwerksbursche, der nach Amsterdam gelaufen kam, und hier auf alle seine schwäbischen Anfragen keinen andern Bescheid erhielt als

„Kannitverstan!“ In der Langweile lief er einem prächtigen Leichenzug bis zum Kirchhofe nach; wer ist der vornehme Herr, fragte er, den man da mit vier schwarzen Trauerpferden herausfährt? „Kannitverstan!“ antwortete ihm der nächststehende Holländer. Armer Kannitverstan, dachte sich der Handwerksbursche, was hast du jetzt von all deinem Reichthum? Auch nicht mehr als ich von meiner Armuth! damit gieng er bis ans Grab und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen in Tuttlingen angehörten, auf die er nicht acht gegeben. — Hebel, Rhein. Schatzkästlein.

Der Hauptgrund, den die katholische Kirche für ihre Bevorzugung der Lateinsprache angibt, ist der wichtigste und gehaltvollste, obschon er die Sprache selbst am wenigsten berührt. Sie sagt nämlich: der Hauptzweck aller Gottesverehrung ist das Opfer, erst mittelbar kommt dabei die Sprache in Betracht durch das damit verbundene Opfergebet. Das Meßopfer ist im katholischen Gottesdienst die allein giltige, gleichmäßig vorgeschriebene Gottesverehrung und ebenso das Latein die ausschließliche Gebetssprache beim Meßdienste.

Hier aber entscheidet sich die Streitfrage erst völlig; denn wir sehen, daß sie bloß auf die Frage um die katholische Liturgie hinausläuft. Die römische Liturgie aber und das Priesterlatein sind beide bloß aus der Idee der römischen Oberpriesterschaft hervorgegangen, also aus dem Pontifikat; nicht aber — um was sich angeblich der katholische Grundsatz drehen soll — aus der ursprünglich moralischen Idee, die im Opfertode des Gottmenschen enthalten und in der Messe dargestellt ist. Da aber Christus sich für alle Völker hingegeben hat, so haben ihm Alle in ihrer eigenen Sprache natürlich dafür zu danken.

144. Das zwiefältige Urtheil über den Werth der Mundart.

1. Die Mundart ist ein geschichtliches und nationales Erbgut. Studium der Mundart erweitert den Sprachumfang, ist ein Schlüssel zum Verständnisse unserer Vorzeit und Gegenwart.

2. Die Mundart ist nur ein Abfall von der Gesammtsprache, verhindert den richtigen Gebrauch derselben und ist kein Mittel mehr schriftlicher und künstlerischer Darstellung.

Nach dem inneren Widerspruche der beiden thematischen Leitsätze folgen hier zwei Urtheilsgruppen, in denen je durch den Ausspruch eines berufenen Mannes der sprachgeschichtliche Werth der Mundarten entweder nach-

drucksam behauptet, oder der Grund ihres untergeordneten Charakters erhärtet wird.

Zur ersten Abtheilung:

Göthe in Wahrheit und Dichtung Bd. 30, 26: Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.

A. Schmeller, Mundarten Baierns, pag. VIII: Mir stehen die Mundarten da, wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrathe schon gewonnenen, gereinigten Metalles; wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist.

Rud. v. Raumer, Unterricht im Deutschen, 102: Ganz richtig ist der Gedanke, daß der Unterricht in der Volksschule von der gesprochenen Mundart auszugehen hat. Die gesprochene Mundart ist die eigentliche Muttersprache des Schülers, mit ihr ist er aufgewachsen und sie ist das ursprüngliche Organ seiner Gedanken und Empfindungen. Es wird deshalb die Aufgabe der Volksschule sein, den Schüler, so weit er sich überhaupt an der Schriftsprache betheiligen soll, von seiner Mundart zur Schriftsprache hinüber zu leiten.

Eben derselbe über den Weg, welchen dabei der deutsche Sprachunterricht einzuschlagen hat:

Sprachwissen ist für uns Deutsche nur die Frucht des historischen Studiums unserer Muttersprache und unserer Mundarten. Niemandem kann das Wesen der Sprache an einer fremden aufgehen. Denn die Sprache ist der Ausdruck aller Gefühlsregungen und Geistesbewegungen. Niemand kann das Verhältniß des Ausdrucks zum Ausgedrückten ermessen, der sich nicht des ausgedrückten Gefühls oder Gedankens selber bewußt ist. Welches Gefühles und Denkens können wir uns bewußt werden, wenn nicht des eignen; nur wer seiner selbst bewußt ist, kann des Fremden bewußt werden. Die Kenntniß der Volksmundarten fördert nicht bloß Sprachwissen und Sprachumfang, sondern auch das Verständniß der Volksstämme und Stände untereinander, es macht erst einheimisch im Vaterlande.

Dies Alles geschieht auf dem Wege des historischen Sprachstudiums, dies ist der Schlüssel zu unserer Vorzeit und Gegenwart. Dies kann nicht mehr vergessen gehen wie manches Andere, was sonst die Schule lehrt; vielmehr kommt immer neuer Stoff, neue Belehrung unaufhörlich durchs Leben noch hinzu für den, dem es einmal erschlossen ist.

Wilh. v. Humboldt, zu Äschylos Agamemnon (Gesammtwerke, Bd. 3): Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genugsam kennen, sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läßt. Allein diese Töne schlummern wie in einem ungespielten Instrument.

Hippel, Lebensläufe 1779. 2, 206: Gedanken, die man nicht ausdrücken kann, sind unreifes Obst, und ein treffendes Wort ist ein verdauter Gedanke. Oder anders nach dem bekannten Recepte des Kochbuches ausgedrückt: Das erste Erforderniß zu einem guten Hasenbraten ist einen Hasen zu haben.

Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, 208: Die Sprache ist Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf uns gemacht hat.

Poggel, Form und Bedeutung in der Sprache 1833, 61: Die sinnliche Armseligkeit des niederen Volkes spiegelt sich immer in der sinnlichen Armuth seiner Sprache ab.

Zur zweiten Abtheilung.

A. v. Haller, Hinterlassene Schriften und Tagebücher. Zweites Bändchen:

Ein anderer Vorzug Hagedorns (vor mir) war die Kenntniß der Sprache. Er war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen. In meinem Vaterlande, jenseits der Grenzen des deutschen Reiches, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart, wir haben auch in den symbolischen Büchern und in den Staatsschriften andere Declinationen und Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armuth im Ausdruck, die ich schon damals lebendig fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit (des schlesischen Dichters Chr.) Günthers verglich.

Schleicher, Die deutsche Sprache. 111:

Wer sich vom Reiz des heimatlichen Dialektes so weit hinreißen läßt, daß er vermeint, ihn zu einer seiner Gegend eignen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er das einzige sie umschlingende Band zu zerreissen trachtet. Poetische oder prosaische Schriften in Volksmundarten, wenn sie in Sprache und Inhalt wirklich echt volksthümlich sind, sind natürlich wohlberechtigt, aber sie

dürfen sich niemals anmaßen, über ihre natürliche Sphäre hinauszugehen. Das heißt, sie müssen immer die Darlegung ihres mundartlichen Wesens, der Sprache, der lokalen Anschauungs- und Darstellungsweise zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als bloßes Mittel der Mittheilung auftreten. Dies Recht steht bloß der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu, da nur sie die allgemein verstandene, die überall mit Recht vorauszusetzende ist. Richtig und klar erkannte dies bereits Luther; seinem richtigen Takt verdanken wir eine unschätzbare Wohlthat, die uns nunmehr glücklicher Weise auch kein Querkopf verkümmern kann.

Gödeke, Grundriß der deutschen Dichtung. 3. Heft 209, 702:

In der Idyllendichtung bediente sich Voß zuweilen der niederdeutschen Mundart; dadurch rief er die mundartlichen Dichtungen hervor, die als Abfall von der Höhe der Gesammtsprache für die Dichtung wenig heilsam sind und ohne die bald erwachenden schützenden Sprachstudien kaum für etwas anderes als gelehrte Tändeleien gelten würden, da sie die Empfindungen und Gedanken des Hochdeutschen entweder der Mundart unterschieben, oder im Platten und Rohen der Mundart versinken. Diese vom Reichthum des Hochdeutschen abgefallenen mundartlichen Dichter mühen sich, nach Goethes Ausspruch, um den Erwerb eines Bauerngütchens, da sie doch von Vater und Mutter her schöne Rittergüter hätten.

Die Zeitung Basler Volksfreund 1862 recensirt das daselbst im gleichen Jahre erschienene „Hebel-Album zur Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstage“ und wiederholt dabei das von dem dortigen Dichter Prof. Hagenbach geäußerte Wort über Gedichte in Basler Mundart. „Diese Mundart, sagt er, theilt das Schicksal aller ihrer Schwestern: sie macht sich durch wachsende Annäherung an die Schriftsprache zunächst als Halbheit lächerlich, um sich allmählich ganz aufzulösen.“

A. Rengger (Minister der helvet. Republik). Kleine Schriften, ed. Kortüm 1838:

In den besten Gesellschaften unserer schweizerischen Hauptstädte kennt man keine andere Unterhaltung als in der Mundart des Volkes. Wenn im Gegensatze vom nördlichen Deutschland in einigen Theilen des südlichen, in Altbaiern oder Österreich, die Volkssprache auch zugleich die Umgangssprache der ersten Stände ist, und selbst in der kaiserlichen Burg keine andere vernommen wird; so beweist die Eidgenossenschaft nur noch mehr, wie weit wir in der gesellschaftlichen Cultur zurück sind. In der französischen Schweiz, statt daß der Städter sich in einer der dortigen Volksmundarten, die wenigstens eben so klassisch sind wie die vom alemannischen Stamme, ausdrücken

sollte, verbreitet sich vielmehr die französische Sprache allmählich unter dem Landvolke. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch mußte dorten der Städter mit dem Patois bekannt sein, um sich seinen Dienstboten vom Lande verständlich zu machen, und jetzt gibt es daselbst keinen Dienstboten, der nicht französisch spräche. In allen waatländischen Schulen, auf dem Lande so gut wie in den Städten, darf von dem Schüler wie von dem Lehrer nichts Anderes als französisch gesprochen werden. Als ich vor einigen Jahren die an die Schweiz grenzenden Departements von Frankreich nach allen Richtungen durchwanderte, und täglich und stündlich mit einer Menge von Landleuten sprach, fand ich auch nicht einen Menschen, der nicht rein französisch verstanden und mir nicht ebenso geantwortet hätte. Sowie ich aber das Savoyische Gebiet betrat, hatte alle Unterhaltung mit dem Landmann für mich ein Ende.

Zum Abschluß.

Das in zweierlei Geschlechtern ersterschaffene Menschenpaar setzt gleichzeitig für die allgemeine Sprache eine nach gesonderter Sitte, Lebensweise und Stellung ursprünglich auch gesonderte Ausdrucksweise voraus. Die dem Weibe vorzugsweise geläufigen Begriffe von Haushalt, Kinderzucht, täglich wiederkehrendem Kleingeschäft geben ihrem Denken und Ausdrucksvermögen eine Richtung, welche von derjenigen des nach Außen strebenden Mannes grundverschieden ist. In allen alten Sprachen sehen wir männliche und weibliche Flexionen neben einander unterschieden; dies kann auf keinen Fall ohne Einfluß des Frauengeschlechtes auf die Sprachgestaltung selbst geschehen sein. Im alten Indien bezeugt das Prakrit dies am bestimmtesten gegenüber dem Sanskrit; jenes ist die Sprache des Weibes und ihres noch als geschlechtslos geltenden Kindes, das Sanskrit aber gleichzeitig die Sprache des als Krieger oder Priester herrschenden Mannes. Noch jetzt haben beim amerikanischen Indianerstamm der Arowaken die Frauen gewisse Worte, welche ihr Mann nie ausspricht; statt Ja sagt der Mann Ehe oder Tosi, die Frau aber Tarc. Klemm, die Frauen, 1, 25.

Warum läßt Volksmundart von Frauenlippen sich
So lieblich hören, als von Männern widerlich?

Die Anmuth ist es, die, als wie die Landestracht,
Auch Landesart und Sprache am Weib anmuthig macht.

Das Weib natürlich mag in der Natur verharren,
Der Mann wird, wenn er's will, zum Tölpel oder Narren.

Ein leichter Anflug nur von Mundart steht ihm gut,
Alswie ein Erdgeschmack der Reben edlem Blut.

Rückert, Brahmane S. 525.

145. Der angebliche Reichthum der deutschen Sprache, worin soll er bestehen?

Man hört im tagtäglichen Gespräche vom Theetische bis zur Schulbank herunter über den Reichthum der deutschen Sprache in einem so sichern Tone reden, wie man sich über das schöne Wetter unterhält. Es ist dabei herkömmlich, den großen Reichthum unsrer Muttersprache als etwas ausgemachtes anzunehmen und sich mit patriotischer Wärme sein zu freuen. Je weiter aber dabei in ein analitisches Urtheil eingegangen werden soll, um so schneller springt man vom Gegenstande ab und kühlt sein Mütchen an den Franzosen, deren Sprache nicht einmal ein Ich besitzt, kein Wort für Reiten hat, und was dergleichen Voyageurs-Weisheiten mehr sind. Woher aber uns selbst unser Sprachreichthum entspringe, worin er bestehe, wer ihn besitze, verwalte, vermehre und weiter vererbe, — darum fragt es sich nicht; genug, daß die gebratene Taube da ist, beati possidentes. Zwar wie viel Groschen oder Goldstücke diese lobpreisenden Redner eben im Beutel haben, dies wissen sie aufs Genaueste; nur darüber gibt es keine Bilanz, wie hoch ihr Sprachschatz sich belaufe, nicht einmal, in wessen Sparbüchse er zu dieser Zeit etwa liege. Ja, sie würden böse, wenn man ihnen auseinandersetzte, daß ihr ganzes persönliches Sprachvermögen nur das aller engste und aller ärmste vom ganzen Sprachbestand sei, nemlich nur diejenige Gewohnheitssprache, die ihnen von der Kinderstube her bis in dieses Gesellschaftszimmer herein zufällig angeflogen ist*). Und wessen Sprechweise ist es, die sie nun reden? Nicht diejenige mehr ihrer Väter und ihres Erbhauses, denn diese ist ja veraltet; die moderne Bildung redet durchaus nicht nach dem Hause, sondern nach dem Wirthshause; nicht nach der Familie, sondern nach dem Cirkel; nicht nach der Gemeinde, sondern nach den sogenannten Honoratioren, sowie diese wiederum nach dem Amts- und Zeitungsblatte die Kette weiter ziehen. Denn dieses zusammen und alle acht Tage die Sonntagspredigt macht den Sprachumfang des Gebildeten aus. Das Sprichwort, wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen, gilt wirklich wieder wie beim Weltbeginne, nur noch von den Vögeln. Unsere Alten haben als Individuen gesprochen und man erkannte den Mann an seinem Worte, sie bezeichneten mit der Seele, wir mit der Zunge. Wir sprechen als Classe und

*) Ein Engländer hat berechnet, daß seine ländliche Umgebung mit einem Schatz von ca. 300 Wörtern auskommt, während Shakespeare 15,000 gebraucht, und der englische Sprachsatz an 50,000 Wörter enthält. Riecke, der Volksmund in Deutschland, 271.

man erkennt uns höchstens am Urtheile. Die Sprache selbst ist so sehr uniform für Alle, daß die Vornehmen und Reichen nicht besser sprechen, als jener Kellner sich auszudrücken hat, in dessen Gasthof sie zur Tafel niedersitzen.

Worin also soll nun jener frappante Sprachreichthum stecken? Man sagt, in der Sprache des gemeinen Mannes, zu dem wir uns nicht rechnen, und in der Volksmundart, die wir schlechter sprechen, als der Bauer, und nicht besser begreifen, als er. Man sagt auch, dieser Reichthum liege in den sämmtlichen Werken unserer Autoren alter und neuer Zeit. Zugegeben; allein die Autoren der altdeutschen Literatur versteht und liest bekanntlich die vornehme Welt nicht; und die neuen Dichter liegen mit gut zusammenklebendem Goldschnitt in unserem Besuchzimmer neben den übrigen unanwendbaren Nippsachen. Somit ist es von solcher Seite her gar vergeblich über unsre Sprache urtheilen zu wollen, und die Unterhaltung hierüber findet daher niemals ein Ziel.

Der Reichthum einer Sprache besteht gar nicht, wie man gewöhnlich meint, in der Menge von Formen und Ausdrücken für ganz besondere Verschiedenheiten, sondern in der formalen Angemessenheit zur Ideen-Entwicklung. Dies erweist sich ebenso aus dem Bildungsgange der einzelnen Menschen als aus dem Ausdrucksvermögen, dem Bestande und Zustande der einzelnen Sprachen. Beides ist hier in Kürze zu entwickeln.

Es wird schwerlich einer im Ernste bezweifeln wollen, daß sich der Mensch nach und nach zu seiner allmählich wachsenden Erkenntniß der Dinge die Sprache hiezu erfunden habe, das Wort als Symbol für die erkannte Sache; und denselben Weg muß jeder Mensch in seiner geistigen Ausbildung gehen. Zuerst muß ihm daran liegen, die Sachen kennen zu lernen, soweit es seiner Zeit und deren Bildungsstufe überhaupt möglich ist. Zu dem erkannten Dinge sucht er sich dann aus dem überkommenen Sprachschatze die brauchbarsten Worte heraus, ohne daß dieselben jemals eine selbständige Bedeutung gewännen, von der ausgehend man etwa die Sache beurtheilen könnte. Im Entwicklungsgange des Individuums aber ist natürlich die Sache umgekehrt, und zwar um so auffallender, je weiter schon die Menschheit im Ganzen entwickelt ist. Der Einzelne eignet sich schon im Kindheitsalter das ganze vorhandene Wortvermögen an, lange ehe es ihm möglich ist, sich der Kenntniß der Dinge selbst zu bemächtigen. Für ihn ist in der That das Wort früher da als die Sache, und bei den meisten Menschen besteht ihr ganzer Bildungsgang nur darin, sich nach und nach zu dem in ihrem Besitz befindlichen Worten auch irgend etwas Reales hinzu zu suchen.

Nur wenige schöpferische Köpfe wagen, wenn sie zum Selbstbewußtsein kommen, die auf diese Weise linguistisch erworbenen Begriffe über Bord zu werfen und sich dafür neue Realbegriffe wieder zu erwerben. Solche Menschen sind dann Erfinder, und als Philosophen und Dichter auch wesentliche Umbildner der Sprache, so Kant und Göthe. Schleiden, Botan. Briefe. Allg. Ztg. 1853, No. 248.

Unterstützung und sprachgeschichtliche Ausführung gewinnt diese Anschauung durch einen Satz aus J. Grimms Abhandlung: Ursprung der Sprache. Der Mensch heißt im Sanskrit manudscha, goth. manniska, althochdeutsch mannisco; Die Wortwurzel hiefür ist man und heißt denken. Der Mensch ist nach seinem Denken genannt, und weil er denkt, spricht er auch. Thiere reden nicht, weil sie nicht denken, und heißen darum die unredenden, mutum et turpe pecus. Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, die Rede wächst ihm, wie ihm der Gedanke wächst, beides nicht additiv, sondern multiplicativ. Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner, haben auch die größte Sprachgewalt. Der Gedankenreichthum bei jedem Volke ist es hauptsächlich, was seine Weltherrschaft festigt. Die Sprache erscheint also als eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine Errungenschaft des Menschen, die er der freien Entfaltung des Denkens verdankt. Die Sprachen knüpfen die Welt aneinander und ihre Mannigfaltigkeit ist bestimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben.

Somit ist es ein vergebliches Vergnügen der Phantasie, sich an dem vermeintlichen Reichthum einer Sprache zu weiden, so lange nicht auch die persönliche Ereiferung dahin führt, diesen Reichthum mitzubesitzen und durch Selbstthätigkeit vermehren zu helfen. So lange wir nicht persönlich die Uebermacht über unsern Sprachnachbar gewonnen haben, sagt Göthe, ist es ein eitler Traum, den Sieg über ihn davon tragen zu wollen:

Was reich und arm! was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von Dir aus.
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

Es ist bekanntlich ein Ausspruch Herders: Ein Volk hat keine specifische Idee, zu welcher es nicht das besondere Wort mitbringt. Man könnte diesen Satz ebenso gut umdrehen, er wäre nicht weniger wahr. Gleichwohl

ist er nicht im Stande, uns Werth und Wirksamkeit der Sprache im besonderen Falle zu erklären; denn der Grund, den er in der Fülle der Wörter zu suchen scheint, liegt vielmehr in der grammatischen Form der Wörter und in dem Einflusse dieser Form auf Ideen-Entwicklung. Ueber dieses wichtigste Verhältniß, über die Lebensfähigkeit, nationale Wirksamkeit und welthistorische Herrschaft einer Sprache urtheilt ausführlich Wilhelm v. Humboldt.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am bloßen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dieß ist allemal von dem Interesse an der bloßen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache keinen Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, oder wo diese auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden. In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen und begnügt sich mit dem realen Resultat. In der Brasilianischen Sprache heißt tuba im substantivischen Ausdruck s e i n V a t e r, im Verbalausdruck e r h a t e i n e n V a t e r, und das Wort wird auch für V a t e r überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist Xe-r-uba m e i n V a t e r und: i c h h a b e e i n e n V a t e r, und so alle Personen der Declination und Conjugation hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs geht in diesem Falle sogar noch weiter, es kann tuba nach andern in der Sprache liegenden Analogien auch e r i s t V a t e r heißen, so wie das ganz ähnlich gebildete iaba e r i s t M e n s c h heißt. Die grammatische Form ist hier bloß Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantiv, und der Verstand muß die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzu denken. Es ist klar, daß der Eingeborne sich in diesem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und daß es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied beider Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt und lebensklug sein; aber freie und reine Ideen-Entwicklung, Gefallen am formalen Denken kann aus einem solchen Sprachbau nicht hervorgehen, sondern er würde vielmehr nothwendig gewaltsame Änderungen erfahren, wenn von andern Seiten her eine solche intellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

Welch eine unermeßliche Kluft ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen

15*

Periodenbau dieser bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eigenes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr ebenso, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehen. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen, mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.

Der uncultivirte Mensch stellt gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten dar; hieraus entsteht, daß gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewunderungswürdige Menge angeblicher Formen beisitzen. Hienge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit und der strengen Regelmäßigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Abiponen-Sprache das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, — stehend — sitzend — liegend, — oder herumgehend gedacht wird), so müßte man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideen-Entwicklung gesucht werden kann, so verhält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Dasjenige, worauf alles bei der Untersuchung des Entstehens und des Einflußes grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen. Die Einheit des Wortes wird durch den Accent gebildet. Er ist an sich mehr geistiger Natur als die betonten Laute selbst; man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloß weil er erst das eigentliche Verständniß in dieselbe bringt,

sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als etwas sonst in der Sprache, Aushauch der die Rede begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt. Und wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und starkglühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgrenzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es unumstößlich gewiß, daß, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die echtgrammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so muß er die Form selbst ergreifen.

Bei der unechten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnißbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt und noch durch Nebenbegriffe zerstreut wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage, auch das rein Formale leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, daß diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht heraus zu kommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideen-Entwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, daß eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen Beide bedürfen; und die Frucht ihrer wechselseitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müßte erst eine Veränderung der Sprache selbst sein. In der

Wirklichkeit können andere Kräfte solcherlei Hemmungen schwächen oder aufheben; allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung muß man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

Wilh. v. Humboldt: Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf Ideenentwicklung. Bd. 4, 278—305.

146. Das Fremdwort und der Sprachpurist.

Erstes Thema. Göthe's Romanze Der Sänger ist von unbezweifelt echt deutschem Korn und enthält gleichwohl die Fremdwörter: Page, Dame, pur, und die eingebürgerten Kette, Kanzler, Lanze. Die ersteren stammen aus der Sprachperiode unserer ritterlich höfischen Dichtung, in welche Zeit Göthe eben seine Romanze zurück versetzt. Mithin ist das höfische Prädikat Page (langobardisch marpahhis, Pferdejunge) nicht durch Stallbube übersetzbar, und Dame wird nicht erreicht durch unser: Gnädige Frauen und Fräulein. — Die Jenenser Puristen unter Jahns Einfluß übersetzten Demoiselle, Mademoiselle und Madame in Vor-, Für- und Altburschin. — Altistin und Trompeter hieß ihnen: Hoffangwerkerin und Schmettermessingswerker. Viehoff, Archiv 3, 337.

„Jetzt wettdeutschen sie, deutschend in grammatikalischer Deutschheit, deutscheren Comparativ, deutscheren Superlativ."

Zweites Thema. Entwicklung der deutschen Wortformen und neuen Wortbegriffe, die aus nachfolgenden Latinismen entstanden sind:

advocatus wird Titel und Eigenname, gilt synonym für den Begriff von Fürst und Vormund.

astricus wechselt seinen Localbegriff der örtlichen Tiefe mit dem der Höhe, wird Geschlechts- und Localname.

angustia wird zur Maß-, Gefäße- und Münzbestimmung.

arare bildet Verba und Substantiva mit dem Begriffe des Erwerbes, der Frucht, der Monats- und Jahreszeit.

amarus übersetzt sich metaphorisch in den Substantivbegriff, sowohl hochdeutsch als mundartlich.

arcus und arculus bezeichnen den Vor- und Anbau der Thurmbrüstung.

pellis wird Name des Rauhwerkes, als Compositum ein Schimpfname; aus dem franz. valise (pellicia) wird unser Beiname des Postboten- und Handwerksburschen-Tornisters.

pendeo wird zum Namen von Gewicht, Bußentheil, Werkzeug und Münze.

breve (scriptum) bildet Verba und Substantiva in Beziehung auf kirchlichen Erlaß, Gebetbuch, schriftliche Privatmittheilung, musikalisches Tempo.

populus wird masculin und neutral zum Begriff des Geringfügigen und Niedrigen.

paraveredus, mittellatein. Parafredus, bei den Römern ein Postpferd, das nur auf Vicinalstraßen diente (Veredos antiqui dixerunt, quod veherent rhedas. Festus), wird das italienische palafreno, das französ. palefrois, im Deutschen parafrid und farefrit, noch im 13. Jahrhundert phårfrit, im 14. Jahrhundert pferft, während übrigens die noch verschliffneren Formen pherit bereits im 12. Jahrh. aufgekommen waren; endlich unser nhd. pferd, in welchem jede Eingrenzung des Sinnes eines Postgaules, Reise- oder Streitroßes abgeworfen ist. W. Wackernagel, Vocabularius optimus, Basel 1847, pag. 7.

camera entwickelt substantivisch Würden- und Freundschaftsgrade, als Sachname jegliches Behältniß in Haus und Schiff bezeichnend.

comparare bezeichnet uns Trödler, Waare und Verkaufsplatz.

copulare bezeichnet den Waffenriemen, Hundsstrick, eheliche Trauung, grammatikalische Verbindung, wegwerfend: den unsaubern Gelegenheitsmacher.

confluentes wird in Frankreich und Deutschland zum mehrfach wiederkehrenden Local- und Stadtnamen.

circulus wird zum Begriffe gesellschaftlicher und landschaftlicher Eintheilung.

dare wird ital. zu tanto und tonto, woraus der Name der holländischen Scheidemünze, des deutschen Rechen- und Spielpfennigs und der Begriff des Nichtigen.

dictare ergiebt Verb, Substantiv, formelhafte Phrase u. s. w.

tincta dient zur Bezeichnung von Deckfarbe, Malercolorit, Schreiberei und Unheil.

fascia wird substantivisch Ausdruck des Befestigens, des Einwickelns, Namen der Binde und des Schweiß- (Nas) Tuches.

fenestra ist uns sprachlich verblieben, obwohl es schon im Vocabular des hl. Gallus, aus dem VII. Jahrhundert puristisch übersetzt ist mit augatorâ, und im XVI. Jahrh. abermals mit Tagleuchter.

feriari mischt sich in die Schul-, Kirchen- und Handwerkssprache ein.

flagellum wird Werkzeugs- und Schimpfname.

jugum ergiebt uns die Begriffe von Ackermaß, Spannzeug, Sklaverei.
mercatus entwickelt unsere Bezeichnung des Verkaufsplatzes, des Verkäufers, des damit verknüpften Abhandelns, wird Ortsnamen.
specio wird uns zu Kundschafter, Ausforscher, Untersuchung, Schauspiel, Burgwarte, Betrachtungswerkzeug.

Drittes Thema. Das Fremdwort in der Sprache religiöser Erbauung. — Von den 69 Wörtern des englischen Vaterunsers sind nur fünfe nichtsächsischen Ursprungs, und in dem berühmten Monolog Hamlets haben nur dreizehn Wörter eine lateinische Wurzel. Dr. L. Wiese, deutsche Briefe über englische Erziehung 1852, S. 40. Um Luthers großes Verdienst um unsere Sprache auch nach dieser Seite zu erkennen, untersuche man den Wortlaut unserer altprotestantischen Bekenntnißformeln und Kirchenlieder. Freilich, die Sprache der deutschen Theologie war und blieb trotz Luthers Reformen so scheckig und undeutsch, daß selbst der Name Religion zu den ausländischen gehört und unsere Kirchensprache nicht mehr zu reinigen ist von Bibel, Tempel, Kirche, Kommunikanten, Altären, Kelchen, Orgeln und Thürmen; von Engeln, Aposteln, Pastoren, Priestern, Pfarrern, Pfaffen, Predigern. Um uns aber froh werden zu lassen unserer im Ganzen reiner gewordenen Sprache, übersetzt Klopstock (Fragmente über Sprache und Dichtkunst) eine Stelle aus Milton, mit Beibehaltung aller französisch-lateinischen Wortformen seines englischen Originales. Hier etliche Einzelheiten aus dieser englischen Hymne an das Licht.

„Sei gegrüßt, heiliges Licht, erstgeborner Sohn des Himmels, des Eternellen co-eterneller Strahl! Aber darf ich unblamirt dich exprimieren? Denn Gott ist Licht und wohnte von Eternität her in unapprochirtem Lichte, in dir, helle Effluenz der uncreirten Essenz. Echappirt dem stygischen Pfuhle, wie lange mich auch der obscure Séjour detinirte, sang ich, gelehrt durch die himmlische Muse, hinab zu avanturiren die dunkle Descente und hinauf zu reascendiren. Desto mehr leuchte du in mir und irradiire jedes Pouvoir der Seele; purificire sie und dispergire von ihr allen Nebel, um nun Dinge zu erzählen, die dem mortellen Gesichte invisibel sind.“

Viertes Thema. Das Fremdwort im deutschen Staatsleben. — Die Terminologie unseres politischen Parteiwesens in Deutschland ist fremdländischer Abkunft und wird unseren Nachkommen einmal in dem Lichte graßer Studentenhaftigkeit erscheinen.

Wollen wir unsere Parteien charakterisiren, so sprechen wir französisch und englisch, oder lateinisch und griechisch, das Deutsche langt nicht. Da gibt es liberale, conservative, radicale, reactionäre, revolutionäre, demo-

kratische, aristokratische, absolutistische, legitimistische, oppositionelle und ministerielle Parteien. Die Parteien spalten sich in Fractionen, verbinden sich durch Coalitionen, verschmelzen sich in einer Fusion. Selbst wenn wir gut deutsch zu reden glauben und unsere Parteien im großen als eine Rechte und eine Linke ordnen, so haben wir dies Bild von den Franzosen geborgt, von ihrer „gesetzgebenden Versammlung“ im Jahre 1791. In naivern Volksschichten sind diese Begriffe und Worte noch äußerst sparsam eingedrungen. Die meisten deutschen Bauern wissen bis zur Stunde so wenig, was ein Legitimist und dergleichen als was Transcendentalphilosopie ist. Dies gilt aber auch von dem politisch scheinbar weit mehr vorgeschrittenen englischen Volke. Als bei den englischen Parlamentswahlen im Dezember 1859 die Wahlcandidaten gegen ein Wort des Ministers Derby „nun gelte es, die Fluth der Demokratie zu dämmen“ sich vernehmen ließen, spottete Kinglake auf einem Meeting zu Bridgewater folgender Maßen über den undemokratischen Lord:

„Es liegt, sagte Kinglake zum versammelten Volke, ein merkwürdiger Sinn in der Wahl der Worte. Wenn ein Staatsmann es gut mit Euch meint, so redet er immer schlichtes Englisch, dann nennt er Euch mit einem in Klang und Wesen gleichstolzen Namen, dann seid Ihr das englische Volk. Aber wenn er es darauf abgesehen hat, euer gutes Recht zu verkürzen, dann greift er zu Fremdwörtern, dann redet er griechisch, dann ist vom englischen Volke keine Rede mehr, sondern von der Demokratie. Allg. Ztg. 1858, Nr. 356.

F ü n f t e s T h e m a. Der auf seiner öden Sprachinsel von allen Menschensprachen abgeschnittene Robinson, das Geisteskind des Hamburger Puristen Campe, erwehrt sich vergebens des Besuches, mit dem ihn hier seine deutschen Fremdwörter überlaufen.

(Köhne, Werthung der Fremdwörter in der deutschen Sprache. Münster, 1849 — veranschlagt die Summe des in unserer Sprache e i n g e b ü r g e r t e n Fremdwortes auf mehr als 10,000 Wortexemplare.)

Man stelle zu jedem gesperrten Worte der folgenden Skizze das ihm zu Grunde liegende Stammwort der Fremdsprache.

R o b i n s o n auf seiner I n s e l steht am Ende seiner Tage. Er verwünscht den Hamburger C a m p e und dessen R o m a n, denn Alles darin ist e r d i c h t e t und erschwindelt. Jenes Kriegsschiff mit P u l v e r und B l e i, mit F l i n t e n und K a n o n e n hat hier niemals gestrandet; alles was eine P e r s o n von Fuß bis zum K o p f e und vom Z o p f e bis zur kleinen Z e h e braucht, es will nicht herantreiben und ihn v e r p r o v i a n t i r e n.

Mit seinen Reichthümern ist's nichts. Er hat die Frucht der wilden Gerste und des Schwindelhabers aufgefunden, hat sich satt geangelt an Salm, Barbe, Persch und Als, da wirft ihn das Fieber auf das Krankenlager und nun erst foltert ihn das ewige Einerlei des Gestern und Heute. In dieser Leier magerer Wochen fühlt er sich wie zum Kerker und zur Kette verdammt, wie in ein Kloster gesperrt. Nicht mehr mag er das feine Veilchen, die gepriesene Rose pflücken, nicht den Jubelchor der Vögel draußen auf dem Anger anhören, nicht das Rucken und Girren der Turteltauben auf seinen Ulmen und Pappeln. Mit seinen Fieberfisteln, Pusteln und Makeln mag er das Frühlingsfest nicht feiern. Ermattet kann er keine Linse mehr vom Tische auflesen, keine Mücke mehr von Pelz jagen. Wie soll er erst Elephanten, Lüchse, wilde Esel oder gar Löwen fangen, den Kranichen und Enten mit dem Pfeile nachtrachten? Seine Erbsen und Wicken bleiben ungekocht, Rübe und Rettig ungesalzen, seine Pfanne ist ohne Butter und Schmalz, seine Kürbisflasche ist bis auf die Nagelprobe leer, nichts mehr in Korb, Sack und Kratte, selbst zum Pfuhl und zur Pfütze ist ihm der Pfad zu weit. Was gäbe er nun um etwas Schreibpapier und Tinte, um seine Abenteuer aufzuschreiben; ja nur für ein Paar Schiefertafeln, wie die in Chamissos Gedicht Salas y Gomez, auf denen ein Weltverschlagener gleichfalls die Monate seines Exils mit Kreuzen eingrub. Wie theuer wäre ihm nun seine Kinderfibel, seine Schulbibel, um damit die langen trüben Kummernächte zu überdauern. Allein wenn auch seiner Lampe nicht schon das Öl mangelte, er könnte dennoch kein einziges Kapitel, keine Linie mehr entziffern, der armselige Kauz hat Schreiben und Lesen, Gedicht und Predigt, Brief und Stil vergessen, sicher, pur und platterdings bis auf das mindeste Pünktlein vergessen. So liegt der Kegel nun beim leeren Korb in kahler Kammer und verkümmert wie eine taube Katze im Käfig.

147. Die Wortwurzel-hab,

oder, wie pflegt der Physiologe sich den Schritt zu denken, der vom Sprachlaute bis zur Wurzelbildung führt, und was erwiedert darauf Sprachgeschichtliches der Philologe?

Das Nachfolgende beginnt mit einem sachgetreuen Auszug aus dem theoretischen Theil eines handschriftlich vorliegend Wurzellexikons der allgemeinen Sprache und schließt mit den Einwänden, die dagegen aus der Beschaffenheit wirklicher Wortwurzeln philologisch zu erheben sind.

Alle Gegenstände der sinnlichen Auffassung erscheinen uns im Verhältnisse von Raum und Zeit, also auch ebenso die Sprachentwicklung in ihrer äußerlichen Erscheinung. Die Buchstabenlaute mußten in einer gewissen Reihenfolge in der Zeit sich entwickeln, wie sie zur äußern Erscheinung kommend in einer gewissen Form als Gesichtsausdruck, als Klangfigur, als Darstellungszeichen eines Gefühls sich manifestiren mußten. Es konnte nun die Art der stufenweisen Entwicklung der Buchstabenlaute statthaben, 1. als Tonscala; aus einem tiefsten oder aus einem Mittelgrundton konnte die scalenmäßige Entwicklung des Lautes abwärts oder aufwärts sich bilden; 2. läßt sich auch annehmen, daß die einfachsten, am leichtesten aussprechbaren Töne die bevorzugten und ersten gewesen seien, und daß aus ihnen die schwieriger darstellbaren erst nach und nach sich entwickelt hätten.

Diese letzte Annahme ist die naturgemäße, sie ist zugleich die der methodischen Untersuchung entsprechendste. Es ist das Natürliche, daß die ersten Menschen, von einem innern Drange nach Mittheilung erfüllt, die einfachsten, die mundgerecht zunächst liegenden Töne instinktmäßig verwendeten, und daß erst von einem solchen Mittelton an, nach aufwärts oder abwärts, die Tonscala der künstlicheren Sprachlaute sich ausbildete. Letzteres erst wird dann zum ausgebildeten Sprachorganismus. In dem Drange nach Mittheilung, der den Menschen instinktmäßig veranlaßte, eine Kraftanstrengung auszuüben und das Gewollte mittels eines Lautes auszudrücken, mußte sein erster Laut, *sein Urlaut ein aspirirter sein.* Physiologisch ist es außer Zweifel, daß der erste Athemzug die Lungen des Neugebornen mit Luft anschwellt, und so wird bei der auf die erste Einathmung erfolgenden Ausathmung beim Durchgang der Luft durch die Stimmritze nicht bloß das mechanische Athmungsgeräusch, sondern auch der erste unwillkürliche Laut zur Erscheinung gebracht. Dies ist nothwendig ein Hauchlaut, ein Aspirationslaut, wofür wir nun in Sprache und Schrift ein H anwenden. Dieser Laut kann am einfachsten gebildet werden, er bedarf keines complicirten Sprachapparates, er wird ohne Gaumen, Nase, Zähne oder Lippen hervorgebracht, das bloße Ausathmen der Luft durch die Stimmritze bringt ihn sanft oder stark hervor, er ist höchst wahrscheinlich als der erste wirkliche Urlaut der Menschenstimme anzunehmen. Der mit offenem Munde Schlafende, der angestrengt Athmende, der Keuchende läßt diesen Laut vernehmen, unwillkürlich mit einem Vocal mehr oder minder deutlich verbunden. Immer drückt sich darin ein Wollen, eine Anstrengung und Bemühung, ein aspirirtes Begehren aus; und so zeigt sich, daß mit diesem Laute H jener unter allen Vocalen bequemst liegende Vocal A vor-

zugsweise verbunden bleibt, unwillkürlich beim Aushauchen als zweiter Stimmlaut mittönt. Gieng nun der erste Laut von der Lunge aus, weil ja die Sprache selbst sich von Innen nach Außen zu entwickeln hatte, wurde er dann bei seinem Durchgange durch die Stimmritze in der Mundhöhle noch durch einen Vocal vervollständigt; so wird gegen diese Entwicklung aus dem Centrum der Bewegung auch eine Entwicklung in der Peripherie reagiren, wie dieses Verhältniß der Wechselwirkung zwischen Centrum und Peripherie als eine im Organismus zweifellos bestehende Thatsache gilt. Die Peripherie oder äußerste Grenze der Sprachentwicklung im Sprachorgan sind die Lippen, hier muß die Reaction in ihrer relativen Thätigkeit sich ausdrücken. Es ist also anzunehmen, daß ein nächster Laut durch die Lippen entstehend als dritter Laut der menschlichen Stimme auftrete. Daß dieser dritte Urlaut das B ist, daß er ein einfachster Urlaut ist, ergibt der Umstand, daß er gleichfalls wie das H unwillkürlich gebildet wird. Die tiefen Athemzüge eines Schlafenden, der mit geschlossenen Lippen daliegt, geben uns nach dem einathmend ertönenden Ah, ein ausathmendes durch die geschlossenen Lippen hindurch sich drängendes B zu hören. Es gleicht dieses B dem Geräusche eines arbeitenden Gebläses, es bildet dasselbe, wie das eben gebrauchte Wort Gebläse selbst (flatus), durch Öffnung der vorher geschlossenen Lippe seinen B-Anlaut.

Indem hier nur im Allgemeinsten der Ideengang angedeutet wird, wie die ersten drei unwillkürlichen Stimmlaute in ihrer Aufeinanderfolge zu einander sich verhalten werden, sei es erlaubt, beispielsweise darauf aufmerksam zu machen, wie das durch diese drei Laute gebildete Wort Hab wirklich einen der primitivsten Begriffe des erwachenden menschlichen Bewußtseins ausdrückt. Das Haben und Habenwollen ist der Inbegriff des ganzen instinctiven Strebens und Verlangens. Es ist das Hilfszeitwort ebenso des kindischen Begehrens wie des männlich entschiedenen Handelns, die Devise des sinnlich genießenden, wie des geistigthätigen Menschen. Mit diesen drei Lauten hat der Mensch die erste Besitzergreifung seiner Sprachbefähigung überhaupt ausgesprochen. Sollte das bloß Zufall sein? Vom leiblichen und geistigen Besitz geht alles aus, dies auszudrücken mußte eines der ersten Mittheilungsbedürfnisse gewesen sein, dieser früheste Ausdruck mußte also durch die einfachsten Laute ausgedrückt worden sein. Es stimmen daher in Beziehung dieses Begriffes die Wurzelwörter der verschiedensten Sprachen von der ältesten bis in die neueste Zeit überein.

Sanskrit âp innehaben, erlangen, halten. Präpositionen â hinzu, apa hinweg, ava Erlangung. — Indisch âptis berührt, âptas gehalten,

verbunden, aptus Glied. — Arabisch habb wollen, lieben etwas, habs Gefängniß, abid haltbar. — Türkisch habs etmek gefangen nehmen, zabt etmek besitzen, happ die Pille (vom gierigen Verschlingen), habb lieben etwas. — Ungarisch habzsol gierig essen, habzsi der Fresser. — Latein habeo, hapsus Griff der Hand, aptus geschickt, avidus begierig, avarus geizig. — Italienisch avere, französisch avoir, happer erschnappen, avaler verschlucken. — Wallachisch am, avem, aveti ich habe, wir haben, ihr habt. — Spanisch haber haben, haberias Einkünfte. — Gothisch haban halten, gahobains Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit, ungahobains Unmäßigkeit. — Althochdeutsch hëvan der Wolkenhimmel, hov das umschlossene Gut, habe Besitz und Seehafen, Haff. — Englisch to hap etwas erhaschen, hapiness glücklicher Zufall, to hapse aufhalten.

Bis hieher sind wir dem Berichte eines uns handschriftlich vorgelegten Wurzelwörterbuches der allgemeinen Sprache gefolgt. Nicht bloß obige Wortreihe ließe sich noch viel ausgedehnter darstellen, sondern auch noch manche ähnliche Wortwurzel von ähnlicher Ausgiebigkeit durch die Reihe eben so vieler Sprachen sich hindurch führen. Alle Völker des indogermanischen Stammes vom Ganges bis zum atlantischen Ocean bezeichnen mit derselben Lautgruppe sta die Vorstellung des Stehens, mit der Lautgruppe plu die Vorstellung des Fließens. Dieselbe Vorstellung blieb also mit demselben Laute seit Jahrtausenden verbunden, weil zwischen beiden in dem Gefühle der Völker, die diese unveränderten Wortstämme sprechen, ein inneres Band bestand. Die Laute haben hier also eine physiologische Geltung, und die Sprachphilosophie kann den Ursprung dieser Wörter nicht anders erklären, als durch die Annahme einer Beziehung der Laute zu dem Eindrucke, den die durch sie bezeichneten Dinge in der Seele des Redenden hervorbringen. Das Gesagte gilt aber, wie bereits bemerkt, nur für die Sprachen Eines Stammes und auch hier, dem gesammten Sprachmaterial gegenüber, wiederum nur für sehr vereinzelte Fälle. Denn nur bei dem ursprünglichen Worte und seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnete der Laut ein Glied in der elementaren Construction unserer Vorstellungen; für die weiter entwickelten Bedeutungen ist er nur noch ein Symbol, hängt mit ihnen nur noch mechanisch zusammen und verfällt den weiteren Einflüßen mechanischer Mächte. In dem Gesetze der Lautverschiebung hat J. Grimm eine dreimal versuchte und weiter getriebene Losreissung der hochdeutschen Volksstämme von ihrem ursprünglichen Sprachzustande, von ihrem Alterthume erkannt. Das hochdeutsche Sprachtemperament ist ein geistig bewegtes, rasches, energisches; das altdeutsche dagegen ein sinnlicheres, phlegmatischeres. In der

neuzeitlichen Abstumpfung der Vocale, in der Auswerfung der Consonanzen drückt die Sprache eine in ihr zunehmende Abstraction, mithin ein rascher erfolgendes Explodiren des Lautes aus. Trotz der ursprünglichen Bedeutsamkeit des Lautes erfolgt also der Lautwandel heute bedeutungsloser, weil lautlich monotoner und rascher, denn ihm liegt nicht mehr der schöpferische Sprachtrieb zu Grunde, er beruht in der Bündigkeit des zu Sagenden. Und wenn wir daher die ursprüngliche Lautform und erste Bedeutung einer Wurzel als thatsächlich vorhanden nur in den seltensten Fällen nachweisen können, so ist es heute noch gewagter oder unmöglich, die pathognomische Bedeutung der Laute anzugeben. Nachdem wir diese Sätze aus Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie 1, 76) und aus Steinthal (Zeitschr. f. Völkerphysiologie 1860, Heft 5) als die Erwägungsgründe angeführt haben, durch welche sich die vorangestellte Theorie über die Wortwurzel hab in ihrer allgemeinen Giltigkeit schon sehr ermäßiget, ist zu zeigen, daß sie sprachgeschichtlich gemessen und auf die vorhandenen Sprachen angewendet, nicht haltbar ist. In der vorhin aufgestellten Wortreihe über Wortbildungen des Stammes hab in einer großen Zahl von Sprachen ist zu bemerken, daß dabei alle slavischen, lithauischen und keltischen Sprachglieder ausgelassen sind. Diese besitzen also kein dieser gleichen Wortwurzel angehörendes Wort, d. h. diese gehören einer andern Sprachrace an, in welcher die für die germanischen Sprachen vorausgesetzten Normen, unter denen die Lautgruppe hab entstand, niemals oder nur in so weitem Wortabstande zur Erscheinung gekommen sind, daß eine slavodeutsche Sprachverwandtschaft kaum mehr abzusehen ist. Betrachte man z. B. das aspirirende Wort Hund, Herz in der folgenden sprachvergleichenden Reihe:

Goth.	Griech.	Lithau.	Slav.
hairto	καρδία	szirdis	sr'd.tze
hunds	κύων	szu	p'ss'.

Dies Beispiel zeigt, daß unsere mit H anlautenden Wortstämme einem slavolitthauischen S-Anlaute begegnen, wie sie einem griechischen κ und einem lateinischen c in gleicher Weise begegnen: helen celare. hellig calere. hugjan cogitare. haurn cornu. haihs coecus. hund centum. haupit κεφαλη. Aber das Verhältniß dreht sich sogar um, und unser deutscher S-Anlaut begegnet einem griechischen H-Anlaut. Salz ἅλς. sieben ἑπτα. swîn ὑς̃. swëher ἑκυρος. Sarg ἕρκος.

Zu diesen durch den Wandel der Aspiration sich ergebenden verschiedenartigen Wortformen, die der gleiche Begriff mittels eines und desselben Wortstammes in verschiedenen Sprachen erzeugt, kommt nun noch der

besondere Umstand, daß manche Sprache einen und denselben Begriff gleichzeitig durch zweierlei Wortstämme ausdrückt, und letzteres ist nun gerade bei dem Begriffe des Habens der Fall. Denn neben haban (habere) besitzen alle deutschen Sprachen ein Verbum aigan (ἔχειν); ἄγειν, agere bedeutet weiden, treiben; ἀγέλη, lateinisch agmen ist Herde.

Unserem Alterthum sagt J. Grimm (in Schulze's Goth. Wörterb. XIII.) scheint aigan von beweglichem und fahrendem Gut zu gelten, das sich haben und fassen läßt, es ist das ältere sinnliche Wort; haban ist das jüngere abstracte, vor dem sich darum auch allmählich in der Sprache jenes ältere aigan zurückzieht und nur noch im Participium übrig bleibt. Es wäre daraus zu schließen, die Gemeinschaft zwischen aigan und ἔχειν sei an Alter vorausgegangen, jener zwischen haban und habere. Ulfilas übersetzt sünü aigands liübana, wie wir noch heute sagen: Mein eigener Sohn. Goth. Neutrum aigin und feminiu aihts ist sich jetzt noch im Genus gleichgeblieben: das Eigen(thum) und die Habe. Dem verlornen goth. Präsens eiga gebührt der Begriff des Viehtreibens oder Weidens, Habe und Besitz erscheinen gegründet auf die Herde. Das goth. aihvus sagt nichts anderes aus, als das getriebene, geweidete Thier; warum hier dem H noch ein V folgt, muß sich aus dem Lautgesetze, nicht dem Begriff ergeben; dasselbe V waltet im latein. equus, sanskrit aśva, litthauisch aszwa, wird aber zu P im zend. aśpa, welches die Brücke schlägt zu ἵππος für ἴςπος. Zum latein. agere actum darf unmittelbar equus gestellt werden, wie zu vehere vector. Auch latein. habeo und capio leitet auf den Ursprung der Benennung eines zahmen Weidethieres. caper, altnord. hafr, angelsächs. häfer, altfränk. hebrus, bezeichnen den Bock, capra die Ziege, das griech. κάπρος, κάπραινα dagegen Eber und Sau, latein. aper, ahd. epur, vom zahmen auch aufs wilde Thier übertragen. J. Grimm, Klein. Schriften 1, 130.

148. Das orientalische Märchen von dem Ursprunge, dem Alter und der Verwandtschaft der Sprachen.

Die Griechen erzählen von König Psammetich, wie schon unter ihm die Phrygier und Egypter einen gelehrten Streit über das höhere Alter ihrer Sprachen geführt hätten; darüber hätte er zwei noch saugende Kinder unter das Gewild in die Wüste bringen und dort ferne von jedem Menschen aufwachsen lassen, um nach manchem Jahre zu sehen, welche Sprache die Kin-

der reden würden. Den ersten Menschen, denen sie begegneten, riefen sie Bec, Bec! zu, das hieß auf phrygisch Brod, Brod!

Mit diesem etymolog. Märchen meinten die Phrygier das Alter ihrer Sprache erweisen zu können.

Jeder Europäer vermöchte dasselbe fortzusetzen aus dem bloßen Material seiner einzelnen Muttersprache; denn dem Romanesen ist bec Schnabel, bucca Rüssel, bocca Flußmündung, und wer weiß, ob sich nicht auch der Sarmate unter seinem Flußnamen Bug Ähnliches denkt. Allein diese Wortspielerei hat ihr Ende, sobald man jenen phrygischen Sprachenstreit auf seinen Vordersatz und Ursprung zurückführt. Dieser beginnt mit der Voraussetzung, das Menschengeschlecht habe sich zwar die Sprache als sein Werk selbst geschaffen, sei aber, bevor es diese Arbeit zu thun vermochte, stumm gewesen. Diesen Zustand ursprünglicher Stummheit nimmt daher die Erzählung über die in eine Wüste ausgesetzten Säuglinge an. Aber gerade das Gegentheil ist allein möglich. Die Sprache kann nur von Menschen herkommen, die nicht gewöhnt sind, die Ausbrüche ihrer Affekte zu hemmen, und deren Organe die Seelenerregungen noch unabgeschwächt reflectiren. Diesen Zustand faßte ins Auge W. v. Humboldt (Abhdl. der Berlin. Akademie 1820—21): Wenn man aus dem Nichthervortreten der Sprache in einem von aller geselligen Mittheilung abgesonderten Zustande des einzelnen Menschen schließt, die Sprache könne nur durch Nachahmung erlernt werden: so ist dagegen zu erinnern, daß ein solcher Zustand nicht der natürliche des Menschen ist, und daß die Sprache als eine Gattungsfunction sich eben so wenig als andere Gattungsfunctionen an dem abgesonderten Individuum entwickeln kann.

149. Die Namensvettern Humboldt und Garibaldi, oder das Adverb Bald in Personen- und Ortsnamen.

Das altdeutsche Adjectiv paldo verlieh den daraus gebildeten Personennamen und den von diesen abgeleiteten Ortsnamen 1) den Begriff der leiblichen Kraft und geistigen Erkühnung, 2) den des sinnlichen Übermuthes und der thierischen Ausgelassenheit, und wird 3) in der späteren Sprache herabgestimmt zum adverbialen Begriff allgemeiner Zeitbestimmung (alsbald), räumlicher Aufeinanderfolge und Nähe: Conjunction Sobald als; in Bälde.

Bei dem im Mai 1859 erfolgten Tode Alexanders v. Humboldt lag es nahe, über den Lebensgang dieses außerordentlichen Mannes und so auch über die Beschaffenheit seines Geschlechtsnamens bestimmter nach-

zudenken. Gleichzeitig beschäftigte damals ein anderer Eigenname die Zeitungsleser nicht minder, jener im Gallo-sardischen Kriege als Freischaarenführer allgenannte Genuese Garibaldi. Man erkannte in diesem letzteren den langobardischen Namen Gairebaldus, ahd. Garibald, der Lanzenkühne, hastarum validus, gleichwie ein Eddischer Ehrenname atgeirsbaldr, lanceae vir ist (Myth. 201). Ebenso erklärt sich Humboldt aus dem ahd. Namen Hunpolt (Graff 3, 112. 4, 960), welcher entweder bedeutet hervor leuchtend und tapfer wie ein Riese, Hüne, oder handfest und vermessen als Feldhauptmann; denn hun (centurio) und bald (manu fortis) ergeben den Begriff des kühnen Anführers. Die Ueberzeugung, in dem Namen des italienischen Nationalhelden und in jenem des Märkischen Naturforschers gleiche Wortwurzeln vorzufinden, gab Anlaß zu einer grammatischen Analyse über das Adjectiv Bald. Unsre kleinen Gewinnste, die wir nun darüber mittheilen, stützen sich alle selbstverständlich auf die einzelnen Schriften J. Grimms, die denn auch hier an betreffender Stelle jedesmal genau angeführt stehen.

Der germanische Lichtgott Balder ist uns in den Liedern der Edda und in den Merseburger Zauberliedern genannt. Wenn sein Roß den Fuß verstaucht, wenn das Sonnengestirn in seinem winterlichen Wandel lahm zu werden droht, so bemühen sich der Göttervater Wodan, und mit ihm die übrigen Gestirngöttinnen Sinthgunt und Sunna, Frija und Volla, es durch besprechende Lieder wieder zu heilen. Gleichwohl erliegt er selbst, das sommerliche Gestirn, einem frühen Todesloße und alle Himmlischen trauern untröstlich ihm nach. Nach der lichten Augenbraue dieses Jugendgottes ist die Kamillenblume, welche im skandinavischen Norden die Wiesen, die bei uns blumenbunt sind, nur monoton weiß färbt, Baldersbrâ genannt, so in Dänemark, Schweden und Island; bei uns scheint ihr Name Rinds-, Ochsen-, Kuhauge auf die Rinder hinzudeuten, die man dem Gotte opferte. Dem Lichtgotte ist es entsprechend, daß sein Name den Begriff des Freien und Schnellen ausdrückt, gleichwie litthauisch baltas und lettisch balts weiß heißt. Grimm Wb. 1, 1081 bemerkt, da die Lingualis der Wurzel fremd ist (wie in alt, kalt) so scheinen beide Formen ballr und Balder einer und derselben Wurzel mit bâl rogus, folglich mit slavisch paliti, planuti, urere, plamen' lat. flamma, gr. φλέγειν und φλόξ. Der westgothische Volksstamm führte den Beinamen der Balden (Balthae u. Balthi), der ostgothische den der Amaler und Amalungen; der Königsname der Baldres erscheint noch auf spanisch-westgothischen Münzen, er bezeichnet die Lichten und Göttlichen (G. d. Spr. 447).

Aus dem Begriffe der Schnelligkeit und Helle des Strahles erwachsen dem Adjectivum Bald diejenigen der Freiheit und Kühnheit; ahd. beldida getroster Muth, mhd. baldsprëche der Wortkecke, erbalden sich erdreisten, jamersbalt (in Wolframs Parzival) Trost abwehrend, wunderbalde helden die unverzagt angreifenden Unterwaldner, im Sempacher Schlachtliede. Noch immer hält dies die Mundart fest, die um Seckingen und Waldshut im Schwarzwalde üblich ist, e baltigs Ross, e baltige Kerli ist ein feuriges Roß, ein kecker Bursche und Wildfang; und jenseits des Rheines im Elsaß gemahnt der Name des Elsäßischen Dichters und Jesuiten Jakob Balde an denselben Wortbestand. Im 8. Jahrhundert nennt das Güterverzeichniß des altbair. Klosters Altaich einen Vergaber Palto. Karl Roth, kl. Beitr. zur Ortsforschung. Heft 10, 218. Von den zahlreichen Stellen aus dem Nibelungenliede sammle ich nur folgende; Strophe 379: ein rîter küene unde balt, ein herzhafter. 574 und 2181: ich mac wol weinen balde, ich mag wol balde klagen, habe allen Grund dazu. 1184: du maht dich vreuwen balde, herzlich. 1872: waz half ir baldez ellen, was verfieng nun ihre kühnste Anstrengung. 2240: so mugt ir balde sagen, herzhaft dürft ihr es erzählen. — Das Verb. paltern und poltern mit dem Begriffe frecher Soldatenausgelassenheit erscheint in Aventins Chronik: Wilde Röcken, die paldreten (beunruhigten) die Leut über die Maß sehr. Diese (Amazonen) überpolterten Land und Leut. Theodosius hat die Gothen und Haunen überpoldert." Schmeller Wb. 1, 282. Daß sich damit die romanische Schelte Poltron (Kriegsgurgel, Raufbold) entwickelt, ist bekannt; übersehen aber ist noch, welche Weisheit zwei Sprachgelehrte in ihrem neuerlichen Zank über dieses Wort zur Welt gebracht haben. Busch (Französ. Schulwörterbuch, Aarau 1846) hatte Poltron abgeleitet von Polster, und wurde darüber von seinem Rezensenten Dr. E. Otto in Mannheim (in Viehoff's Archiv für neue Sprache, Bd. 2, 441) also zurecht gewiesen:

„Diese Ableitung des Wortes Poltron von Polster erinnert an die Ableitung des Mehemed-Ali von Emmenthaler Käse. Poltern kommt vielmehr von pollex. Denn Suetonius (August. 24) und Valerius Maximus (6, 23) erzählen, daß man sich durch Abhauen des Daumens dem Kriegsdienste zu entziehen suchte, somit die, qui pollicem truncabant, aus Feigheit verstümmelt waren, pollice truncati."

Somit bleibt auch dem Dr. Otto seine ganze Portion Emmenthaler Käse übrig, die er seinem Kollegen Busch unter die Nase zu rücken gedachte, sein eigener pollex verdient abgehauen zu werden, mit dem er

solch verstümmelte Etymologieen schreibt; so heißt es nemlich in Platens Romant. Oedipus:

> An deiner Rechten haue dir den Daumen ab
> Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt.

Zeigen wir nun an den deutschen Eigennamen, die Verdunklung des Bald in Bold. Raginbalt, (ein Veroneser Adelsgeschlecht, in Baiern seßhaft, heißt Rambaldi) wird zu Reinbolt, dieses zu Rippolt (Rippoltsau, Bad im Schwarzwalde) und zu mhd. Ribalt, Vorkämpfer. Französ. ist ribaud = enfant perdu, der Waghals; ital. ribaldo frech; schweiz. ribbodiren schwärmen und zechen, Ribbodirer ein Bruder Liederlich, Saufbold, Trunkenbolz. Bernisch Willbolz ist des Willibalds Sohn, aargauisch Hillpolz des Hiltibaldes Sohn. Theobald ist in Oberfranken Taubald, schweiz. Diebold, franz. Thibaut; Hleotbalt wird zu Luitpolt und Leopold verkehrt. Das Verbum balzen und bolzen gilt von sich balgenden Kindern und rammelnden Katzen. Tibalt und Tibert ist im Reineke Namen des rammelnden Katers, welcher in Oldenburg Bolze heißt (Frommann Mundart. 3, 499). Das Falzen und die Balz der Spiel- und Auerhahnen bezeichnet weidmännisch das Schnurren und Pfeifen, das sie im Umfliegen zur Brunstzeit hören lassen. Unruhigen tobenden Kindern sagt man in Oesterreich: Ihr Balzer; in Schlesien den heulenden: du Flennbalzer, Blöckabalzer!

Eine gleiche Umgestaltung ist in dem Namen Paltewin, Baltwin nachzuweisen, der in den Quellen und Erörterungen zur bair. Geschichte 1, 59 und 76 urkundlich erscheint. Der epische Name des Esels im Reinardus vulpes ist Balduinus und wird dorten dahin erklärt: qui bona fiducia fertur. In demselben Sinne fröhlicher Ausgelassenheit bildet sich das altfranzös. Appellativ des Esels Baudouin, und daher baudouinage, baudet. Gleich dem romanischen baud hat sich bold auch niederdeutsch zu einem vokalischen baut und bout umgebildet. Unser Kobold ist in den Niederlanden das Kabautermanneken, ja schon niederdeutsch ist das Irrlicht, statt Tückebold ein Tückebot genannt. Im altflämischen Reinaert ist boude der Rasende, boudelik unerschrocken. Die Bildungen auf bold scheinen neudeutsch immer noch zuzunehmen: Lügenbold, Raufbold, Reimbold, Saufbold, Witzbold; die libellula grandis heißt wegen ihres Farbenschillers Schillebold, und wegen ihrer cylindrischen, bolzen- und nadelförmigen Gestalt Teufelsbolz, Teufels- und Donaunadel.

Ortsnamen, die des Balders Namen tragen, hat schon Grimms Myth. einige angeführt: Baldursberg auf Skane; Balderen, Schloß im

Öttingischen; Balderschwang östlich von Bregenz (das wanc, Feld Balders). Sie können noch um etliche vermehrt werden. Die älteste deutschgefaßte Urkunde, genannt Augsburger Schenkungs-Urkunde, gehört zwischen 1063—1077; in ihr vergabt der Schwabe Cuonrat Güter ze Baldeshusin; dies ist das jetzige kathol. Pfarrdorf Balzhausen im baier. Landgericht Krummbach, mit einem Schloße, welches das Stammhaus des im Jahre 1180 ausgestorbenen gleichnamigen Grafen ist; Baldeshusin bedeutet also zu den Häusern des Baldo. K. Roth, Kl. Beitr. zur Ortsf. Heft XV., 207 München 1862. Balderen heißt ein sagenberühmter Burgstal, am Zürcher Albis gelegen; Baldegg ist ein Schloß am gleichnamigen See (Cant. Luzern) und ein Höhenpunkt des Jura bei der aargau. Stadt Baden. Dorten benachbart liegen die Dörfer Ober- und Unterbaldingen, dabei ein altes Schloß mit einer seit 1361 gestifteten Caplanei; dieses Baltinkon vergabt 1274 der Habsburger Rudolf dem Kloster Wettingen. Aargau. Beiträge 581; es war also damals Eigenthum gewesen der Baldingen, Abkömmlinge des Palto. Dörfer Namens Balterswil finden sich im Cant. Solothurn, Thurgau, Appenzell; Burgen Baltsperg und Bolsterberg im Canton Zürich; Dorf und Burgstal Boltingen im Bern. Obersimmenthal. Ich übergehe sie, weil ihre urkundliche Namensform noch nicht überall vorliegt. Schwankend sind Namen wie Balzenschwil, ein Dorf im Bowald gelegen, 1361 an Zofingen verkauft; Boltzhausen, Ct. Thurgau, mit dem verbreiteten Geschlechte der Boltschhauser. Beide werden abzuleiten sein von Balthasar, wie in Schlesien einer der hl. drei Könige Anlaß wurde zum Namen Engelbalzer. Weinhold, Schles. Wb. 7.

Gar nicht verwandt mit unserem Wortstamme sind Baldrian, Baldachin und Paltrock. Baldrian oder Katzenkraut, herba valeriana, hat seinen Begriff validus, franz. vaillant, umgedeutscht in den entsprechenden der heilkräftigen Pflanze; denn sie schützt gegen Hexen und Teufel. Das Niederdeutsche macht aus diesem Namen einen Bullerjân, einen Polterhans. Frommann, Mundarten 5, 53. Karl Schiller, Meklenburger Thier- und Kräuterbuch (Schwerin 1861) 1, 16. — Baldachin, mittellatein. baldakinus, ist ein Seidenteppich oder Zelt von Bagdad, das mhd. Baldeck hieß. — Baltner, Paltner, mhd. baltenaere, hieß der Pilger und Landfahrer, weil er im Regenmantel (span. balandron) einhergieng. Aus balandron entstand „der meuchlerische Malandrine“, der in den Mantel vermummte Bandite, wie der Italiener genannt wird in dem von Friedrichsen verfaßten Liede:

Mag alles Wunder von dem Lande singen,
Wo Mandolinen und Guitarren klingen.

Aus jenem Namen des Mantelträgers scheint sich der jetzige Modename des Paletot oder Sackrockes entpuppt zu haben. Palten und Platen ist niederdeutscher Name der Schürze; der Kurzbolt ist das kurze Leibgewand; das Berner Geschlecht Thwerenbold bezeichnet einen, dem der Rock schief hängt.

Auf diesem Wege der Untersuchung zeigt sich, daß der Name des Germanengottes zugleich Ehrenname des ihn bekennenden gothischen Volksstammes gewesen ist. Hierauf bezeichnete er den Kriegsmuth und die raschgewagte Heldenthat, hob im geistigen Vermögen die leibliche Kraft hervor, den sinnlichen Übermuth und Naturtrieb in Menschen und Thier, und gab an diese beiden wiederum sinnlich und sittlich bezeichnende Appellative ab. Zuletzt schrumpft er zur Partikel zusammen, die eine allgemeine Zeitbestimmung ausdrückt.

Zum Schlusse noch die Sage von Authari, wie sie der langobardische Geschichtsschreiber Paul Diaconus (III. 16, 31) erzählt. Der Langobardenkönig Authari (Ende des 6. Jahrh.) warb um Theudelinde, des Baiernfürsten Garibald Tochter. In der Sehnsucht, die ihm zur Braut Bestimmte zu sehen, reiste er mit seinen Boten zugleich an Garibalds Hof, erhielt hier den Willkommsbecher von Theudelinde selbst überreicht, und berührte ihn zurückgebend ihre Hand mit seinen Fingern. Beschämt erzählte es die Jungfrau ihrer Freundin, verbarg es aber dem Vater. Da die Werber nun wieder heimkehrten, richtete sich Authari an der Landesgrenze auf seinem Pferde empor, und indem er seine Streitaxt in den nächsten Ahorn schleuderte, daß sie haften blieb, sprach er zu den bairischen Begleitern: Solche Hiebe führt Authari! An diesen Worten erkannte Garibald seinen Eidam. Theudelinde kam im Monate Mai ihrem Verlobten auf den sardischen Gefilden bei Verona entgegen, hier wurde unter dem Jubel der Langobarden die Hochzeit vollzogen.

150. Das absprechende Urtheil über Schönheit oder Rohheit einer Sprache.

Engere Fassung der Aufgabe. Jede Landschaft übt über die Mundart und Ausdrucksweise ihrer einzelnen Bezirke eine altherkömmliche Kritik aus, je nachdem diese landschaftlich, landrechtlich und confessionell einst geschieden gewesenen Kreise eben so viele mundartlich verschieden lautende Sprachkreise gebildet haben. Entfremdung, Unduldsamkeit und Nachbarhaß mögen längst aufgehört haben, aber übrig geblieben ist die

Verschiedenheit der Tracht, der Erwerbs- und Lebensweise, und neben dem Ortsstolze jene philologische Zanksucht der Deutschen, die über das Nichts noch kein Ende gefunden hat.

Vor anderthalb Jahrhunderten hat der französische Schauspieldichter Jean François Regnard (Oeuvres, 2 T. 12⁰. Paris Ribou, 1714) folgende Classifikationen von vier den damaligen Franzosen zunächst beschäftigenden Sprachen aufgestellt:

> Un grand homme disoit, que s'il parloit aux dieux,
> Ce seroit Espagnol, Italien aux femmes,
> à des hommes Français, et Suisse à des chevaux.
>
> Le distrait, Act. 3, Scène 3.

Jener große Mann, dem der Franzose dieses Urtheil in den Mund legt, soll bekanntlich Kaiser Karl V. gewesen sein, derselbe, welchen Abbé Bouhours (Entretien d' Ariste et d' Eugene, pag. 82) das Gleiche, das hier über das Schweizerdeutsch gefällt ist, über das Gesammtdeutsch ausdrücken läßt. Ob einer dieser zwei französischen Autoren selbst deutsch verstand, läßt sich nicht untersuchen; einleuchtend ist, daß Regnard jene schweizerdeutsche Mundart für hochdeutsch hielt, welche er von den in Frankreich garnisonirenden schweizerischen Soldtruppen hatte reden hören. Auch der sonst sprachgewandte Kaiser Karl wußte zu wenig deutsch, um über diese Sprache urtheilsberechtigt zu sein. Als er auf dem Augsburger Reichstage den reformationseifrigen Fürsten das Predigen nach ihrem Glaubensbekenntnisse untersagen ließ, und Markgraf Georg von Brandenburg heftig darauf entgegnete, man werde sich lieber den Kopf abhauen lassen, als das Evangelium verleugnen, fiel ihm Karl begütigend ins Wort: „Nit Kopf ab, nit Kopf ab, löver förste!" Demnach war es nur ein gebrochenes Niederdeutsch, dessen der Kaiser mächtig war und das er die Pferdesprache genannt hatte. Hätte der spanische Kaiser gegen sein eigenes elegantes Castilisch den Jargon der Mancha gehalten, und der Franzose Regnard gegen seine Hofsprache den der Auvergnaken, so hätten Beide im eigenen Lande die Sprache des Stallbubenvolkes entdeckt, die sie bei uns vermutheten, ja wohl noch etwas Beschimpfenderes. Denn noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde in dem Lande von Oc und No die Sprache derer, welche dafür ihr Ouy und Nenny sagten, für ein Gebell von Hunden gehalten. Gans, Erbrecht 4, 242, nach Thierry, Lettres sur l' histoire de France.

Als nachmals der Deutsche sich eine Sprache und Literatur geschaffen hatte, die den vorausentwickelten Hofsprachen des Italienischen, Spa-

nischen und Französischen die Spitze zu bieten vermochte, erwachte sein eigener Nationalstolz, und sprachvergleichend meinte er nun, er dürfe auf die romanischen Culturſprachen aus einer ganz absoluten Höhe herabblicken. Deshalb wiederholt dann Ludwig Börne jenes romanische Witzwort in umgekehrter Taxationsfolge: „Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, nur der Deutsche redet.“

So steht denn immer noch Behauptung gegen Behauptung, und die ganze Streitfrage bliebe ein erfolgloses Gezänke, wenn man sie nicht auf ihren sprachgeschichtlichen Ursprung zurückführen könnte. Dieser erst wird uns Aufschluß geben, wie die Feindseligkeit und gegenseitige Mißachtung zwischen Nachbarsprachen entstanden ist; ihr wissenschaftlicher Rangstreit ist natürlich viel späterer Entstehung und will nach ganz anderem Maße gemessen sein. Was ist also der Sinn der immer noch geläufigen Behauptung, diese und jene Sprache sei schön und wohllautend, eine andere dagegen rauh und roh?

Nicht eines leiblichen Gebrechens wegen heißt den Slaven der Deutsche stumm: njemetz, sondern weil dieser ihre Sprache nicht redet. Dies ist auch der Sinn des antiken Ausdruckes gewesen ἄλαλος, barbarus. Sobald der feingebildete Römer die römischen Sprachgrenzen überschritten hat und in der ihn umgebenden Fremdsprache sich nicht mehr verdeutlichen kann, wird er selbst zum Barbaren, zum Stummen; so Ovid in Pontus:

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Die Keronischen Glossen übersetzen barbarus mit inkithiuti.

Die Beludschen, welche Charles Napier 1843 auf immer besiegte, haben ihren Namen vom sanskrit mletsch, unverständlich sprechen. Jeden Ausländer oder nicht arisch Sprechenden nannten die Alt-Inder Mletscha = fremdartig Redender, Barbar. Der Name der Mletschâs verkehrte sich zu dem der Beludschen (Bohlen, Alt. Indien 2, 461). Ebenso heißt jeder nicht chinesisch Sprechende dem Chinesen ein Barbar, und er unterscheidet dabei nach der Völkerrace die Fremden in rothhaarige Barbaren, wobei er den blonden Angelsachsen meint, oder in schwarzhaarige, besonders den dunkeln Portugiesen. Sobald der Chinese die Erfahrung macht, daß diese Bezeichnung nach der Haarfarbe nicht zureichend sei, muß er die Fremdvölker entweder nach dem Namen benennen, den sie sich selbst geben, oder sie nach derjenigen Sprachweise auf chinesisch zubenamen, welche ihm an ihnen die auffälligste sein wird. In diesem letztern Falle, daß das erscheinende Fremdvolk beim eingesessenen Volke landet und von

diesem zubenannt wird, muß sich die neuversuchte Bezeichnung von Volk und Sprache an das Äußerlichste des Tones und Klanges dieser zum erstenmale vernommenen Fremdsprache halten, und ist noch nicht im Stande, auf das individuell Menschliche in ihr einzugehen. Man begegnet daher hier immer denselben Vorstellungen aller Völker über das Fremdvolk und denselben aus der Thierstimme geschöpften Benennungen, welche die neugehörte Sprache zum Taufnamen erhält. Beispiele erläutern dies am besten.

Die Sage von der Entstehung des Dodonäischen Orakels berichtet von zweierlei Tauben, welche die Gabe zu sprechen besaßen. Die eine von ihnen war vorher in Lybien gewesen und hatte da das Orakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andere hatte von einer Eiche herab in Epirus die Einwohner zu einem gleichen Gottesdienste aufgefordert. Herodot fügt dieser Sage bei, die nach Epirus gekommene sei eine schwarze Priesterin gewesen (da sie aus Afrika kam) und sei Taube genannt worden, weil ihre fremde Sprache eben so unverständlich gelautet habe, wie die Sprache der Vögel, und erst als sie hierauf griechisch lernte, habe man von ihr gesagt, daß sie nun mit menschlicher Stimme rede. Die neueste Wiederholung dieser Sprachanekdote stammt aus Neu-Caledonien. Den Einwohnern von Neu-Seeland heißen die Franzosen von dem wiederholten Oui, oui! Wiwis, die Zwitscherer, die Spatzen. Ähnliches wissen wir schon aus dem Beginne der deutschen Geschichte. Kaiser Julian, im Anfange seines Misopogon, macht die sprachliche Bemerkung: Ich habe gesehen, daß die jenseits des Rheines wohnenden Barbaren mit Wohlgefallen bäurische Lieder sangen, die wie das Geschrei der krächzenden Vögel lauteten: *κρωγμοῖς τῶν βοώντων ὀρνίθων*. Die drei Sprachen, Nr. 33 in Grimms Kindermärchen, werden einem jungen Grafensohne zu Theil, der gar nichts Anderes erlernen will, als wie die Hunde bellen, was die Vögel sprechen und was die Frösche quaken. Darüber von seinem Vater verstossen, wandert er nach Rom, hört auf dem Wege nebenan in einem Sumpfe die Frösche sagen, daß er Pabst werden müsse, kommt in die Kirche und muß hier sogleich Messe lesen, obschon er kein Wort Latein weiß. Jedoch zwei Tauben setzen sich auf seine Schultern und sagen ihm jegliches Wort ins Ohr; so erkannte man darin ein Zeichen Gottes und salbte ihn zum Pabst.

So erscheint also die Fremdsprache bald als ein Gurren und Ruggußen der Tauben, bald als ein Krächzen der Raben, oder als ein Spatzengezwitscher, und je nachdem ein Volk zugleich aus der Vögel Flug und

Ruf den Willen der Götter deutet, entsteht daraus für die Fremdsprache möglicher Weise sogar der Charakter der heiligen Sprache der Weissagung. Soll aber die Häufung harter und rauher Consonanten, oder die breitgequetscht gesprochene Vokalreihe in ihr hervorgehoben werden, so vergleicht man sie dem heisern Bellen der Hunde, dem Quaken der Frösche. Letzteres scheint bereits der Sprache der alten Lycier widerfahren zu sein, und daher die Sage zu stammen, Latona habe jenes Volk in Frösche verwandelt, die nun ihr malitiöses Schimpfen und Schelten „sub aqua, sub aqua“ maulfertig fortsetzen. Auch diese Mythe muß uralt sein, das unechte liegt nur in der Ausschmückung, welche ihr in Ovids Metamorphosen gegeben ist; denn mittels dieser Mythe zugleich jene lycische Sprache mit herabzuwürdigen, ist ein Zug, welcher durchaus nicht in den Sinn des natürlich und unschuldig betrachtenden Alterthums paßt. Sogar die Sprache der mit uns lebenden Völker lehrt dies. Die Basken nennen sich nicht Bosocoac, sondern Euscałdunac und ihr Land Euscalerria, ihre Sprache Euscara. Der einheimische Stamm dieses Volkes ist also der der Eusken. Eusi ist ein baskisches Verbum und heißt bellen. (W. v. Humboldt, Gesamm. Werke 2, 61 ff.) Nun ist es wohl gedenkbar, daß den Basken dieser Name der Eusen oder Beller nicht von ihnen selbst entstand, sondern durch ein Fremdvolk gegeben wurde; gleichwie die Gesammtbezeichnung der überrheinischen deutschen Stämme als Germanen schon nach Cäsars Angabe keine deutsche, sondern umgekehrt eine von den Galliern und Kelten herrührende keltische Benennung war, und ableitend von kelt. gairm, der Ruf, den Germanen als den Lautrufenden, vociferantem, hervorhebt, weil sein Gang in die Schlacht unter gegenseitigem Aufruf und unter Absingung des Barditus erfolgte. Grimm, G. D. Sprache 787. Und wie in der episch-sinnlichen Sprache des griech. Alterthums „der Rufer im Streit“ ein Ehrenname war, so bedeutet auch jenes Eusk, der Beller, strengeweg nur das Geschrei des Hirten, Jägers oder Kriegers. Dieses schmückende Epithet wird erst dann in seinen schmähenden Sinn umschlagen, wenn später einmal in den Nachbarvölkern der Begriff des Raçen- und Sprachunterschiedes zu dämmern beginnt und sich allmählich zum gegenseitigen Fremdenhaß entwickelt. Nach diesem Maßstabe allein ist nachfolgendes ehstnisches Märchen zu taxieren über das Kochen der Sprachen; in demselben rümpft der unterdrückte Ehste die Nase über seinen politischen Herrn, den Deutschen und den Russen, blickt aber auf den mit ihm das gleiche Joch tragenden Letten nicht minder hochmüthig herab.

Das Kochen der Sprachen.

(Eine ehstnische Volkssage. Sivers, Taschenb. d. Deutschen in Rußland, Riga 1858, 196.)

Die Sprachen sind nicht gemacht, sondern gekocht.

Es ist ein großer Berg im Lande, auf den setzte der Alte, als er die Menschen zu theilen beschlossen hatte, einen Kessel mit Zauberwasser und kochte die Sprachen und Sitten der verschiedenen Völker. An einem bestimmten Tage sollte jedes Volk, befahl er, einzeln auf den Berg kommen und dort seine Redeweise für ewige Zeiten erhalten. Früh am Morgen, ehe noch das Feuer in rechter Flamme war, kam schon ein munteres Volk den Berg hinan. „Ihr seid flink bei der Hand und früh aufgestanden, sagte Allvater erfreut zu den munteren Menschen, und weil der Kessel noch nicht kocht, so will ich Euch meine eigne Sprache geben, und Ihr sollt vor Allen die Ersten sein. Dies Volk aber waren die Ehsten. So ist ihre Sprache die Rede Allvaters selbst, und weil sie nicht mit den Andern zusammengebraut ist, so haben sie die Ehre, Gottes Erstes Volk zu sein, das nicht all die schlechten Sitten und Bräuche anderer Menschen und Geschlechter kennt. Als es Abend wurde, das Feuer schon im verlöschen und das Wasser ruhig geworden war, kam ein wichtig thuendes, übermüthiges Volk prahlend den Berg hinan; es trug künstliches Haar und Mehl darein gestreut auf dem Kopfe und eitle bunte Kleider. „Aha," sagte der Alte, „ihr habt euch wohl lange schön machen müssen, nun könnt ihr selbst dafür das Feuer wieder anschüren." Als die Flamme den Kessel von Neuem erhitzte, rief das geplagte Wasser klagend: Saksa maksa! d. h. Sachse, bezahle! „So", sagte Allvater, „da wäre Alles, was Euch Noth thut, Name und Geschäft, macht, daß Ihr fort kommt, ziert und bläht Euch vor aller Welt." — Nicht lange dauerte es und das Feuer war fast im Verlöschen, da kam wieder ein Volk in Pelzen und mit hohen Stiefeln, die fast bis an den Gürtel reichten, den sie ganz nieder um den Bauch gebunden hatten. Das waren die Russen. Mit tiefen Verbeugungen baten sie um Verzeihung. Abermals entlockte das Feuer dem Wasser neue Töne:

Tschi, tschai, tschin! und hierauf kochend und sprudelnd: burlac, durac, sukkinsin! (Schtschi, die saure Krautsuppe, ist die allgemeine Speise des russischen Bauern und Soldaten.)

„Da wißt Ihr Stiefelträger (duraki), was Ihr habt und was Ihr seid", sagte der Alte. Mit tiefen Bücklingen dankend, zogen die

Russen davon. Nun war es aber schon spät Abend geworden, Allvater freute sich, daß die Arbeit vollbracht sei, löschte das Feuer aus und legte sich zur Ruhe. Siehe, da kam noch ein Volk langsam den Berg hinan. Sie entschuldigten sich über ihr so Spätkommen, der Weg wäre schlecht und mühsam, sonst wären sie gewiß früher eingetroffen. „Ihr Faulpelze“, rief der Alte, „müßt Ihr mich im Schlafe stören! Habt Ihr am Tage nicht Zeit genug? Ich werde für Euch das Feuer nicht wieder anmachen, aber wartet.“ Der Alte stand auf und kratzte mit dem Löffel den Schaum aus dem Kessel zusammen und warf ihn vor das faule Volk hin. Latsch, tönte es, als der Schaum auf die kalte Erde fiel. „So!“ sagte Allvater, Latschen, Latwischen sollt Ihr heißen, aus dem Rest im Kessel habe ich Eure Sprache zusammengekratzt, darum sollt Ihr eine zusammengesetzte Mißsprache reden.“ Die Letten mußten damit von dannen ziehen. Der Alte gieng vom Berge, der Kessel ist verschwunden, aber die Stelle, wo das Feuer gelodert hat, kann man noch sehen auf dem Kesselberg, der auch Blauberg heißt, weil an manchen Tagen noch ein blauer Rauch von jener Stätte aufsteigt.

Dieser Kesselberg ist in der Umgegend von Dorpat gelegen, dorten ist dieses Ehstnische Märchen einheimisch gewesen. Eine Version desselben steht in Kletkes Märchensaal 2, 58.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, wie viel gelehrten Aberglauben wir über die Vergangenheit unsrer eignen Sprache noch den Alten nachsagen, wenn diese ein ebenso unbegründetes Urtheil über die Härte und Rauhheit unsrer Sprache äußern, wie dasjenige ist, das die Unwissenheit jetzt noch über jede total fremde oder unbekannte Sprache zu fällen pflegt. Des Tacitus asperitas soni und trux sonor in der Germanenrede wird durch jeden echten Germanennamen widerlegt, den seine Germania enthält. Ein Römer, sagt Pomponius Mela, sei fast gar nicht im Stande, diese Namen deutscher Gebirge auszusprechen: quorum nomina vix est eloqui ore romano. Der goth. Name des Waldgebirges, fairguni, kehrt örtlich wieder in der Virgunt, dem Gebirgsstriche zwischen Dinkelsbühl und Ellwangen; warum sollte dieses dem Römer schwieriger zu sprechen gewesen sein, als sein gleichbedeutendes virgetum, ein Dickicht? Von noch größerer Haltlosigkeit müssen die anekdotenhaften Urtheile über Sprachen sein, welche man großen Männern nacherzählt. Diese eine Sprache habe Majestät und Eleganz, jene dagegen vermöge nur Grobheit auszudrücken, dies ist eine Taxation, die bald jener, bald dieser weltberühmten Persönlichkeit in den Mund gelegt wird, wahrscheinlich um durch Autorität das zu ersetzen,

was ihr an Berechtigung abgeht. Gefährlich aber ist sie insoferne, als es auch der Fanatismus, der Fremdenhaß und jedes andere Gespenst der Intoleranz ist, der sich hinter jenes Urtheil versteckt. Nationalkriege sind häufig auch Sprachkriege und werden mit um so größerer Grausamkeit geführt, je größer die Sprachverschiedenheit der beiden sich bekämpfenden Völker ist. Rousseau macht die begründete Bemerkung, der Mensch sei am grausamsten gegen diejenigen Geschöpfe, die keine Stimme haben, wie z. B. gegen Insekten. Ebenso mißhandelt unser Urtheil diejenigen Völker am vorschnellsten, deren Sprache wir am wenigsten verstehen. So lange man Angelsächsische Jünglinge und Knaben zu Rom am Sklavenmarkte verkaufte, weil sie Heiden waren, meinte Gregor I. (in seiner Erklärung des Buches Hiob 27, Kap. 8), ihre Sprache sei nichts anderes als ein bloßes bestiales Zähneknirschen; und dasselbe Urtheil wiederholt dann noch Adam von Bremen (lib. 4, cap. 24) von der Sprache der Dänen. Erst die Sprachgewandtheit dieser nordischen Jünglinge, verbunden mit ihrer angebornen klugen Art und Körperschönheit stimmte die römischen Patrizier zum Mitleid und entriß dem Pabste die briefliche Äußerung, das seien keine wilden Angeln (Anglo-Saxones), das seien Engel in Menschengestalt (angeli).

Durch den seit fast schon zwei Jahrhunderten unter uns verbreiteten italienischen Kunstgesang ist es Mode geworden, der italienischen Sprache an Wohllaut und Schönheit den ersten Platz unter den modernen Sprachen einzuräumen, gleichwie man früherhin, so lange man nur Latein trieb, diese Sprache als die vortrefflichste pries und zugleich sich selbst mit. Man lese nun ein eingehendes und begründetes Urtheil hierüber in J. Grimms Kl. Schriften, pag. 63. Das dem italienischen Sprachwohllaut dorten reichlich zugestandene Lob wird durch den Nachweis eingeschränkt, daß und warum von dieser Sprache dennoch nicht das Höchste in der Poesie ausgerichtet worden sei. „Zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt; und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reich geschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen."

151. Die Tonschilderung in Verben und Interjectionen.

Die Thier- und Menschenstimme und der Schall des mechanischen Geräusches läßt sich durch die fünferlei Grundvokale in eben so viele Ton-

gruppen zerlegen, und wird durch das tonschildernde Zeitwort zu einer specifischen Ausdrucksweise gebracht. Also zerlegt sich das hier einschlägige Wortmaterial in fünferlei vokalische Wortgruppen, deren jede mittels ihres einen Grundlautes die dreierlei Ausdrucksweisen angiebt: der menschlichen Rede, der thierischen Stimme und des mechanischen oder elementarischen Geräusches.

A.

1. Verba des Stammvokals A, die als Schallwörter in Beziehung stehen zur menschlichen Rede:

baben (bapperlabapp sprechen), galmen (Hirtenzuruf der Älpler; Galm, ableit. von gellen), gatzen, gaksen (stottern, contrah. aus gagenzen), abhaspeln, jammern, klagen, klappern (die Klappermühle der Weiberzungen), Klapperstein, der Pranger und Lästerstein für verleumderische Weiber. Klatschen (Kladderadatsch, Berliner-Zeitung), lachen, lallen (Lallenbürger und Schildbürger), pappeln, herausplatzen, plappern, prahlen, sagen, salbadern, schmatzen, anschnarchen (anfahren), anschnattern, schwatzen (Schwatzbase, Plaudertasche), stackeln, stammeln.

2. Verba, die mit dem Stammvokal A den thierischen Laut bezeichnen:

barren, das Freudeknurren spielender Hunde (latein. barris, der Elephantenschrei; barritus, der german. Schlachtgesang; Bar: der Meistergesang), blasen und dadern der Gänse, falzen, wetzen und balzen des Auerhahns, gackern und gacksen der Hühner, Gwâg, Stimme der Krähe; grakêlen des Misthahns, klaffen des Hundes, klappern des Storches, knarren des Zeisigs und Gimpels, lachen der männlichen Turteltaube, quaken des Frosches, quarren der Waldschnepfe; rallen, Katergeheule, vgl. rolzen und rammeln; schackern, das Locken des Krammetsvogels, schlagen der Wachtel, schmatzen, der Schlag der Schwarzmeise, Staarmatz; schnalzen, schnarren und schnarchen des Widehopfs, schnallern der Gänschen.

3. Verba, die mit gleichem Stammvokal A das mechanische Geräusche der Gliedmaßen, Organe, den Lärmen der Werkzeuge ausdrücken.

athmen, branden, brodeln und braten, flaggen, flackern und flattern, hallen und knallen, kafeln (zanken) steht zu kiefen und keifen: benagen und schelten; klappen und klappern, klatschen, knacken (Nüsse), der Knasterbart (von knistern) steht zu Rauschebart; knappen (des Flintenhahns), knoppern, knuppern und knuspern, knarren, knarzen, knattern (des Gewehrfeuers), krachen, kratzen, manschen (franz. manger), mantschen (alles durcheinander und schmatzend essen), platschen und

platzen des Regengusses (mundartl. flotschen), prallen des Steines, Tones; prassen (vergeuden, schwelgen), prasseln, pratzeln des sprühenden Feuers, des heißen Backwerks; raffeln, beraffeln (mit dem Reibeisen reiben, figürl. durchhecheln, verleumden, vgl. kafeln = einen guten Namen benagen), rascheln (des durchs welke Laub schleichenden Thieres), rasseln der Ketten, raspeln der Feile, ratschen der Kinderklapper, schaben, schallen, scharren (auskratzen), schlarfen und schlarpen (in ungebundenen Schuhen), schmatzen mit den Lippen, anschnallen (anfahren), anschnalzen, schnappen, schnarren und schnarchen, schwadern und schwappern der Wäsche, der Wellen; spalten, stampfen, tappen, tasten, traben, trappen, trampeln, wackeln, aufwallen.

Interjectionelles zum Stammvokal A.

Infantes vide; per hanc A vagiunt pueros, per hanc babant, lallant, tatant. Just. Lipsius. — Ac tuba terribili sonitu Taratantara dixit. Ennius. — Den Postillon hört man blasen: Salat, Salat und grüne Petersili-e! Tandaradei! ein musikalischer Refrain eines Liedes von Walther v. d. Vogelweide. — So lala, relala! ein gleicher in Göthes Lied: Die Schäferin. — Selah! Hallelujah! Refrains in Davids Psalmen. — Sassa, geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein! Studentenlied. — Ho säsäh, hoho, löt süferli cho! Berner Sennenlied in Firmenichs Völkerstimm. 2, 575. — Lamm-Lamm! heißt des Wolfes Abendglocke. — In Kuhns Norddeutsch. Sagen S. 360 spricht der Rabe zum Frosche im Teiche: kim râs, kim râs! Spricht der Frosch: du kraolst mich. Sagt der Rabe: Ferwaor nit. Der Frosch kommt, der Rabe frißt ihn auf und spricht: Rindflaisch is zehe, is zehe!

Der Stammvokal A getrübt in æ und œ.

1) ächzen, äken (sich widern), chären (ahd. chara Trauer, careleich Trauerlied), flennen, eim de Pflans mache (ausschelten; mhd. flans, Lätschmaul), gellen (kreischen, mhd. galm, lauter Ruf) ergëlstern (ahd. agalastra, die Unheil anrufende Elster) durch Schreien erschrecken. Lärmen, allarmieren, aux armes! — quängeln. In Göthes Zahmen Xenien:

Hin und her seit vielen Jahren
Quängelt ihr zu jeglicher Stunde;
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

tären, mit faul gedehntem Accent aussprechen.

2) Der Hund bäffzet, blafft, jelpt (engl. to yelp), gellft, kläfft. Das Schaf bläht, blökt, bläheret (plärren). Der Specht hämmert, die

Krähe krähet, krächzt, kreischt; leck sein ist auslaufend, rinnend; lechzen, mit heraushängender Zunge athmen; meckern der Ziegen, von mäh.; die Rohrdommel und der Hirsch rären, engl. to roar, ahd. rëran, heulen. Der Name des brunftenden Hirschen in Reinardus vulpes, ed. J. Grimm — ist Rearidus. In Lenaus Poet. Nachlaß pg. 14, sagt Don Juan: „der Nonnen Horaglöcklein läßt sich hören, hörst du den wilden Hirsch im Walde röron?" der Roraffe im Straßburger Münster hieß eine unter der Orgel stehende und durch deren Mechanismus zum Brüllen gebrachte Schreihalsfigur, vgl. rurren unter U. Elstern und Klatschweiber rätschen und trätschen, der Hase râzt.

3) fletschen, plätschern, rätschen (Hanf brechen), sägen (secare) schellen (Schall).

Interjectionelles.

Der Schreinermeister zum Gesellen: Sige-säge Holz entzwei!

Der Geselle fortsägend: Käs un Brod, das mak ich nich, Worscht! Worscht!

Der Meister hobelts ihm zu: Da hast es, da hast es!

Die Interjection bäh bäh, Ekel ausdrückend, steht zum mhd. Neutrum bâht, Schmutzhaufen, Pfütze. — Wenn das Huhn ein Ei legen will, gluchzet es:

s' wär Noth, i thät-thät lege!

Nachdem es gelegt hat, ruft es aber:

Das thur-i mî Leb-lebtag nimmer!

Meier, Schwäb. Kinderreime, pg. 32.

Au.

1) jauchzen, raunen, anraunzen, schnauben, anschnauzen. — Glau, mundartlich der schlechte Gesang, statt Gelalle.

2) Der Hund bauzt, gauzt, jault, jawkt und jankt. — Eber und Wildschwein fauchen.

Der Kater maunzet, mautert, rauet und raunzet; daher Räuel, Räuling und Rauzer.

Der ächzende Schwabe aunzget.

Der Fuchs, der die Hühner stöbert, pardauzelt sie, redet sie gröblich auf Du an.

3) brausen, sausen, rauschen.

E.

1) Ausdruck menschlicher Stimme.

flehen, flennen, gellen, reden, schelten, schettern (von lachen), sprechen, webern und wevern (wehklagen).

2) Bezeichnung thierischer Stimmen.

bellen, blefzen (des Hundes), bläheren (des Schafes, daraus plärren), meckern, schmettern (Nachtigallenstimme), Schetterhex, Name der Elster.

3) Mechanischer Ton.

beben, bersten, berzen und brechen, dreschen, fegen, fletschen, kesseln, knellen, kneten und knetschen (zerdrücken), knutschen (zermalmen), prellen und pressen, quetschen, rellen (in der Worfelmühle), schellen, schettern, zerschmettern, wetzen (von ahd. waz, scharf machen), das Weben der Flamme, die Waberlohe.

Interjectionelles.

Die Lämmer fragen die Alten: Jehn mer baole hêm? worauf die Alten antworten: 's wird baole wêren. Fiedler, Dessauer Volksreime 1847, 92. — Weg-weg! tönt der Ruf des Leichenvogels, wo ein Kranker hoffnungslos darnieder liegt. Grüss mir die Gret! schreit der Hahn alle Morgen, wartend auf seines Weibes Rückkehr, das der Stoßvogel heimlich weggefangen hat. Wolf, Kindermärchen 418.

J.

In den Zeitwörtern des Stammvokals i verfeinert, verflüchtigt oder verdoppelt sich der Begriff von Schall und Licht und des daraus entstehenden Sinnenreizes. „Die Freude lacht in a, die Lust in e, die Ausgelassenheit in i." R. Benedix, Lehre vom Vortrage 1852, 348. —

Kann die deutsche Sprache schnauben,
schnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann sie doch auch spielen, scherzen,
güteln, kürmeln, liebeln, lachen.
Logau, Epigramme (bei Lessing 5, 214).

1) Menschenstimme.

brieggen (eigentlich bitten, nun mit Gesichtsverzerrung weinen), brieschen, (engl. to bray, schreien wie ein Esel, ndd. brâschen, lärmen); flüstern, gigeln und gieksen (verhaltenes Lachen), hiefen (ahd. hiofan, Laut geben, rufen mit dem Hiefhorn), kirbeln, schweiz. röcheln,

vgl. kürmeln in Logau's obigem Epigramm, kichern, lispeln, quiksen (vgl. quaken und erquicken, steht zu keck und zu Quekolder), singen, trillern, wimmern, winseln. Singsang. Charivari und Wischiwaschi, das Durcheinander.

2) Thierlaute.

bispern der Mäuse, girren der jungen Brut, gibsen Flügelgeräusche der Insekten, das Knarren schlechtgelegter Schuhsohlen, grînen (ahd. rhinu rausche, man hôrte ein ros ergrînen. Gudrunlieder, ed. Ettmüller 146, Strophe 4.), grinsen, die Miene beim Schreien verzerren, piepen und piepsen der Hühnlein, quicksen der Ferkel, puitzen des Buchfinks, schrillen und schwirren der Insekten, spinnen, schnurren und zwirnen der Katzen, wiehern und wiehelen der Füllen, wichsen der Nachteule, des Gwiggele und Gwiggsi; wirbeln, trillern und diriliren der Lerche; zippen der Drossel, zirpen der Schaumcikade, schirpen des Sperlings, zitzern und zwitschern des Buchfinks, zischen der Katzen.

Der Kiebitz war ein Dienstfräulein bei der Jungfrau Maria und stahl ihr eine Scheere. Deshalb bekam er einen scheerenförmig gespaltenen Schwanz und ruft: Stipitzt, Stipitzt! Afzelius, Schwed. Sagen 3, 243. — Die Wachtel mit ihrer Brut im noch nicht ausgereiften Kornfelde begegnet zur Unzeit dem Schnitter und fragt ihn: Dic, cur hic? Sprich, was giebts? In Westfalen sagt sie zu dem Hirtenjungen: Smiet mi nitt! In der Schweiz: Tritt mi nit! Im Fürstenthume Waldeck zum Schnitter: Bück den Rück! Die Wanderschwalbe ist unter ihr vorigjähriges Hausdach zurückgekehrt, wo inzwischen das Mädchen herangewachsen ist und fleißig nähen gelernt hat; erfreut zwitschert der bauende Vogel: Sieh, wie näht sie! — Der Pirol ruft flötend am heißen Sommerabend:

Krug her, Bier hol!

Austrink, mehr hol! — Komm mit! ruft der Todtenvogel ums Haus, in dem ein Sterbender liegt. — Der Anfang des Wanderliedes: „Es singt ein Vögelein Wittwittwitt, Komm mit!“ Der Stifter des großen Mongolenreiches hatte bis in sein 20. Jahr Temudschin geheißen. Als er aber zu Zweit einer Räuberbande nachgesetzt und ihr die acht gelben Reitpferde, die ihm geraubt waren, wieder abgenommen hatte, ließ sich drei Morgen nacheinander ein fünffarbiger Vogel vor seinem Hause nieder und rief Tschingis, Tschingis! daher erhielt Tschingis-Chan den Namen, unter welchem er in aller Welt berühmt geworden. Castrén, Altaische Völker 1857, 47. — E. König läßt sein Eydgenöß. Hausbuch

zu Basel im Jahre 1706 drucken; darin pg. 831 zählt er die fürnehmsten Ordnungen des Finkenschlags mit folgenden Namen auf:

Ritscher oder Weitschuh. — Der Ziehende und Lachende. — Der Wildsfeuer oder Disderet. — Der Groß- und der Kleinroller. — Der Sitzaufrühl. — Der Musquetirer. — Der Malvasier. — Der Kuhdieb. — Der Sparbarazier. — Der Doideret. — Der Gutjahr. — Der Mitsoviel. — Der Zizigall. — Der Pfinkelster. —

H. Otmar Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte, zählt 15 verschiedene und mit eigenthümlichen Namen aus dem Thüringer-Volksmunde bezeichnete Schlag- und Sangarten des Buchfinken auf:

„zizizi — willilillti — bodo, bododo — weingié" heißt der scharfe Weingesang; mit:
„fzibfzibfyiwidre" schließt der schlechte Weingesang.
„zizizi — zirrrrrre zwoif zwoif zwoif zwifidre" ist das Kienöl.
„titititititite — totototo zespeuzia" das tolle Gutjahr.
„zizizi — willwillwillwillwill fespeuzia" das Harzer Gutjahr.
„zizizi wiewiewiewiewie zespeuzia" gemeine Gutjahr.
„zizizizizizizüllüllüll jobjeroitja": Reiter.
„zizi . . . . . rüt jobjobjob je roitje": Reitzug.
„zizi teutteutteutte zelllbioteutzipia" das grobe Würzgebühr.

Es folgt dann noch: das Werre — das Klappscheid, erste und zweite Putzscheere, der Doppelschlag.

Der Schnepfenthaler Bräutigamsschlag tönt hell und klirrend wie Silberglöckchen:

„zizi zizi zizi zizi rrrrrrbräutgamgie" oder auch:
jubjub irrrrirrrrbräutgamgie.

Der Doppelschlag überhaupt besteht aus zwei Theilen, deren erster auf euzipia, deren zweiter auf kutzia enden muß; etwa:

zizizizi — zizizizi — rrrrreuzipia!
totototo — totototo — zsssskutzia!

Der Schlag der Singdrossel wird mittellatein. folgender Art beschrieben:

Quis quis arat, quis quis arat?
Vir arat, vir arat!
Tpo-prope, tpo-prope!
Corpusculum in gutture meo quomodo
hoc ex illo emoliendum est?
Consiliis, consiliis, consiliis!

Quo vero consilio?
Tir . . . . ri . . . . ll . . . . itt!

Die bauende Hausschwalbe singt:

wollde mich en Kittel flicken, Kittel flicken,
Habbe kênen Zwir . . . r . . . rn!

Die Rauchschwalbe in schwäbisch Baiern:

Gschwitzige gschwätzige Weiber,
habens lang gschwitzt und gschwatzt,
habens ke Feu'r und Licht,
schreiens, o Jee-re!

Selbst die Fliege singt Morgens und Nachts um den Schlafenden:

Ich will dich finden, ich will dich schon finden!

Der Buchfinke zum schwäbischen Bauernbuben:

Wenn du mei Nestla findst,
will i dir a Krûizerrrla gean!

Die Lerche: s'ist e König im Schwarzwald, hat siebe siebe Töchter, Lies ist die schönst', die schönst! — Meier, Kinderreime aus Schwaben, pg. 30.

In meinem „Alemannischen Kinderlied und Kinderspiel" (Leipzig, Weber 1857) ist ein weiteres Material angegeben über die Lautspiele der Kindheit, in welchem dem Glockenton, dem Trommelmarsch und Drescher-takt, sowie den Thierstimmen besondere Texte unterlegt sind. Es sei dorthin der Leser verwiesen. Ein Sprüchlein, welches daselbst keine Erklärung gefunden hat, ist hier nachzutragen über den Ruf des Zeisigs:

Es zwütscheret zweü Zeisig
zwüschet zweü Zwetsche-gezwîge:
z' Schwyz, z' Schwyz
zwitzerlet d' Sunne
a d' Zît, a d' Zît!

Das heißt: Der Zeisig freut sich im Frühjahre darüber, daß die Sonne wieder über das Hochgebirg nach dem Flecken Schwyz herein scheint und dorten auf das metallene Zifferblatt am Kirchthurm trifft. Das Zwit-

schern des Frühlingsvogels, der jeden Ton doppelt schlägt, und das Zwitschern der Frühlingssonne, welche oscillirend und flimmernd über der Gegend liegt, also Tonbewegung und Lichtbewegung ist hier sprachberechtigt in Eine Wortform zusammengestellt. Virgils flammae tremulae übersetzt i. J. 1705 Valentin durch zwitzernde Flammen. (Stalder 2, 487.) Verzwunzene Augen sind zwinkernde, blinzelnde (Schmeller 4, 307). Die Sprache läßt die Begriffe von Ton und Farbe öfter in einander übergehen; in dem genannten schweizerdeutschen Spruche ist das spielende Sonnenlicht (ahd. zvizirôn, coruscare) an allen Enden blendend zu ersehen (ahd. zvinzarôn, oculis micare), wie gleichzeitig der Doppelschlag des Finken (gezwitter und Gezwitscher) an allen Ecken und Enden zugleich zu hören ist.

3) Mechanisches Geräusche.

blitzen, gnippen und gnappen (knirschender Ton des Fußtritts im gefrornen Schnee), klimpern, klingen, klirren — knirschen, knistern — kritzen, kritzeln — niessen — picken (der Uhr), rieseln (des Regens), ritzen — schwirren, sieden, ticken (der Uhr), trippeln — wirbeln (trommeln), zwitzern (des Lichtes).

Die Lederhose des entspringenden Diebes reibt und fickt sich beim laufen und girrt: Ergieb dich, gieb dich! Betroffen bleibt er stehen und wird in diesem Augenblicke gefangen. — Vom Windesblasen sagt der Kinderreim: Fuit, der Wind weht! Der Ausdruck des Abwillens geschieht durch ein Vonsichblasen des Widerlichen: Der Pfudi ist schweiz. der Unrath; Fi donc! Pfui doch! Vornen Hui, hinten Pfui. — Wenn in Bürgers Lenore der gespenstische Reiter sich der Hausthüre naht, heißt es: Und horch, und horch, der Pfortenring: Ganz lose leise: klingklingkling. — Die würtembergische Mundart vermischt die Stammvokale i und e; daher der Scherz: die Würtemberger haben die Himmel im Stalle, und die Ingel im Hemmel. — Eiselein, Sprichw. pg. 553.

O.

1) Menschenstimme.

hopen und hulpen, das Rufen über Wasser und Feld hin; schuckhopen, Suchen im Kinderspiel; jodeln und johlen; loheren der westfäl. Hirten (Wöste, Volksüberlieferung. 1848, 22) mit dem Lockrufe Helo -loë, wie der schweizerische Sennenruf ist: Ho-lobe; — lorgen (eine Glosse des 13. Jahrh. in Mone's Anzeiger 1839, 393:

trabulus, qui semiplene litteram profert, lurchonder), pochen und poltern (ein Poltron, Poltrian), stackeln, stocken und stottern.

2) Thierlaute.

kollern des Truthahns; koppen (Husten des Rosses), locken (der Vogelstimme), tirolern, der Intervall im Gequicke des Glockenfrosches; rollen und rolzen des Katers, genannt Ralli und Ræuel; röcheln und stöhnen. Die Bienenkönigin trompetet mit vier nacheinander ausgestoßenen Tönen tü! wenn ihr Bienenschwarm stoßen soll. Gundelach, Naturgesch. der Honigbiene, Kassel 1842.

3) Mechanisches Getöse.

donnern und toben. In Schillers Ballade Die Bürgschaft: Und donnernd sprengten die Wogen des Gewölbes krachenden Bogen. — grollen und rollen; hobeln; kochen, klopfen, krosen (Sprödes zerdrücken); lodern, lottern (wackeln); orgeln; trommeln und trompeten; pochen und poppern.

Interjectionelles.

Am Funkentag und dem Fridolinsfest lassen die Kinder brennendes Werg und beleuchtete Korkschiffchen den Dorfbach hinab schwimmen, unter dem Rufe:

Fü'riô, der Bach brünnt,
die Oberdörfler händ ne a'zündt! etc.

Diese alte Vocativform erscheint noch in der traulichen Anrede an Kinder und Hausthiere; einem Hermann und Joseph ruft man Manno, Seppo, einem Pferde gleichfalls Manno, wie dasselbe auch in der Kinderrede Hotto, Hottorössli heißt. Das Beschreien eines Uebelthäters vor dem Gerichte zu Halle war dem Blutschreier anbefohlen und bestand in der Formel: Jo, jo, jo! über meinen und des Landes Mörder! Zöpfl, Rechtsalterthüm. 3, 238. — „Diebio, Diebio, fahen den Dieb!“ Pauli, Schimpf und Ernst. Fol. XVIII., Augsb. 1542. Zetterjoduht, Joduthe! ist der Sachsen Schlachtgeschrei 1115 gegen Heinrich V. Der gebratne Kalbskopf, den der Zauberer Faust seinen Fasnachtsgästen vorsetzt, fängt beim Zerlegen an zu schreien: Mordio, Helfio! Hub, Volksbücher 1, 172.

U.

1) Menschensprache.

budeln, gurgeln, hufen (einen zurückrufen), juchzen und jubeln; kruchzen (altersschwach, schwer athmen), muchzen, mucksen, munkeln; murmeln,

murren, pflurren, plorare; rufen; rurren, Rurri, von der schnurrenden, brummenden Person (Stalder 2, 294); schluchzen und verschlucken; sprudeln und strudeln.

2) Thierstimmen.

brummen der Bremse, das Buhen der Kuh, Bukuh und Bukô, Gluchzen des Legehuhns; es ruft seinen Küchlein: duck di, duck, alli Stuck unter mî Ruck! — Gugguchzen, grunzen; muhen und muchzen (mugire). Das Eichhorn knurrt und murxt, im Schrecken ist seine Stimme ein lautes duck-duck! Der Puter oder Truthahn kollert und kutet; die Katze pfuchzt, wenn sie in die Milchschüssel hinein nießet. Der Hamster brustet (bläht sich auf, sträubt den Pelz). Die Eule plustert sich, bläht das Gefieder auf. Die Taube ruggt, die wilde ruchzt und rügguzet. Die Schmeichelkatze schnurrt, surrt. Die Hunde hühnen. Von der Fliege gilt das Volksräthsel:

Im Sommer sing ich mein Gesumm,
Im Winter sitz ich mäuschenstumm
Und schau mich in den Stuben um.

3) Mechanisches Geräusche.

Gumpen und Pumpen des Wassers aus dem Brunnenrohre; husten und pusten; das Pustrohr der Glasbläser; — chuten und kuttern, vom stürmenden Wind und dem stoßweise ablaufenden Wasser. Pfurren des tanzenden Kreisels. Pfupfen, verhaltenes Lachen. Pulver verpuffen. — Hinplumpsen, Plumpsackspielen. Rumpeln, rumpumpeln, rutschen, rurren; der Rur auf dem Vogelherde ist der Lockvogel. Vgl. unter dem Diphthong æ no. 2: rären, schreien. „Schimpfen wie ein Rohrspatz." — Russen, im Schlafe schnarchen, als Löwe brüllen. In Halbsuters Sempacherliede heißt es vom Habsburger Wappenlöwen: der Loewe vieng an ze russen; schnuppern, beschnobern und schnüffeln; — sprudeln und strudeln; — surren; Tschuderidu ist der Ruf des Truthahns, der Hurliburli ist ein Überhalsundkopf.

Interjectionelles.

Dem Müllerburschen, der zum Tanze ins Dorf geht, ruft das Mühlwerk nach: Juckt dich dein Buckel? Als er Abends durchgeprügelt heimkehrt, lautet es: Hat dich dein Buckel gejuckt! — Die Wildtaube fragt ins Nachbarnest: Ruedi, wottst Sû'rkrût? und erhält zur Antwort: I nit, friss du's ûs! Weitere Volksreime mit grammatischer Erklärung

des Sinnes, den man dem Taubengurren unterlegt, finden sich verzeichnet im Alemann. Kinderlied, pg. 89. In Luthers Weihnachtslied ist Hossiannah mit dem Worte der Kindersprache übersetzt: Sussaninne; das ndd. Schlummerliedchen heißt davon Süsseledeken und beginnt:

Suse, Jusken, Suse,
unser Mutter is nit to Huse.

Daher in Bürgers Romanze Graf Walther: Susu, lulu, schlaf ein, mein Kind! —

Als der Heiland, so erzählt Afzelius, Schwed. Sagen 3, 243, am Kreuze hieng, sah die Schwalbe zuerst seine Qual und zwitscherte herunter: Hugswala, swala honom: Tröste, kühle und kühle ihn! daher hat sie schwedisch den Namen Swala. Auch die Turteltaube flog herbei und seufzte von einem benachbarten Baum: Kurie! Kurie! Sie wollte Kyrie sagen, Herr Herr! Dann kam noch der Storch und betete: Stärke ihn; daher bekam er seinen Namen Stork.

Wenn die Melkmagd am Melkeimer sitzt, tönt es aus den vollen Strichen des Euters ins Geschirr:

Stripp - strapp - strull!
es de Emmer noch nit vull?

Wöste, westfäl. Volksüberlief. pg. 73.

Der Stier hält beim Heimgehen vor einem lärmenden Hause an und fragt mit seiner überschnappenden Stimme:

Was ist denn hie los?

Da tritt der Vorsteher der Schneiderinnung heraus und antwortet: das ehrsame Schneidergewerk ist zusammen; worauf der Stier weggehend verwundert für sich fort brummt:

Nu nu, nu nu, nou.

Rohrdommel und Widehopf (Grimms Kinderm. Nr. 173) waren zwei Kuhhirten gewesen; der eine ruft daher noch: Bunt herum! (Bunte, scheckige Kuh, steh auf); der Widehopf: up, up!

In Lilis Park (Göthe'sches Gedicht) beneidhammelt der verliebte Bär alle übrigen von seiner Herrin gefütterten Parkthiere mit folgendem Brumm-Monolog:

Denn ha! steh ich so an der Ecke
Und hör von Weitem das Geschnatter,
Seh das Geflitter, das Geflatter,
Kehr ich mich um und brumm,

Und renne rückwärts eine Strecke
Und seh mich um und brumm,
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr doch endlich wieder um!

Zum Abschluß noch ein Conzert, in welchem die Stimmen der Hausthiere eine Soldaten-Einquartierung anmelden:

Die Enten sprechen: Soldaten kommen! Soldaten kommen!
Der Entrich spricht: Sakerlot, Sakerlot!
Der Haushund spricht: Wowo, wowo?
Die Katze spricht: Von Bernau, von Bernau!
Der Hahn auf der Mauer: Sie sind schon da!

Beim vormaligen Auf- und Freisprechen der Lehrjungen zu Gesellen des Handwerkes hatte der Altgeselle ihnen eine Anrede zu halten und darin die Gefahren ihres nun beginnenden Wanderlebens zu schildern. Der Schmerz des Abschiednehmenden und sein erstes Alleinsein in der weiten großen Welt wurden rührend und schauerlich hervorgehoben. Da hieß es: Wenn du vor das Thor kommst, so wirst du kommen vor einen Teich, darin ein Haufen grüner Männer sitzt und schreit: Arg, arg! Wenn du den Weg fortziehst, wirst du vor einem Düngerhaufen vorübergehen, da werden schwarze Männer darauf sitzen und schreien: Er zieht weg, er zieht weg! Und wenn du bis an des Dorfes Ende gegangen, so wirst du kommen vor eine Mühle, die wird sagen: Kehre wieder! kehre, kehre wieder! Du sollst antworten: Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang. So wirst du kommen vor den großen ungeheuren Wald, die Vöglein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen sauer und kalt, die Bäume werden gehen die Winke, die Wanke, die Klinke, die Klanke, die brausen, die brasseln. — Grimm, Altdeutsche Wälder 1, 107.

152. Geist,

analysirt nach dem Wort- und Begriffswerth.

1. Überirdisches und unterirdisches Wesen, Gespenst. 2. unsichtbar wirkende Lebenskraft, Weltseele. 3. Denkkraft, Gesinnung. 4. persönlicher Werth, Kleingeist. 5. unwägbares Wesen der Dinge, Essenz, Spiritus. 6. das Beste einer Sache: Extract; eines Zeitraumes: Genius.

Das Wort Geist ist eine Participialform: ahd. keist, ags. gâst, altſ. gêst haben die Bedeutung von spiritus quo ferimur. Otfried in seiner Evangelienharmonie will den Satz Johannis 3, 8 ausdrücken: Nie-

mand weiß, von wannen der Wind kommt, und wohin er führt; Otfried übersetzt dies:

Ther geist, ther blasit stillo,
Thara imo ist muatwillo.

Ebenso Geiler von Keisersberg über dieselbe Bibelstelle: der Geist geistet wohin er will. Schiller im Grafen von Habsburg hält sich dabei an den Text der lutherischen Übersetzung:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust.

Die Wurzel des Wortes Geist ist nach J. Grimm (Gramm. 2, 46) geisan (praet. gáis, gisun) ferire, das sich Aus- und Ergießende. Diese die Wesen durchdringende Grundkraft, als die unsichtbare Ursache zu einer wahrnehmbaren, oft sogar ewigen Wirkung, wurde von der älteren Sprache mehr in ihrer sinnlichen Folge und Wirkung erfaßt und ausgedrückt. Und so ist auch heute noch der sinnlich poetische Begriff von Geist gedacht als Alles durchdringender Lebensodem, als feurig aufloderndes, hochwogig ausströmendes, sich ergießendes Gefühl. Windeswehen, Feuerglanz, Wellengeräusche, das Auge und Ohr zugleich beschäftigend, bauen zusammen das Sinnbild vom Geiste auf. Aus dreien Elementen geschaffen, aus Feuer, Wasser und Luft, sinkt dieser Gewittergeborne schließlich auf die Erde herab. Etliche Stellen der heil. Schrift, die vom Geist Gottes reden, sind noch ganz nach diesem Naturvorgange gebildete Beschreibungen eines Gewitterphänomens. So heißt es 1 Könige 19, 11: Der Herr gieng vorüber, und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her: aber der Herr war nicht in dem Winde ..... und nach dem F e u e r kam ein stilles, sanftes Säuseln. Klopstock hat in seiner Frühlingsfeier diese Stelle nachgedichtet:

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde,
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Seht ihr den nahen Zeugen, den fliehenden Strahl?
Er ruft: Jehovah, Jehovah,
Und der geschmetterte Wald dampft.
Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

So ergießt auch in der Apostelgeschichte unter dem Brausen eines gewaltigen Windes sich der Geist (ἅγιον πνεῦμα) in Gestalt feuriger Zun-

gen; und die altkirchliche Symbolik stellt den heil. Geist unter dem Sinnbild einer Taube dar, freischwebend in der wogenden Atmosphäre.

Wir untersuchen nun das Verb. Gießen nach seinen sinnlichen und sinnbildlichen Ergebnissen und stellen die bloß naturalistischen Formen hier voran. Vom ahd. giuzan, fundere stammt mit Präsensablaut ahd. giozo rivulus, mit Präteritumsablaut goz effusio, liquor. Gas, franz. gaz, ist ein Präteritum von jësen, das Gegorene. Urgiß (effusio rivuli) ist der Name der Burgruine im Aarauer Jura, gelegen ob dem Bergdörflein Asp. Der und die Gießen nennt man Wassertiefen der Flüsse von unstäter Stärke und Tiefe. Der Name der Stadt Gießen, ursprünglich nach einem Nebenrinnsal der Lahn benannt, ist ein Dat. plur. und heißt zi den giezôn. Dieser Stadtname wird in Grieshabers Oberrhein.-Chronik, pg. XI., noch als ein mit dem Artikel versehenes Appellativ angewendet: Otte von Hessen lag mit gewalt für dem Giessen — gewan den Giessen wider. Noch Trithemius benennt denselben Ort bloß appellativ Zum Gießen. Antiquarius des Mainstromes v. J. 1740, 429. Notker schreibt wassargiezen für Wasserfall; bald bezeichnet dieser Name einen mächtig großen Wassersturz, wie jenen berühmten am Brienzer See; bald nur ein geringes unstätes Schlickerwasser, wie jenes im Schachen zu Aarau, das in den dortigen Stadtbach mündet. Nächstverwandt damit steht plattd. gôte, die Straßengosse, hamburgisch göte, ein starker Trunk und der Schnabel an der Gießkanne. Richey Wörtb. 72. Unter den aus dem gleichen Wortstamme gebildeten Personennamen verzeichnet Bensen (Gesch. d. Stadt Rothenburg 355) das Adelsgeschlecht Gies von Giesen. Guß, ein Hof ob Boswil im Aargauer Freienamte, liegt unweit eines Baches, der rauschend über Kiesgerölle hingeht. Ihm entsprechen die ahd. Eigennamen Guso, Gusimunt. Hier schon, sagt Grimm, Myth. 1199 — wirft das Verb. gießen ein bedeutsames Licht auf den gothischen Stammnamen Gáuts, agſ. Geát, ahd. Kôz, der von Gott Gegossene, gleichwie Kôzpëraht der Gotterleuchtete, Kôzrâm der Rabe Odhins ist. Der schöpferisch sich ergießende Geist Gottes gießt die Dinge und Wesen. Noch Suchenwirt (14. Jahrh.) bedient sich dieses alterthümlichen Ausdruckes, um damit das Unnachahmliche des jungfräulichen Schönheitsreizes auszudrücken:

Gott het gegozzen ûf ir vel (Haut)
ir mündel rot und wîz ir kel.

Solchen Ausdrücken gemäß mußte also Gott von der deutschen Sprache schon frühzeitig als der absolute Geist aufgefaßt gewesen sein,

dessen Hervorbringungen auf Einen Wink geschehen und wie aus einem Guße waren. Dieser Gott benennt sich daher nach dem Geiste selbst. Odhinn nämlich in der Herwararsaga nimmt, zu den Menschen kommend, des blinden Gêstr Gestalt an (altſ. iſt gêst spiritus) und übertrifft so alle hier Versammelten an Weisheit des Gesprächs. Ein bloßes Schwatzmaul nennt man im Frickthal diminutiv Geistli und singular Geister. Ein lebhaftes Thier nennt der Bauer geistig, den Zauberer einen Geisterer.

Der Begriff der mit stürmischer Gewalt sich ergießenden Begeisterung vergröbert sich in den des wüthend rauschenden und brüllenden Sturmriesen, und verschwächt sich zugleich in die Gestalt des geflügelt umschwebenden, anwehenden und anblasenden Gespenstes. Das altnord. giosa (praet. gaus, gosinn) ausströmen, wehen — führt auf nord. geys heftiger Gang, Wuth; geysa einherstürzen, stürmend hinfahren. Nordische Wind- und Sturmriesen heißen Gusir, Geysa, Bläser und Stürmer. Weinhold, Die Riesen 44. Daher trägt der Wasservulkan Geyser auf Island seinen Namen. In meinen Naturmythen pg. 42 und 148 ist der Geyser zuerst als ein gespenstischer Vogel geschildert, der bei den Schneestürmen im Jura zur Gestalt eines Wilden Mannes anwächst; nachher ist er das mächtig schreiende Wassergespenst des Oberblegisees in den Glarner Alpen. Geist ist also zugleich das Wehende und das Fließende, wie es auch Göthe besagt:

> Seele des Menschen,
> Wie gleichst du dem Wasser!
> Schicksal des Menschen,
> Wie gleichst du dem Wind!

Wind und Geist ist in den Sprachen synonym: animus und spiritus, ἄνεμος und πνεῦμα, wehen und Wuotan. Im Namen Wuotan-Odhinn liegt die wilde und entzückte Erregtheit des Gemüthes. Die Sylbe an ist dabei verstärkend, Macht und Besitz andeutend: Saxan, dem das Steinschwert, thiudan, dem das Volk angehört; Wuotan ist also der Windgebieter, und seine Macht und Allgegenwart pflegt die Volksrede auch jetzt noch dem Winde beizulegen. Wo hat dich der Wind hergeweht? ist der Willkomm für einen unverhofft und wie durch ein Wunder plötzlich Erscheinenden. Windle, wehe! ruft ein verlaßnes Weib dem Winde, daß er ihr den entfernten Gemahl herführe. Birlinger, Schwäb. Sagen 192. 304, 4. Ein eddischer Windelf heißt Gustr, der Bläser, ebenso besteht ein

oberdeutscher Hausgeist (in Mone's Anzeiger 1834, 206) der Blaserle, und ihm entsprechend der Bläseli in den Aargauer Sag. 1, pg. 376. Bei Freidank wird die Seele ein blas genannt, jener von Gott eingeblasene Hauch im 1 Mos. 2, 7, welchen der Sterbende wieder aushaucht. Virgil Aen. 4, 705 läßt Didos Seele als Hauch in die Lüfte entweichen. Bei Ulrich von Zazichoven 181 kommt die Meerminne herbei mit eime dunste als ein wint. Frau Berchta bläst eine ihr spottende Spinnerin an, daß diese erblindet. Nach der Rockenphilosophie blasen die Weihnachtsgeister (sie heißen in unsrer schweizerischen Umgegend gleichfalls die Berchtelen) unartigen Kindern die Augen aus. Myth. 254. Das Fricktחaler Gespenst des Rainhaldenjoggeli (Aargauer Sag. Nr. 208) belästigt den Wanderer als ein giftiger Wind. Wer von einer gespenstischen Erscheinung angeblasen wird, schwillt krankhaft auf, diese rheumatische Geschwulst nennt man in einen bösen Wind gekommen sein. „Kommt das Weidvieh in eine Windsbraut, so erkrankt es an der Winde oder am Trümmelwind; d. i., es bekommt Hirnwuth, Triefnase, Gedärmentzündung und geschwollnes Euter. Man schreibt dies den Hexen zu.“ Pfarrer Steinmüller, Schweiz. Alpenwirthschaft 1, 79. In C. Geßners Thierbuch CXIXb heißt es gleichfalls: das vych, das in ein bösen wind, in ein bösen anwaat oder gefalter komen, sölchem helfend die Hirten mit der Astrentzenwurzen, gegraben so der Mon wachßt. — Hexen machen den Wind, wenn sie auf Bäumen tanzen. Oft ist bei gänzlicher Windstille unter einem Baum ein wiederkehrendes Erbrausen der Wipfel zu vernehmen; so viele Feldgeister, sagt man, sind in einen solchen Baum hinein beschworen. Erhängt sich jemand, so herrscht drei Tage lang in jener Gegend ein Wind, denn ebensolange muß des Selbstmörders Seele Ruhe suchend über die leeren Stoppeln fahren. Nicht beerdigt wurden nach der Hochgerichtsform der Freien Ämter die Erhenkten: „damit sin Lib denen Böglen und dem Luft befolhen und dem Erdrych entfrömbt werde.“ Osenbrüggen, Beitr. zur schweiz. Strafrechtsgeschichte 24. Entkorkt man das Fläschlein, worein ein böser Geist beschworen und gebannt ist, so braust dieser sogleich lautjauchzend mit dem Sturmwind davon. In des Olaus Magnus schwed. Chronik, lib. 8, cap. 2 (verdeutscht ums Jahr 1560, fol.) ist von den Nordischen Königen gesagt: „Sie schwuren auch bei dem Wind, weil Etliche gesagt, die Seel sei ein Wind, der Anfang des Lebens.“ Erlischt daher Nachts unser Stubenlicht plötzlich in Folge eines unsichtbar bleibenden Umstandes, so heißt es in unsrer Landschaft: es geistet, es meldet sich einer an, dem das Lebenslicht ausgeblasen worden ist. Auch der überall verbrei-

tete Satz, bei einem heftig andauernden Winde erhänge sich Jemand, beruht auf der Vorstellung von dem Fahren der Seelen durch die Lüfte. Die Luft, dieser gemeinsame Lebensathem, nimmt den im Sterben ausgehauchten Geist wieder in sich zurück; aber durch diesen Zutritt einer neuen, in die nächtlichen Geisterzüge plötzlich hineinfahrenden Seele geräth sie selbst zugleich in Aufruhr. Vgl. hierüber die Ztschr. Illustrirte Schweiz 1863, 27.

Um vieles kürzer läßt sich das Wort Geist nach seiner Verwendung in der modernen Sprache fassen, obwohl es sich hier nun durch die Redeweise aller Ideenkreise und Volksklassen erstreckt. Auch hier noch bleibt der Geist immer Herr und Meister, und die Seele, so oft sie auch synonym ihm zur Seite gesetzt wird, ist doch nur des Geistes Kammerweib. Wir reden von den Himmlischen als von höheren Geistern, nicht von höheren Seelen. Seele bezeichnet nur den Individualgeist in seiner irdischen Erscheinung, die von diesen Banden befreite Seele wird Geist. Eben deshalb nennt der Katholizismus die auf der Stufe ihrer Durchläuterung stecken gebliebenen „die armen Seelen im Fegfeuer", für die man kirchliche Seelenmessen abhält. Geistermessen gibt es keine. Diese armen Seelen allein können als solche wieder erscheinen, alles Übrige heißt uns Geistererscheinung. Geist kann man nicht verkaufen, darum giebt es nur Seelenverkäufer; die Bevölkerungs-Statistik rechnet nicht nach Geistern, sondern nur nach der Seelenzahl. Seelenvoll zu sein ist besonders die Aufgabe des Weibes, weil dasselbe ohne Wärme und Tiefe des Gemüthes seelenlos und todt sein würde. Der geistvolle Mann dagegen ist auf Klarheit und Umfang des Gedankens angewiesen, der Vorwurf der Geistlosigkeit ist ihm eins mit Ohnmacht. Der das Jahrhundert auszeichnende Charakter ist der masculine Zeitgeist, nicht eine Zeitseele; der Weltgeist imponirt uns mehr als jene Weltseele, mit der Göthe Bd. 3, 85 eines seiner lyr. Gedichte überschrieben hat. Taxieren wir aber das Wort Geist nach dem Werthe, mit dem es im Taschenwörterbuch des sogenannten guten Tones angeschrieben steht, so erhalten wir eine etwas veränderte Classification. Da stehen obenan die schöngeistigen und geistreichen Freigeister; darauf folgen die Geisterseher, die, wie in Schillers gleichnamigem Roman gezeigt ist, den Geist citiren und bis auf Schlafrock und Pantoffel beschreiben, aber nur höchst geistlos zum Sprechen bringen; auf unterster Stufe dann stehen ihre scheinbaren Antipoden, die Geisterbanner, eine aus höchst heterogenen Ständen sich recrutierende Sippschaft. Entweder sind es ganz gewöhnliche Bauersleute und aus dem Bauernstande recrutirte Kapuziner, welche

sich mit dem Geisterbeschwören beschäftigen; oder es sind Rationalisten auf irgend einer Kanzel und einem Katheder, also Honoratioren, die aus lauter Angst vor dem neuen Geist zum Polizeikommissär laufen und die neue Erscheinung wegen ihrer mangelnden Aufenthaltskarte in Untersuchung ziehen lassen. Diese staatsdienerischen Rationalisten sind eigentlich gleichfalls Kapuziner, nur ohne Kutte und Strick; von ihnen vielleicht noch ein Wörtchen am Schlusse.

Geistreich sein und ein Schöngeist heißen, war in der Periode der Zopfzeit das äußerste und höchste Lob. Von den Franzosen war der Zopf ausgegangen, sie eigneten sich daher auch jenes Prädikat ausschließlich zu. Damals hatte Abbé Bouhours in seinem Dialoge Entretien d' Ariste et d' Eugene, die kritische Frage aufgeworfen, ob ein Deutscher wohl auch ein bel ésprit sein könne, und dieselbe ernstlich verneint. Über diese Grausamkeit grämte man sich im damaligen Deutschland gar nicht wenig. Seitdem man bei uns aber den Geist eines Mannes oder den Genius einer Sprache als dasjenige erkennt, was durch Vereinbarung der schaffenden und bildenden Kräfte von Geist und Phantasie zu Stande gebracht wird, ist jenes Prädikat Geistreich im Werthe gesunken und ist das Merkzeichen jener fragmentarischen Genialität geworden, nach welcher kein ernsthafter deutscher Mann geizt. Es bezeichnet den jastenden Geist, welcher momentaner Gährung, temporären Aufbrausens fähig ist, und wieder in unfruchtbare Abspannung zurücksinkt, wenn die erregenden äußerlichen Einflüsse zu Ende gehen. Es ist dies ein Gährungsprozeß gleich jenem, in welchem vegetabilische Substanzen durch Einwirkung von Nässe und Wärme mechanisch zersetzt werden; unmittelbar nach diesem Zustande relativer Reife tritt in den Substanzen die Fäulniß ein, und in den entsprechenden Geistern das Phlegma. Beide sind also gleichdauerlos; mit dem sich ändernden Geschmack entweder des Küchenzettels oder des literarischen Begehrs verlangt man ihrer nicht ferner.

Diesen im Denken und Trachten der jeweiligen Zeitperiode vorherschenden tonangebenden Geschmack betitelt man sehr voreilig den Zeitgeist; er ist dies nur insoferne, als sich vor ihm, wie Göthe sagt, der entgegengesetzte bessere Geschmack für den Augenblick im Stillen verbergen muß. Aber jener und jene, die ihm ausschließlich dienten, erscheinen dann dem scharfsichtigen Urtheile der nachfolgenden Periode entbehrlich, veraltet, lächerlich, ja oft aufs Äußerste einfältig. Deshalb läßt Göthe seinen Mephistopheles jener Gelehrten spotten, die ihr abgebrauchtes Collegienheft beharrlich für den Spiegel der Weltgeschichte zu halten pflegen:

Ja, was man so den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Haben schriftstellerische Schön- und Kleingeister genug Dampf und Rauch gemacht, so werden ihre Schriften einmal durch ähnliche Duodezgeister in einen liebedienerischen Auszug gebracht und buchhändlerisch feilgeboten: Geist aus Caroline Pichlers Schriften, aus Kotzebue's Werken (herausgeg. von Müchler!). Aus Schillers, Göthes und Shakespeare's Schriften kann man nicht die Quintessenz ausziehen, weil man hier den ganzen Autor, der lauter Geist ist, ausziehen müßte. Das Ganze, sagt Jean Paul, nämlich eine Stadt, ein Tempel, ein Faust, eine Statue kann nicht in den Sack gesteckt und davon getragen werden. Seit den Griechen und Römern hat man den Homer alljährlich ausgeplündert in allen seinen Einzelheiten, Bildern, Schönheiten und Mythen; dennoch wohnt der Geist in ihm fort und verjüngt den unsrigen. Aber um diesen Geist, d. i. die ganze belebende Kraft eines Kunstprodukts zu fassen, bedarf es wieder des eignen persönlichen Geistes. Hamlet erblickt seines Vaters Geist wirklich, weil er allein weiß, daß etwas faul ist im Staate Dänemark; seine hievon nichts ahnenden Begleiter gewahren daher gleichzeitig nichts anderes als ein Gespenst, das ihren Fragen nicht Rede steht.

Mit dem Namen Freigeist verbindet man seit der franz. Revolutionsliteratur einen durchaus irrigen und spießbürgerlichen Begriff; der richtige ist von Fichte (Sämmtl. Werke 6, 270) gegeben: „Wer der Autorität glaubt, sei sein Glaubensbekenntniß so kurz es wolle, ist ein Gläubiger; wer nur seiner eigenen Vernunft glaubt, ist ein Freigeist.“ Gegen eine beschränktere Fassung des Wortbegriffs hatte sich schon Logau während des dreißigjährigen Krieges mit schlagendem Spott erklärt:

Was die Kirche glauben heißt,
soll man glauben ohne Wanken,
Also (be)darf es weder Geist,
weder Wissen, noch Gedanken.

Der Dichter Logau und der Philosoph Fichte stützten sich auf das Wort der Schrift: Dämpfet den Geist nicht. Der nasenlange Ortsgeist dagegen und die Weltherrschaft eines Despoten sind darin Vettern, daß der eine eifersüchtig ist auf den Alles verjüngenden Gemeingeist, und der andere dessen höchste Fortentwicklung fürchtet, den Nationalgeist. Beide suchen den Geist zu dämpfen; ihre Polizei ist daher derjenige widerspruchs-

volle Narr, der zwar durch die Masse des vorhandenen Geistes selbst erst ins Leben gerufen worden ist, ihn aber nun überall berufsmäßig auszutreiben sucht als allerletzter Kapuziner und Geisterbanner.

So ist das Wort, dies Produkt unseres Geistes, zugleich dessen treues Abbild, das wie kein anderes die Fülle der Jugendkraft, die stolze Ruhe männlicher Reife und die Zweifel und Runzeln des Alters in einem einzigen Gemälde darstellt.

153. Aufzeichnung der Local- und Flurnamen des Bannkreises und Weichbildes unseres Heimatsortes,

geordnet nach der Reihe der Ackerzelgen und Flurtheile, begleitet mit den traditionellen Meinungen über Entstehung oder Bedeutung ihrer Einzelnamen.

Anordnung. 1) Gewässer. Bach und Quell. Wildbrunnen, Hungerbrunnen, Kleinkinderbrunnen, verschüttete Sodbrunnen. Teich und See. (Sage von versunkenen Städten und Schlössern), Moos- und Sumpfstrecken mit Resten alter Uferverschanzung. Namen der Stege, Brücken und Dämme.

2) Wald. Waldparzellen, Gehege, Ziel- und Grenzbaum; Tanzplatz, Tanzlinde; Heiligeneiche, Kleinkindereiche, Galgenbaum.

3) Berg und Felsstein. Hochrain, Hügel und Wall; Schlucht und Tobel; Felsdurchhau, Wildgraben, Malefizgraben, Schelmenloch und Wild-Egerten; Heiden- und Bettlerstein, Kleinkinderstein.

4) Straßen. Römerstraße, Heidenweg, Ziegelgäßlein, Streckweg, Todtengäßlein, Reitweg.

5) Gemarkungen. Hagstellen, Lebhage und Raine; Ackerkreuze, Feldbildstöcke, Martersäulen, Feldkapellen.

6) Bebaute Plätze und beweidete: Brühl, Almend, Pünte; Widemhof, Freihof, Meierhof, Steckhof; Fasnachts- oder Tanzbühl; Betacker, Schatzhalde, Grab- und Schelmenrüti. Mauerfeld, Hexenacker.

Localnamen enthalten im Kleinen die Landes- und die Naturgeschichte ihrer Gegend oder Ortschaft. „Namen sind Erkennungsmittel der Dinge.“ Sie geben Aufschluß über die religiösen Bräuche, über die Grundrechte, Satzungen und Culturzustände, über die äußerlichen und innerlichen Schicksale der frühesten Landesbewohner. Sie schildern uns Namen und Persönlichkeit des ersten Anbauers, den Schutz der Gottheit oder des Grundherrn, unter dem jener stand; ob er Heide oder Christ, Jäger oder

Senne war, ob er bereits Nutzpflanzungen und Früchte in fester Zelgeneintheilung baute. Oder sie schildern uns das landschaftliche Aussehen des Landes in früherer Zeit. Die wilden Thiere werden erlegt (Wolfsgruben), der Boden wird für den Anbau geklärt (Brand, Schlatt), die feste Wohnung wird errichtet (Hausen), bis eine ganze Hofstatt (Hofen) entsteht.

Grammatikalische Seite der Localnamen.

Elliptische Dative stecken in: Gießen, Achen (beide nach Flüssen zubenannt) Sachsen, Baiern, St. Gallen, St. Blasien, Hohenlinden; heißt: zu des St. Blasius und Gallus Kloster, bei den Baiern.

Elliptische Genitive: Säntis, Siders, Regensburg, Freisingen.

Vocativische Formeln: Dahinab, Luginsland (beide in der Stadt Augsburg).

Welcherlei mundartliche Verdeutschung und Umgestaltung erleidet dabei der Fremdname?

Der Lusthain, den man mit gelehrtem Ungeschmack Philomelenslust taufte, heißt beim Volke Vielmannsluſt; das französ. Pflanzdorf Beauré-gard in der Mittelmark heißt nun Baurengarten. VdHagen, Ztschr. Germania 8, 146. Ein Herrengut bei Rauh-Eptingen in Baselland, das von seinem früheren Besitzer Lebenslust genannt worden, steht nun auf der Kantonalkarte verzeichnet als Leberwurst.

154. Geht ein Volk mit seiner Sprache zugleich auch seiner Nationalität verlustig?

Die Einheit in Glauben und Sprache, in Sitte und Gesetz ist die Mutter jenes Gemeingeistes, den man die Nationalität eines Volkes nennt. Dies ist aber nur die physiologische, die mechanisch-natürliche Einheit, wie sie bestand z. B. bei den Germanen in Armins Zeit, bei den Makkabäischen Juden, den antirömischen Karthagern, den Hussiten. Der Begriff Nation bezieht sich auf einen physiologischen, der Begriff Volk auf einen politisch zusammengewachsenen Volkskörper. Ein Staatsoberhaupt spricht in seiner Thronrede von seinem Volk, schwerlich hat jemals ein Regent zu sagen sich erlaubt, meine Nation. Das Nationalgefühl gieng unsern deutschen Gelehrten bis auf Luther ab, sie schrieben und dichteten lateinisch; es gieng Friedrich dem Großen ab, die von ihm gegründete Berliner Akademie mußte ihre Vorträge in französischer Sprache abfassen.

Mit der Sprache wird nicht etwa nur das Gewand eines Volkes, sondern ein Theil von Leib und Seele weggegeben. Aber auch nach der Entwöhnung von der Muttersprache machen sich noch andere Merkzeichen der Nationalität geltend; so bei den deutschen Colonisten in Südrußland und Nordamerika: Hausbau, Lebensweise, Speiseordnung und Speisebereitung, Familienton, Gemeindeordnung, Gesindewesen, Reinlichkeit, Denk- und Urtheilsweise, Tracht, Sage und Aberglauben.

Geht nun eine Nationalität mit der Sprache ihres wesentlichen Charakterzuges verlustig? Nein; die in Deutschland lebenden, deutsch als Muttersprache redenden Juden sind an Empfindung und Gesinnung deswegen nicht auch Deutsche. Wachsmuth, Gesch. deutscher Nationalität 1, 318.

155. Über die deutschen Personennamen.

1) Was scheint mein eigener Vor- und Zuname auszudrücken?

2) Über die entsprechende Namensbeschaffenheit deutscher Autorennamen, ihrer Werke und der darin enthaltenen Hauptpersonen.

1) Was glauben wir Anregendes zu wissen über unsere Namenspatrone, Namensvettern, Geschlechtsvorfahren? Zu welchen Jugendplanen wird uns ein etwa geschichtlich bedeutsamer Inhalt des eignen Vornamens stimmen? Wie mag der Name, den man mit einem ähnlich denkenden Jugendkameraden gemeinsam hat, gegenseitiges Vertrauen, Vorsatz und Freundschaftsgefühl bestärken, und umgekehrt die absichtliche Verdrehung dieses Namens einen sittlichen Ärger erregen?

Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Göthe, Dicht. u. Wahrh. 3 Th. 11 Buch. — Ich war von jeher allen Geschlechtsnamen, die etwas bedeuten, feind, z. B. Hofmann, Zimmermann, Seiler, Richter; wie schön hingegen einer von gar keiner Bedeutung, wie Göthe, Herder, Leibnitz, Kant. (J. P. Richter 19, 33.) Der Eindruck eines wohllautenden Namens, sowie eines mißtönigen, wird oft kaum von jahrelanger Gegenwirkung überwunden; und er wird gar doppelt, wenn der Mensch so handelt, wie er heißt. Wär' ich z. B. Rapinat gewesen, so hätt' ich mich in der Schweiz Fenelon, oder Jean Jaques, oder Tell getauft, um wie die Mühle schön zu klingen nach dem Zermal-

men. Derselbe 51, 83. — Unsere Vornamen sind häufig aus Thiernamen entlehnt, oder mit ihnen zusammengesetzt: Wolfgang, Wolfhart, Wolfbrant; Heimeram, Emmeram, Wolfram; Bernhart, Berengar, Bernlef; Siglint, Gerlint, Theodelint; Schwanhild, Schneewittchen und Schwanewittchen; keiner aber paart sich mit dem Namen des Fuchses, weil diesem die Seele aller Heldennamen fehlt, die Kühnheit. Ein zu bedeutsamer, zu großer Ahnenname wird einem nacheifernden Enkel oft schon im Anbeginne seiner Thätigkeit zum Hinderniß. Walther von Göthe, unseres Dichters Enkel, hat ein episches Gedicht Erlinde drucken lassen, welches der Verleger Cotta seither mit der ständigen Versicherung annoncirt, daß sich hier der dichtende Enkel keineswegs auf des Großvaters Ruhm zu stützen suche. Nomen est omen.

2) Ueber die entsprechende Namensbeschaffenheit deutscher Autorennamen, ihrer Werke und der darin enthaltenen Hauptpersonen.

In Knebels und Göthes Briefwechsel 2, Nr. 544 heißt es über den verdienstvollen Wienerdichter Grillparzer: der Name ist ominös und die Musen scheinen ihn nicht eben eingesegnet zu haben. — Ähnlich äußert sich Rückert Bd. 6, 100:

Wie es manche Wörter giebt,
Die ein Dichter nicht kann sagen,
Giebt es manche Namen auch,
Die nicht kann ein Dichter tragen.
Gerne nennt' ich Dichter dich,
Wär' im Wege nicht dein Name,
Den im Munde führen mag
Keine Muse, keine Dame.

Wie verderblich ist dem Autor Kotzebue sein Name geworden; wie gefährlich ist es Hottenrott zu heißen und unter diesem Namen ein griechisches Übungsbuch (Köln 1855) in Gymnasiastenhände zu legen. Wir wollen einige solche Autorennamen, die durch sich selbst den öffentlichen Widerspruch heraus fordern, hier folgen lassen.

Dr. Komma, Stadtphysikus zu Eger. Allg. Ztg. 1853, Nr. 139, pg. 2261. — Carl Waschmitius, bair. Ministerial-Registrator. Allg. Ztg. 1857, Nr. 250, Todesanzeige. — Dr. Marmor, Der Führer durch das alte und neue Constanz, 1856. — Anton Clima, Handbuch zum Unterricht im deutschen Stil. Wien bei Seidel 1857. — Richard Schornstein: Aus dem Gebiete weiblicher Bildung für Jungfrauen. Elberfeld bei Bädeker 1857. — Professor Doctor lehrt an der jetzigen Veterinärschule

zu München; Professor Buchbinder, gegenwärtig 1865 zu Pforta. — Anna Barbara Knackrüggin, Vermischte Gedichte. Brandenburg 1753. — Dr. Murner, der papistische Kampfhahn in den theologischen Streitigkeiten der Schweizer-Reformation, wurde von seinen Gegnern Wolf Köpflin (Capito) und Hausschein (Oecolampadius) in Basel, Murrnarr genannt und beklagte sich darüber in einem bei der Tagsatzung eingereichten Schreiben: „Er narret mich zum fierdenmal und verkoret mir mein vatterlichen zunamen mit diessen worten Murrnarri Murnar. Und habs doch gentzlich dafür, mein vatter und sin bruder, denen gott genad, und alle, die unsern nôch-namen tragen, syent nit also nerrisch gewesen." Strobel, Beitr. pg. 90. Auf der Pariser Kunstausstellung vom Sommer 1863 war ein besonders schönes Ölgemälde zu sehen, vollendet in Technik und Colorit: La collecte à domicile, vom Westfälinger Wreschebrink. Das Bild fand bei den Betrachtern allgemeinen Beifall, allein die öffentliche Kritik der Journalisten übergiengs; der Name des Künstlers war schuld, vor Wreschebrink nimmt ein Franzose Reißaus. Der 1863 verstorbene Oberstabsarzt der baierischen Armee hieß Dr. Fleschwetz; allein in München, als am Orte seiner ärztlichen Praxis, nannte ihn der Volksmund durchweg Dr. Flöhschütz. Durchgeht man die Namensreihe unserer deutschen Autoren älterer und neuerer Zeit, nach dem redenden Inhalte ihrer Namen, so lassen sie sich meist unter ein Dutzend Namensgruppen zusammenbringen, wie nachfolgender Versuch zeigt.

a) Läppische Autorennamen.

J. G. Süßkind.
Dedekind.
Jung-Stilling.
Spazier.
Birchpfeiffer Charlotte.
Malachias Siebenhaar.
R. Lappe.

b) Arrogante.

Sonnenfels.
Singenberg.
Donner.
Feuerbach.
Helmbold.
Haltaus.
Lichtwer.
Hermes J. Th.
Immermann.

c) Handwerkerhafte.

Hornbostel.
Kannegießer.
Bretschneider.
Ölenschläger.
Krummacher, Streckfuß.
Schlosser.
Gatterer.
Schlegel.

d) Sich selbst Widersprechende.

Dräxler-Manfred.
Nikodemus Frischlin.
Achim von Arnim.
Raphael Mengs.
Löwe-Weimars.
Varnhagen von Ense.
Hermann der Damen.

e) Schmächtig sentimentale.

Musäus.
Mastalier.
Kosegarten.
Frauenlob.
Saphir.
Muskatblut.
Rosenblut.

f) Unappetitliche.

Breitenbauch G. A. v.
Pustkuchen-Glanzow.
Knigge.
von Knoblauch.
Schurzfleisch.
Löffelholz.
Kotzebue.

g) Sittlich censirende.

Brummer.
Lobwasser.
Suchenwirth.
Tiestrunk.
Glasenapp.
Schopenhauer Johanna.
Bengel.
Flegler.
Klotz.
Rumohr.
Langenschwarz.
Drollinger.
Leisewitz
Nodnagel.
Wackernagel.

h) Animalische.

Schweinitz.
Hengstenberg.
Ephraim Kuh.
Rebhuhn.
Schreyvogel (West).

Zahlhaas.
Weisflog.
Vulpius.
Voß.
Grillparzer.
Mügge.
Stieglitz.
Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Rehfues.

i) Pseudonyme.

Wilibald Alexis (Häring).
Dr. Mises (Fechner).
Pellegrin (Fouqué).
Silvio Romano (Riemer).
Jean Paul (Fr. Richter).
Treumund Welp (Pelz).
Emerentius Scävola (v. Heyden).
Clauren (Heun).
Semilasso (Fürst Pückler).
Laun (F. A. Schulze).
Theod. Hell (Winkler).
Novalis (Hardenberg).
Lenau (v. Strehlenau).

k) Kakophonische.

Tschudi.
Zschokke.
Chr. v. Krosigk.
Tscherning.
U. v. Zatzikofen.
Uechtritz.
Suabedissen.
Jarke.
Giseke.
Brockes.
Czepko.
Stolterfoth.
Moscherosch.
Marx Treitzsauerwein.

In der Namensreihe der Pseudonymen zeigt sich, daß ein Autor, namentlich aus Schlesien, nicht heißen kann wie die dort hundertfältig vorräthigen Schulze, Scholz und Scultetus; daher hier oben der pseudonyme

Laun. Ferner darf ein patriotischer Dichter zur Zeit der nationalen Erhebung Deutschlands gegen Frankreich nicht selbst einen französischen Namen tragen, wie De la Motte Fouqué; daher Pellegrin Der Redacteur der ehemaligen Dresdner Damenzeitung mußte seinen zu stark duftenden Namen Häring in den opernhaft sangbaren Wilibald Alexis übersetzen, denn jedes Fräulein kannte damals noch die Melodie von „An Alexis send' ich dich." — In Göthes literarischer Umgebung mußte ein handwerkerisch lautender Riemernamen sich in die Sprache jenes klassischen Landes umsetzen, „wo die Citronen blühen", daher denn Sylvio Romano. Fürst Pückler-Muskau mochte nicht an den zu Mainz hingerichteten Schinderhannes zu erinnern haben, welcher Pickler hieß; daher Semilasso. Redacteur Winkler wollte nicht an ein Winkelblättchen von Krähwinkel erinnern und nannte sich Theod. Hell.

Allein derlei Selbstübersetzungen reichen nicht über die eigne Sprache hinaus, in der sie gelten sollen; ein Jean Paul hat für einen Franzosen schon nicht das Namensgewicht, mit dem er einst dem deutschen Leser von seinem kleinen Städtchen Hof aus imponirte. Uns erinnert der Name Malebranche an eine der berühmtesten Sängerinnen und erscheint uns deshalb schon wohlklingend; allein dem Franzosen ist er ein bloßes Appellativ, das im altfranzösischen Renard den jungen Fuchs bezeichnet, wörtlich: der böse Zweig, das schlimme Früchtlein. Den Deutschen erinnert ebenso Blanchard an den berühmten Luftschiffer, dagegen den Franzosen an den weißen Bären.

Aber weit mehr als auf den Namen, den der Autor trägt oder erwählt, kommt es darauf an, daß er seinen Werken, den darin handelnden Personen und den mitgenannten Örtlichkeiten solcherlei Titel und Namen zu geben verstehe, die eine entschieden günstige Vorauswirkung für die Beschaffenheit und den Charakter seines Wirkens in das Publikum hinein tragen. Es ließe sich also unser vorliegendes Arbeitsthema zerlegen nach der Namenswahl, welche berühmte Werke und Dichtungen verewigt, und nach den Personen- und Ortsnamen, die in diesen Werken als belangreiche genannt werden. Über den Namen, den das neue Werk bekommen soll, Rückert:

> Den Titel, ist ein alter Spruch,
> Zu machen, ist das schwerst' am Buch.
> Zum Buch gehört ein Titel,
> Als wie ein Griff zum Knittel.

Welche Mühe machte Schillern der Name zum Trauerspiel Kabale und Liebe, den ihm Iffland finden half statt des voraus gewählten „Louise

Müllerin". Unser heutiges Theater-Publikum würde sich jene drei Hofthiere: Kammerjunker Bock, Hofmarschall Kalb und Secretär Wurm — nicht mehr in Einem Trauerspiele anbieten lassen. Sein Sprachgefühl ist feiner als zu Schillers Zeit. Wie rasch wirkten Körners Vaterlandslieder durch ihren zutreffenden Zwillingsnamen „Leier und Schwert", worin zweierlei Stände und Bildungsgrade zugleich in Bewegung gesetzt sind. Schillers „Taucher", Schillers „Bürgschaft" gilt uns mehr, als wenn jener Taucher nun Nicola Pesce hieße, und diese ebenfalls mit dem historischen Eigennamen betitelt wäre, Damon und Phintias. Das Poetische, das im Namen des Sempacher Helden Winkelried liegt, macht sich erst bemerklich, wenn man den Namen Winkelmann dagegen hält.

Aber ebenso muß der Ortsname derjenigen Handlung symbolisch und charaktergemäß angepaßt sein, welcher er zum Schauplatz dient. Im Rabnerischen Dorfe Querlequitsch hat kein Klopstock Raum, im Jean-Paulschen Fürstenthum Haar-Haar, Flachsenfingen und Kleinziebingen keine Faustiade Göthes. Ein nicolaischer Sebaldus Nothanker sollte nur in Jean Pauls Pfarrdorfe Huckelum vegetiren. Ein Dr. Katzenberger und Quintus Fixlein kann nicht in Rom sterben und dorten an der Cestiuspyramide begraben liegen; er gehört an die Schweine in Meiningen, an die Besau und Gesau in Henneberg, an den Lumpelbach und die Starzel in Tirol; in solche landschaftslose Winkel, die nicht in der Geographie, sondern nur in der humoristischen Literatur vorhanden sind, in der Dunsiade und Jobsiade.

Lessings Schauspiele enthalten die wenigsten deutschen Personennamen: Chrysander, Damis, Celio, Staleno, Theophan — bis zur Miß Sara Sampson; allein seine Minna von Barnhelm macht alles wieder gut. Die meisten bürgerlichen Namen lesen wir bei Göthe, sein größter Geistesheld heißt Heinrich und dessen Geliebte Gretchen, vor diesem einen Frauennamen verschwinden seitdem alle hochhalsigen Corinnen, Fiordimonen und Laidionen. Die größte Schöpferkraft an Namen hat sich in unserem alten Thierepos kundgegeben, ob wir dasselbe nun nach der altfranzösischen oder nach der altflämischen und mönchslateinischen Fassung betrachten. Ich will zum Schlusse nur die Zunamen der eilf Wölfe anführen, wie sie im Isegrimus als Muster der Gefräßigkeit genannt sind:

triventer Dreimagen;
pilauca Gänsedieb;
septemgula Siebenschlund;
spispisa Zwingewanst;

worgram Würgenwidder;
charybdis inops Armstrudel;
ingens mantica Großranzen;
varbucus Angstbauch;
gehenna minor Nebenhölle;
averuus major Höllenhunger.

156. Eines Volkes Denk- und Handlungsweise ist auch aus dessen Sprache erkennbar; oder wie drücken einzelne Sprachen die Begriffe Fromm und Nüchtern aus?

Dreimal wurde die deutsche Sprache latinisirt: unter Augustus, unter Karl d. Gr. und schließlich unter den Jesuiten; bald drohte die hierarchische, bald die politische Gewalt, ihr einen fremdartigen Begriff in das deutsche Wort zu legen. Sie hat sich dabei meistens mit Zähigkeit in ihrer Eigenart behauptet. Ein Beispiel gewährt das Wort Fromm, über welches Wachsmuth, Geschichte der deutschen Nationalität 1, 207 Folgendes sagt: „Für die gesammte Stellung der deutschen Nationalität zur Religion ist es bedeutsam, daß in dem Worte vrum sittliche Wackerheit vorherrschender Begriff ist.“ Man darf berichtigend hinzusetzen: sittliche Werkthätigkeit und Rechtschaffenheit; denn der Fromme ist der mit gutem Beispiele und in der That Vorangehende: goth. fruma, superl. frumists ist prius und primus; agſ. from strenuus, fram praestans. Wenn im Nibelungenliede die bedrängten Burgunden schon einen ganzen Tag massenweise und im Einzelkampfe gegen die Übermacht der Hunnen gefochten haben, so steht Volker, der Spielmann, immer noch und unermüdlich an ihrer Spitze:

Swie vrum si alle wâren, die künege und ouch ir man,
doch sach man vor in allen Volkêren stan
gein den vîenden zêrste'n helt guot,
er vrumte mit willen manegen vallen in daz bluot.

Erst die theologische Richtung legte den Begriff der Gottesfürchtigkeit in das Wort, ohne jedoch den echten dadurch tilgen zu können, wie das Sprichwort zeigt: Frummt es nit, so schadets nit; darum mußte denn die specifisch-theologische Absicht schon zum Fremdworte greifen, und redet von Pietismus und Pietisten, während mit diesen letzteren unsere Eigennamen Frommann, Frommherz u. A. nichts gemeinsam haben. Ähnliche Orts- und Geschlechtsnamen: Frommberg, Frommholz sind entweder abge-

leitet vom Namensleiher Fromme, d. i. brauchbarer Mann; oder es sind Assimilationen aus Fron-berg, Fron-holz, Herrschaftswaldung. Hierüber ist weiter zu vergleichen Schmeller, Baier. Wörterb. 1, 610.

Das deutsche Nüchtern, goth. uhtvô, ahd. uohta (Morgen und Osten), mit vortretendem n: nuocht, nuechternin (vgl. Otter u. Natter, Anke u. Nacke, Uechtland u. Nüchtland) bezeichnet figürlich den noch leeren Magen, das uneingenommene vorurtheilslose Gemüth. Denselben Begriff drückt das franz. à jeun in figürlichem Sinne folgender Maßen aus: sobre (latein. sobrie, aus se-ebrius, nicht betrunken) besonnen; désabuser, sich nicht abnutzen lassen, durch Verstandeskälte gegen jede Enttäuschung voraus sicher und unmißbrauchbar; désenivrer aus der Trunkenheit und Entzücktheit aufwachen; blasé, durch Überfeinerung gegen Empfindungen abgestumpft. In der Verwendungsweise, welche dieser eine Begriff in den beiden Sprachen erhält, liegt zugleich die verschiedenartige Denkweise und Culturstufe der beiden Völkerschaften mit ausgedrückt. Der französischen Sprache verstößt es gegen die gemeine Praxis, erfolgreiche Lebenserfahrungen zu sittlichen zu steigern: ihre Urtheilsschärfe will nicht durch Sittlichkeit, sondern lediglich durch Praxis gelenkt sein, letztere aber ist die Herzenshärte.

Achte Abtheilung.

Literaturgeschichtliches.

157. Herstellung der richtigen Strophenfolge des Volksliedes die drei Röselein.

1.

Jetzt gang i ans Brünnele,
Trink aber nit,
Da such i mein herztausige Schatz,
Find-ne aber nit.

2.

Da laß i meine Äugelein
Um und um gehn,
Da sieh-n-i mein herztausige Schatz
Bei me-n Andre stehn.

3.

Und bei me-n Andre stehen sehn,
Ach, das thut weh!
Jetzt b'hüt di Gott, herztausiger Schatz,
Die b'sieh-n-i nimme meh!

4.

Jetzt kauf i mir Dinten
Und Feder und Papier
Und schreib meim herztausige Schatz
Einen Abschiedsbrief.

5.

Jetzt leg i mi nieder
Aufs Heu und aufs Stroh (Moos),
Da fallen drei Röselein
Mir in den Schoß.

6.

Und diese drei Röselein,
Die sind so roth:
Jetzt weiß i nit, lebt mein Schatz,
Oder ist er todt.

Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder, Aus mündlicher Überlieferung gesammelt. 1855, pg. 89. Vgl. dazu Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslied. pg. 161. Simrock, Die Deutsch. Volkslieder 267.

Warum fallen hier dem treulos von der Liebsten Verlassenen drei Röslein in den Schoß, und was veranlaßt ihn, daraus den Schluß zu ziehen: Jetzt weiß i nit, lebt mein Schatz, oder ist er todt? Man muß ein hier im Liede übersprungenes Mittelglied errathen, und zwar aus der Grundstimmung dieses Liedes; dieses von der Romanze zu erzählen vergessene Motiv besagt: Am Brunnen warf das treulose Mädchen den glücklichen Nebenbuhler mit Rosen, und diese fielen dem armen Betrognen in den Schoß. Diese drei Rosen galten unserm Alterthum als ein Todeszeichen. Die schweizerischen Kirchhöfe tragen noch den Namen Rosengarten, gleichwie in der deutschen Heldensage der Rosengarten zu Worms der Kampfplatz ist, in welchem auf Leben und Tod von den um Kriemhilt Werbenden gefochten wird. Der über diese drei Rosen plötzlich in Zweifel Versetzte rafft sich von seinem Strohlager empor, um seine Augen forschend ringsum gehen zu lassen und sieht, was nun seinem eigenen Herzen den Tod droht, die Liebste bei dem Nebenbuhler stehen. Gemäß diesem Ideengang der Volksromanze ist die Strophenfolge des bisher üblichen Textes irrig zusammengereiht und muß künftig nach folgenden Nummern angesetzt werden: 1. 5. 6. 2. 3. 4.

Im Volks- und Kirchenliede kommt entweder die Sprache aus dem Unvermögen noch ungeprüfter und unentwickelter Kräfte, oder aus der Fülle und Größe männlicher Kraft hervor gequollen. Dorten erschüttert sein leidenschaftlicher Ausbruch, sein selbst ergriffenes Stammeln; hier reißt sein Moment plötzlicher Klarheit zum Staunen hin. In beiden Fällen ist es das dichtende Gemüth, das wie ein kindlich junges, noch von wenigen Eindrücken berührtes, sich begeistert und bewegt fühlt durch eine überraschend gefundene Einsicht, durch eine neue Wahrheitsahndung, durch ein vorher noch nie so rein und sicher Empfundenes. Es ist in beiden Fällen die unbefangene Sicherheit des genialen Instinktes. Dazu gehört allerdings Freiheit von einem durch Arbeit und Sorge niederdrückenden

Kampfe mit der Natur, sowie auch das Menschengeschlecht nicht sowohl der Zeit bedarf, um zu intellectueller Kraft zu gelangen, als der Freiheit von störenden Eindrücken. Die Reife der Erkenntniß, zu der es wirklich heranwächst, ist nicht gerade eine höhere, aber eine andere. Nach Wilh. v. Humboldt, Gesamm. Werke 1, 106.

Volkslieder entstehen in der Neuzeit deshalb nicht mehr, weil man dem Volksdichter weder mehr den bildenden Zutritt in die Gesellschaft gönnt, welche man die große oder die gute nennt, noch ihm die Mittel bereit stellt, mit denen er an seiner Selbstbildung arbeiten und den Eingebungen glücklicher Stimmung folgen könnte, die ihm eben aus jenem kummerfreien Bildungsgange entspringen. Die alten Minstrels lebten im Gefolge der Könige, Béranger unter dem Einflusse und dem Beifall seiner Weltstadt, und jener Kanonier, der das Lied vom Prinzen Eugenius sang, unter dem erhebenden Corpsgeiste seiner siegreichen Armee. Daraus entnahmen sie ihre Belehrung und Aufmunterung, daraus ihren Schutz vor der täglich wiederholten Schande der Armuth. Der letzte Volksdichter Frankreichs, Béranger, lebte von einer Rente seines großmüthigen Verlegers und konnte so die Staatspension ausschlagen, die ihn und seinen Namen in politische Abhängigkeit zu bringen drohte. Der letzte englische Volksdichter Robert Burns genoß eine Staatspension. Dessen Vorgänger, der braune Rob, † 1778, aus Durnes in Southerland, stammte noch aus der Zeit, wo die hochländischen Clanshäupter in hausväterlicher Gemeinschaft mit ihren Untergebenen lebten. Im vertrauten Umgange mit Lairds, höheren Offizieren und Geistlichen konnte dieser einfache Ochsentreiber, ohne lesen und schreiben zu können, sich zu einer freieren Weltanschauung und zu jenem kräftigenden Selbstgefühle erheben, wodurch die Entwicklung des poetischen Talentes wesentlicher bedingt ist, als durch gelehrte Bildung, die den göttlichen Funken durch unnützen Wust nur zu oft erstickt. Deshalb ist unter den schottischen Hochländern bei nun gänzlich veränderten Verwaltungsmaximen längst von solcher Poesie keine Ahnung mehr anzutreffen. Unter den heutigen Verhältnissen, welche die Masse des Volkes vom wahren Naturzustande weiter entfernt halten als die höheren Mittelklassen, wird kein Product der sogenannten Naturpoesie sich über die platteste Bänkelsängerei erheben, wenn es wirklich von einem Individuum jener in leiblichen und geistigen Banden verdumpften Masse herrührt; und nur ein verschrobener Geschmack und noch öfter Affectation und Nachbeterei wird etwas Wunderwürdiges daran finden. Ellissen, Polyglotte, Bd. 1.

158. Das volksthümliche Lied des Kunstdichters.

Die Nonne, von Uhland.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau gieng;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hieng
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel sein,
Und Engel darf ich lieben."

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand in lichtem Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Je näher verwandt das Lied des Kunstdichters dem Volksliede ist, um so mehr erscheint es als das leichte, kunstlose, als das wie von selbst entstandene. „Das ist ja gerade die Kunst, etwas kunstloses zu machen!" sagte der Astronom Herschel zu einem dicken Herrn, der auf Herschels Riesenfernrohr stehend sich wunderte, federleicht nach allen Himmelsrichtungen von Herschel selbst gedreht zu werden. Der echte Kunstdichter leistet dasselbe, er macht das Klassische populär: durch höchste Bildung der Form, reichste Fülle des Inhaltes, überwältigende geradausgehende Macht der Empfindung, Alles in schlichtester Einfalt dargelegt. Dadurch erhalten die Werke männlicher geprüfter Kraft die Heiterkeit und Unschuld des Kindersinnes. Dieses prophetische Denken seines Gefühles, dieses sein schöpferisches Gewissen trägt das Lied des Kunstdichters auf uns über; eine plötzliche Wahrheitsahnung, eine Klarheit unseres Denkens und Empfindens beginnt, die uns zum Staunen über uns selbst hinreißt. Denn

ohne daß eine materielle Erkenntniß erst in uns vorausgegangen wäre, ist uns eine neue intellectuelle Anschauung gewonnen, auch wir blicken nun die geschaffene Natur mit diesem ersten Blick der Liebe an, auch uns strahlt sie entgegen in diesem neuen Frieden der Schönheit und mit ausgemachter Sicherheit steht uns die Erkenntniß fest: Nichts ist heilig, nichts ist ewig als die Wahrhaftigkeit. Kaum bemessen wir mehr den großen Abstand zwischen uns und jener Kunstleistung, in unserer stillen Entzückung darüber fühlen wir uns sogar selbstschöpferisch wirksam. Eine solche materielle Gegenwärtigkeit gehobener Stimmung übt namentlich Göthes Lied auf uns aus, es erfüllt unsere Gemüthswelt, beseelt unser eignes Wort mit musikalischem Geschick und schmückt uns die Außenwelt mit immer neuem Reize aus. So empfindet es Fr. Rückert (Gesamm. Ged. 6, 376) noch in seinen ältesten Tagen und entnimmt sich aus Göthes „Bei dem Schein der Abendröthe“ seine neue dichterische Stimmung:

„Bei dem Schein der Abendröthe“
Gieng ich still dem Wald entlang.
Welcher Dafnis blies die Flöte?
Welche Dafne wars, die sang?
In der Tasche trug ich Göthe,
Dem dies Zauberspiel gelang,
Der die Seele mir erhöhte,
Die der Erde sich entschwang,
Und mit sanfter Abendröthe
Sich um alle Wipfel schlang.

Zum Schlusse noch ein erklärendes Wort über die melodiöse und geheimnißvoll wirkende Strophik dieses Uhlandischen Liedes. Jede Strophe ist gebaut aus den beiden sich gleichen Stollen und dem Abgesange, die in ihrer logischen und rhythmischen Periode sich gegenseitig bedingen und das Gleichgewicht halten. In der Schlußstrophe allein steht die Schlußzeile als Abgesang förmlich isolirt da, während in allen übrigen Strophen dieselbe Isolirtheit stets dem dritten Verse zukommt, welcher da die zweite Strophenstolle zu bilden hat.

159. Unsere Dichtersoldaten und Soldatendichter im achtzehnten Jahrhundert.

Wie kommt es, daß im vorigen Jahrhundert unsere friedfertigen Stubengelehrten so viel Martiales gedichtet haben? Gleim als Domherr zu Halberstadt sang die preußischen Grenadierlieder, Denis als Exjesuite

und Wiener Bibliothekar wurde zum schlachtensingenden Barden Sined, Lavater als Antistes am Großmünster zu Zürich, schrieb seine unbarmherzigen Schweizerlieder. Gleichzeitig sind dagegen diejenigen unserer Dichter, die entweder Soldaten von Profession waren (Schiller, Regimentsarzt in Stuttgart) oder Feldzüge und Schlachten mitmachten (Kleist, als Husarenmajor bei Kunnersdorf gefallen; Göthe, die Campagne in Frankreich mitmachend) über ihren Stand und ihr persönliches Schicksal verhältnißmäßig sehr schweigsam verblieben.

Leitsatz. Als im 19. Jahrhundert den Deutschen allmählich der Mangel öffentlichen Lebens, politischer Wirksamkeit und nationalen Einflusses zu dämmern begann, sang Rückert (Gesam. Ged. 6, 6), aber erst lange nach seinen Geharnischten Sonetten und antifranzösischen Spott- und Ehrenliedern:

Oder wär' ich ein Franzose,
Wollt' ich jetzt den Großen feiern,
Den ich selbst, der ahnungslose,
Einst verschrie mit andern Schreiern.
Was den Dichter macht? Ein frisches
Dasein muß ihn rings berühren.
Und hier weiß ich Dichterisches
In mir selbst nur aufzuspüren.

Göthe, wegen seiner Nichttheilnahme an jener 1813 von allen jungen Lyrikern gefeierten Nationalbegeisterung befragt, antwortete (in den Gesprächen mit Eckermann): Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

160. Die Literaturgeschichte unterscheidet weltliche und geistliche Dichter von Profession, hat aber bis heute über das künstlerische Werthverhältniß beider Gattungen einen auffallend großen Unterschied gemacht. Darzustellen an Gellerts religiösen Liedern.

Situation.

Der siebzehnjährige Göthe meldet von der Leipziger Universität aus die Ergebnisse seines letzten Besuches beim Prof. Gellert. Er hat dabei

die Wahrheit eines Sätzleins einsehen gelernt, das in des Wandsbecker Boten Güldenem Abc damals zu lesen stand:

Armuth des Geistes Gott erfreut,
Armuth, und nicht Armseligkeit.

Dies trägt uns Göthe als Endergebniß seines Gespräches vor, das er mit seinem Leipziger Lehrer über den Werth oder Unwerth von dessen Dichtungen geführt hat. So eben erst ist Gellert von einer Krankheit genesen, an der das Gerücht ihn bereits hatte sterben lassen. Die falsche Nachricht hievon hatte den dankbaren Kleist zu einem Trauergedichte aufgeregt, worin es heißt: Die Erde weint, der Himmel freuet sich. Mit diesen Versen macht der junge Göthe den reconvalescenten Lehrer bekannt. Gellerts fromme Bescheidenheit fühlt sich so großer Verheißungen nicht würdig. Er weiß, daß es in der Poesie nicht lauter Könige geben kann, noch weniger darf er sich in der Religion für einen Monarchen halten, denn besonders sie lehrt den Satz: Viele sind berufen, Wenige aber auserlesen. Sein Verdienst sieht er nur darin, den noch Ungebildeten und Rathlosen durch Herzensbildung und Empfindungsveredlung auf die religiöse Erkenntnißstufe der Besseren hinauf zu heben. Zum Beweise hiefür überreicht er Göthen einige jüngst geschriebene Strophen, worin die bekannte Stelle steht:

Da ruft, o möchte Gott es geben,
Vielleicht auch mir ein Seliger zu,
Heil sei dir, denn du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, du! —
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein.

Diese Stelle, fährt Gellert fort, ist zwar nicht poetisch, aber sie ist religiös „und in diesem Sinne möchte ich lieber das Kirchenlied Veni, creator spiritus! geschrieben haben, als der Verfasser der Ilias sein."

Welchen Abschluß könnte nun Göthe diesem, mit Ausschluß der letzt erwähnten Worte Gellerts von uns fingirtem Gespräche gegeben haben, so daß dabei weder sein mit Recht verehrter Lehrer, noch auch sein mit noch größerem Rechte bewunderter Homer zu kurz kommen durfte.

Leitsatz. Ein Kunstwerk wird nicht gemacht, es wird geschaffen und ist dann die Wiedergeburt des Künstlers. Auch das Kirchenlied ist ungemacht, so lange es kein Arrangement mit der Bildung und Mode trifft, sondern aus der Selbstentzücktheit des Glaubens entspringt. Ohne

diesen Glauben zaubern sich jene hinreißenden Seelengebete nicht mehr aufs Papier. Selbst Klopstocks geistliche Lieder theilen das Schicksal der Vergessenheit, das ihnen schon Lessing richtig vorausgesagt hatte.

161. Abkunft und sittlicher Werth des deutschen Kirchenliedes im achtzehnten Jahrhundert.

Die Heuchelei gilt als poetische Mode Deutschlands vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Krieg. Der fünfzehnjährige Göthe beginnt „auf Verlangen" mit einem geistlichen Reimgedicht auf unseres Herrn Höllenfahrt; der Eleve Schiller mit einem Gratulationsgedicht auf den Herzog Carl und dessen Maitresse Franziska von Hohenheim, worin er seine Pflicht ausspricht, beide mehr lieben zu müssen, als seine Eltern. Gödeke, Grundriß 433. 455. Diesen Schaden empfand Fr. v. Hagedorn, in seinem Gedichte heißt es darüber:

Ein Türkischer Geistlicher schrieb trostige Gedichte:
Zu dem sprach Gabriel in himmlischem Gesichte:
Die Verse, welche man im Beten ausgedacht,
Sind schlecht wie ein Gebet, bei dem man Verse macht.

Der deutsche Bauernverstand ist hinter dasselbe Geheimniß gekommen, ohne sich um Literatur und Kritik je gekümmert zu haben. Die humoristische Volksrede behauptet nämlich: Wer immer betet und sich etwas darauf einbildet, der betet sich durch den Himmel und muß jenseits die Gänse hüten. Grimm, Mythologie 1, Abergl. no. 997.

162. Die menschlichen Schwächen des großen Mannes, Helden oder Dichters.

Der alternde Shakespeare soll den Bacchusfreuden ergeben und ein Gefährte des liederlichen John à Combe gewesen sein, welcher, wie man zu Stratford erzählte, seinen Tod in einem Graben fand, in den er auf dem Heimweg aus dem Wirtshause stürzte.

Je länger das Meer der Zeit über solcherlei Partikularitäten hinrauscht, um so weniger können sie sichtbar bleiben in der Gesammterscheinung, in welcher der große Mann vor unserm geistigen Auge dasteht. Alle jene kleinen Zufälligkeiten gehen verloren gegenüber der Macht eines einheitlich angelegten Charakters. So sieht ein vielfach geflicktes Segel am fernen Horizonte dennoch rein und fleckenlos aus.

„Lessings Schwächen" war der Titel dreier Flugschriften vom J. 1778, mit denen der Hamburger Pastor Göze Lessingen bekämpfte; Lessings ungeordnete Führung seines Wolfenbüttler Bibliothekariats wurde in Naumanns Serapeum erst noch neuerlich beleuchtet. Letztere Schrift wirkt wie ein Reizmittel, die erstere wie eine Schnurre, keine von Beiden nimmt oder gibt dem Verfasser des Nathan eines Haares Breite von seiner dauernden Größe. Die Aufgabe, über die menschlichen Schwächen unserer bedeutsamsten Männer zu handeln, läßt sich daher erfolgreicher in folgender Art formulieren:

Das Erhebende des Studiums der deutschen Literaturgeschichte liegt darin, daß man wahrhaft große Männer, je näher man ihrem Geiste tritt, immer mehr hochachten lernt. Über der Größe ihrer Leistungen verschwindet ihr gering gewesener Stand, man sieht des Menschen Person nicht mehr vor seiner That.

163. Nicht wie haben unsere Dichter gelebt, sondern woraus hatten sie zu leben?

Es ist ein gerechter Wetteifer unter uns, anerkannte große Geistesproducte immer wieder zu bemessen und sie dadurch als die einzigen und unvergleichlichen frisch und von neuem erkennen und schätzen zu lernen. Doch welches die persönlichen Verhältnisse, die Subsistenzmittel des Meisters gerade waren, in welcher Lebenslage er jene Werke zu Stande brachte, diese Frage nach dem Lohn wird bei der Frage um die wissenschaftliche Arbeitsleistung von der Kritik schon allzulange verabsäumt. Man nennt die Dichter nicht bloß Nachtigallen, man überläßt es ihnen auch, vom Fliegenschnappen zu leben. Was unsern heutigen Poeten ihre Kunst einträgt, sollte das Publikum, das ihre Schriften entweder gar nicht liest oder, statt sie zu kaufen, aus der Leihbibliothek holt, von selbst errathen. Allein es hat sein sonst so praktisches Urtheil über das Soll und Haben gerade in dieser literarischen Frage hingegeben gegen eine poetische Fiction; die Dichter sind ihm nicht Kinder dieser bedürftigen Erde, sie leben von Nektar und Ambrosia. Alles hat der Schöpfer bereits verschenkt, heißt es in Schillers Theilung der Welt; nicht ein einziges Plätzchen mehr ist übrig geblieben für den Poeten, dafür steht ihm aber der Himmel offen, so oft er sich dahin begeben will. Der Sänger in Göthes Romanze thut völlig wie einer, der aus der Luft zu leben versteht; er weist das ihm bestimmte goldene Gastgeschenk mit Stolz zurück,

weil ein weit größerer Reichthum ihm aus jedem gelungenen Liede entspringe. Hinterher muß er dann freilich um eines bitten, das er nicht besitzt, um einen Trunk guten Weines und zwar aus einem Becher von echtem Golde. Dieser Wunsch wird ihm erfüllt — im Liede, aber nicht auch im Leben, denn solcher großmüthigen und kunstsinnigen Gastfreundschaft ermangelt nicht erst die Neuzeit, sie war schon in der Welt der altgriechischen Idylle ein für den Poeten verlornes Paradies. So heißt es darüber in der Theokritischen Idylle „die Charyten“:

Immer beeifern die Töchter des Zeus sich, auch immer die Sänger,
Götter zu preisen, zu preisen den Ruhm guthandelnder Menschen.
Wer doch von Allen, die schau'n zu dem blaulichen Himmel, empfängt wohl
Unsere Chariten, öffnend die Thüre mit herzlicher Freude
In der Behausung, und schickt nicht wieder sie ohne Geschenk fort?
Wär' jetzt einer der Art, der liebet den rühmenden Sänger?
Kenn' ich doch keinen! Nicht mehr wetteifern die Männer, für edle
Thaten, wie früher, gepriesen zu werden, sie zwang die Gewinnsucht.
„Hab' ich nur selber zu leben; den Sänger belohne die Gottheit!
„Wer möcht' Andre noch hören? Genüget doch allen Homeros!
„Der ist unter den Sängern der beste, der nichts von mir wegträgt.

Auch ein einzelner Zug aus dem ökonomischen Haushalte eines deutschheidnischen Dichters ist uns, trotz der Entlegenheit jener Zeiträume, aufbewahrt, und zwar von einem der berühmtesten Barden Islands, dem Eyvindr, der den Zunamen Skallaspillir, Skaldenvernichter führte, weil er alle Genossen im Wettgesang übertraf. Noch im hohen Alter hatte er Island besungen und dafür von den Bewohnern einen Goldschmuck erhalten, 50 Mark an Werth. Er mußte ihn i. J. 975 wieder veräußern, um in der damaligen Hungersnoth für sein Haus Häringe zu kaufen. Ettmüller, Lit. Gesch. S. 84. Frühzeitig schon erfüllte sich Uhlands Wort!

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug gestürzt,
Indeß man Festgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Die trüben Schicksale und Stimmungen eines Tasso, Camoens, Cervantes, Shakespeare sind uns bekannt genug; Schillers Ausgesetztheit, sein Darben und Kränkeln muß heute den Stoff zu Novellen und Zeitungs-Illustrationen hergeben. Warum ziehen wir aus solchen Welt- und Lebenserfahrungen nicht längst die Erklärung jener herben Ansichten

über Welt und Menschheit, die bei den großen Dichtern mit den Jahren, statt abzunehmen, fortdauernd wachsen? Wir sehen, wie sich der melancholische Unmuth in Shakespeares Dramen zu den herzzerreißenden Gebilden eines Lear, Macbeth, Othello steigert; wie Göthe sich freiwillig aus der Gesellschaft zurückzieht und das Publikum verachtet; wie Schiller anräth, gleichgültig gegen das ganze Menschengeschlecht zu sein, wie dasselbe wirklich vorhanden ist; wie Herder, immer mehr sich verbitternd, Freund und Feind verwechselt, weil er, wie Jean Paul von ihm sagt, an seinem Kanzelhimmel zugleich die Consistorialwäsche aufhängen muß zum Trocknen. Wir sehen dies und verwerthen es dennoch nicht; ja wir verspotten es noch, wo es uns bei geringeren Naturen begegnet, als die Krankheit des Weltschmerzes. Oft genug beruht diese vielleicht nur auf dem Wahne, verkannt zu sein; aber sie setzt wenigstens eine bei allen dichterischen Gemüthern gemeinsam vorhandene reizbare Stimmung, eine hypochondrische Anlage voraus, die durch persönliches Mißgeschick zum Äußersten gesteigert werden kann. Woher sonst sollte ein Buch entstehen, wie Victor Hugos Les Misérables? Woher sonst diese ingrimmigen Worte in seiner jüngsten Schrift über Shakespeare: „Das Reich des Genies ist das Exil Dantes, ihr Palast das Gefängniß des Cervantes, ihre Civilliste der Bettelsack des Jesaias, ihr Scepter der Stab Homers, ihr Thron der Mist Hiobs.“

Andere Fassung derselben Aufgabe.

Wird die Geistesarbeit für den deutschen Autor des achtzehnten Jahrhunderts eine lohnende und aneifernde gewesen sein, wenn selbst noch Göthes Epigramm zu seufzen hat: Ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt!

164. Göthes Schriften sind sein Leben.

„Das wahre Leben eines Dichters sind seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.“ Lessing über Martial, Bd. 8, 484.

Andere verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Göthe, Zahme Xenien.

165. Wer ist und bleibt Klassiker unter den Nationalschriftstellern?

Jene Reihe schöpferischer Talente, die man in der Geschichte des menschlichen Geistes mit dem einheitlichen Namen der Klassiker benennt, scheidet sich unter einander in zweierlei so beträchtlich verschiedene Gattungen, als wie die active und die passive Race, oder der empfangende und der erzeugende Geist ein bleibend Verschiedenartiges ist.

Das erzeugende active Talent tritt wie plötzlich hervor, ist durch die Weltereignisse entweder gar nicht, oder nicht hinreichend motivirt, schlägt ganz neue, von der Vergangenheit losgerissene, bis dahin ungeahnt gewesene Bahnen ein, centralisirt ohne Hilfe nationaler oder politischer Hebel allein aus seinem erhöhten inneren Leben den Volksgeist zu einem Nationalgeist, erwirbt demselben Beides, ein ideales geistiges Vaterland, während man gleichzeitig mit dem Verluste des wirklichen Vaterlandes bedroht sein kann, und ein neubefreites mittelst der Nationalbegeisterung, durch welche der Eroberer aus dem Lande geschlagen und aufgerieben wird. Durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse verbreitet das epochemachende Talent den Fortschritt in Geist und Form, in Stil und Composition, macht sich zum Mittelpunkte der Epoche und hinterläßt Wirkungen, deren Folgen noch auf ein kommendes Jahrhundert sich erstrecken.

Dies sind die höheren Gaben des Genius, welche die Gottheit bestimmten Personen in einer tiefsinnigen, nie ganz begreiflichen Weise verleiht, um durch diese Nationalgeister ihr eigenes Volk temporär zum Culturvolke umschaffen zu lassen. So Dante, Luther, Shakespeare, Göthe.

Das empfangende und passive Talent läßt sich dagegen aus den Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger erklären und aus der allgemeinen Ideenbewegung seiner Zeit ableiten. Es ist temporär dem Großgeiste gleichgestellt, behauptet sich aber in der nachmaligen Schätzung des Publikums nicht auf der früheren Höhe. Nachdem es die noch wüstgelegenen Stände und Volksklassen mit Begriffen bevölkert und dadurch auch beherrscht hat, muß es neuen, geläuterten Begriffen die Herrschaft abtreten, ohne selbst einen Thronfolger im Reiche des Geistes hinterlassen zu haben. So Wieland, Herder und Andere.

> Das Gold des Geistes wird beständig umgeprägt,
> Fürst aber ist, wer Geld auf seinen Namen schlägt.

166. Klopstocks Ode der Zürchersee, erklärt als ein Denkmal der hohen Freundschaftsfähigkeit und persönlichen Treue des Dichters.

Das Accessorische zum Verständniße des in der Ode mit berührten Pragmatischen über Personen, Örtlichkeiten u. s. w. wird hier nicht besonders ausgeführt, es ist erschöpfend erzählt in Mörikofers Schrift: Klopstock in Zürich 1750—51. Zürich und Frauenfeld 1851. Der Grundgedanke des Gedichtes heißt:

Süßer als die bezaubernde Frühlingsschönheit des ganzen Seegeländes, lieblicher als der begeisternde Wein, dessen Blüthe von beiden Seegestaden her duftet, reizender als der lockende Nachruhm und die Unsterblichkeit des Namens ist es: „In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein.“ Nicht die neugewonnenen Schweizerfreunde meint Klopstock, in deren Haus er Gemüthsruhe und Gastfreundschaft findet, in deren Gesellschaft er diese Landschaftsherrlichkeit heute entdeckt, sondern seine in Deutschland zurückgelassenen Studiengenossen, sie wünscht er hieher zur Stelle, sie würden ihm diesen Wald in ein griechisches Tempe, dies Thal in ein Elysium umwandeln, beides ihm zu einer begehrenswerthen, ewiggenügenden Wohnstatt machen. Nicht weil diese akademischen Bekannten nun noch mit deutscher Entbehrung und Alltäglichkeit ringen, während er selbst hier in wunderbarer Naturumgebung über Wohlstand und Bildung einer auserlesenen Gesellschaft frei verfügt, gedenkt er nun ihrer, sondern weil seine Seele an der ihrigen groß wuchs, weil sie diesen Festwein mit der gleichen Zunge zu schlürfen wüßten, dieses Landschaftsbild mit dem gleichen Blicke zu messen, seinem Entzücken mit dem gleichen Maße zu begegnen verständen. So macht er diese nun vergessenen Mitarbeiter an den „Bremer-Beiträgen“ wie er sie schon in seinen Wingolfs-Oden in einem Freundschaftstempel aufgestellt hat, trotz ihrer unbedeutenden Leistungen und ihres obscuren Lebenslaufes, unsterblich durch ihre und seine gegenseitig getheilte Bundes- und Brudertreue, er deckt mit der einen Hälfte seines reichen Geistes freigebig ihren Mangel zu, er ist, wie Horaz sagt, gegen sie ein Seelenvergeudender Freund: animae magnae prodigus. Das thut er aber nicht also, daß er sie größer machen wollte, als ihr wirkliches Maß gewesen ist, sondern indem er ihr ausdauerndes Freundesvertrauen dankbar lohnt und es mit sich in seinen Unsterblichkeitshimmel hineinhebt. „Gleich dem jüngsten Tage — sagt Jean Paul, verwandelt uns die Poesie, indem sie uns verklärt, ohne uns zu verändern.“

Klopstocks Ode muß also auf einen andern Standpunkt als auf den der bloßen pragmatischen Erklärung versetzt werden, dann erst bringt sie eine in jener zufälligen Seefahrt nicht mit enthaltene, neue und bleibende Idee zur Anschauung, welche historische Thatsache und geistige Erkenntniß zugleich ist. Wir formuliren daher das vorausgestellte Thema also:

Je mehr die Freundesbedürftigkeit in dem persönlichen Leben unserer nationalen Geister, der Dichter und Weisen, durchbricht und maßgebend wird, um so mehr erhöhen und verwerthen sich gleichzeitig bei uns die Begriffe von Vaterland, Gottesglauben und Ideenwerth.

Was nennt man Freundschaft heut zu Tage?

Kameradschaft, Bruderschaft, Bekanntschaft, Genossenschaft, Sippschaft, Gevatterschaft; lauter Collectivbegriffe aus dem bürgerlichen Alltagsleben und gleichbedeutend mit Artigkeit, Dienstbereitwilligkeit, Gefälligkeit, Traulichkeit. Allein hiebei gilt nicht eben die Goldwage des Grundsatzes, sondern das bloße Krämergewicht, das auf den Geschäftsfreund, den guten Kunden und Freund in der Noth spekulirt. Da wir nach und nach bemerken, daß unser besserer Begriff von Freundschaft in diesen bloßen Spielarten des guten Tones keinerlei Erfüllung findet, so ist es herkömmlich geworden, sich auf die Geschlechterliebe zu vertrösten und zu meinen, sie selbst sei die Erfüllung jener höheren Bezüge unseres Gemüthes, sie sei daher unser besonderes Eigen, unsere mit der neuzeitlichen Cultur erst beginnende sittliche Errungenschaft, sie sei dem isolirt fühlenden Menschen des Alterthums eben deswegen verschlossen geblieben. Denn was erwarten wir nicht Alles von der Geschlechterliebe, also von der Ehe? Um mich Göthes Worte zu bedienen: die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten — die Wonne der Unzertrennlichkeit — Hingebung Eines für den Andern, als die ausgesprochene Bestimmung fürs ganze Leben — die nothwendige Begleitung in den Tod. Nun, eben dieses erzählt das Alterthum gleichfalls schon und stellt es dar in der Gattenliebe des Admetos und der Alkeste. Aber dieses gleiche Muster der Unzertrennlichkeit preist und vergöttert es an einer weltberühmten Reihe von Freunden: Kastor und Pollux, Theseus und Pirithous, Achilleus und Patroklos, Damon und Phintias, Orest und Pylades. Man fühlt sich beschämt, sagt Göthe, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen. Aber man erkennt daraus, daß die Freundschaft das Palladium des Griechischen Staates war, die höhere sittliche

Ordnung, in welche die äußerliche Pflichttreue und Gesetzlichkeit sich verklärte. Wenn Pollux, wie die Mythe erzählt, anstatt ein Gott zu bleiben, lieber nur Halbgott werden, nur die halbe Unsterblichkeit kosten will, sobald er dafür ungetrennt fortleben kann mit seinem lieben Castor, so zeigt schon die bloße Dichtung die Höhe griechischer Vorstellung über Freundschaft. Die unermeßlichsten Vorzüge, die nach der Griechen Schätzung herrlichsten Genüsse opfert man freiwillig dem Freunde. Und auf diese so beschaffene Freundesliebe legt nun das Alterthum einen höheren Nachdruck, als auf die Gattenliebe. Nicht, daß es dabei das Weib in roher Wegwerfung verkannt hätte. Denn was gienge der Mutter Achills und der Gattin des Odysseus ab an edler Zärtlichkeit, was der Mutter des Pausanias an heroischem Nachdruck? An die Matronen der Römer, an die Mutter der Scipionen und Gracchen soll nur erinnert werden; schon das Institut der Vestalinnen läßt auf eine herkömmliche stätige Bildung des römischen Weibes schließen. Die große Rednerin Hortensia aber gehört nicht mit in diesen Kreis, sowenig als eine Diotima und Aspasia der Perikleischen Zeit, oder als unsere Bettinen und Rahels, die gleichfalls im Umgange mit Philosophen und Staatsmännern ein ihrem Geschlechte sonst verwehrt bleibendes Maß der Bildung gewannen. Aber an die großen Namen-Galerien von Männerfreundschaften knüpft das Alterthum ganz andere Ergebnisse und höhere Werthverhältnisse an, als an die Geschlechterliebe. Man entriß dem Achill in der schönen Briseis den Gegenstand seiner Liebe und sein Groll gegen die undankbaren Achäer ward unversöhnlich, er verzichtete auf seinen höchsten Wunsch, auf Heldenruhm im Kampfe, und lag unthätig im Zelte. Aber nun fällt draußen in der Schlacht sein Freund Patroklus; und augenblicklich versöhnt er sich mit dem Todfeind Agamemnon, alle frühere Rache und Drohung vergessend, nur den Gefallenen rächend, stürzt er sich augenblicklich wieder ins Kampfgewühl.

Warum?

Weil eine ähnliche Beeiferung, sich in schätzbaren Gesinnungen und Leistungen gleichmäßig und allseitig zu veredeln, nur zwischen Männern von gleichgestimmter, gleichtiefer Seele möglich und ausführbar ist, nicht zwischen Frauen. Weil dieser Wetteifer der Freunde nicht zusammenfällt in einen Wettstreit rivalisirender Eifersucht und eitler Nebenbuhlerei. Männerfreundschaft, gegründet auf Reife des Geistes, feiert den Triumph des Freundes als ihren eigenen enthusiastisch und neidlos mit. Beweis: Schillers und Göthes Bündniß.

Der Hirtenknabe David hat das Herz des Königssohnes Jonathan gewonnen. Ihre ungleiche Abkunft ist in der Heroenzeit getilgt und ebenso ohne Anstoß, wie der Königssohn Carlos, der reichste Erbe der Welt, dem besitzlosen Ritter Posa sein Herz entgegen trägt. Und da Jonathan den Verfolgten mit Gefahr seines Lebens gerettet hat, sagt er scheidend zu ihm (20, 42): Gehe hin in Frieden; was wir Beide geschworen haben im Namen des Herrn, das bleibe ewiglich! — So blieb es, obschon Jonathan unter seines Vaters Truppen in der Feldschlacht gegen David umkommt und dieser dann den erledigten Thron besteigt.

Wie Winkelmann durch seine Freundschaftsbefähigung das Wesen des Schönen entdeckte und darstellte, dies hat Göthes berühmte Schrift verherrlicht, welcher das hier Nachfolgende auszugsweise entnommen ist. Winkelmann empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winkelmann selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat. Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsgefühl sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem alterthümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst, denn das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Dagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervor zu bringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es

alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Für diese Schönheit war Winkelmann seiner Natur nach fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen. Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinaus zu steigen und alles was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben. So finden wir Winkelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Lassen wir auch unsern Lessing sprechen. Er ist bereits über die Hälfte seines Lebens hinaus, hat nirgends noch eine sichernde Stellung gewonnen und ist nun eben im Begriffe auch sein einziges bisheriges Amt, das eines Sekretärs beim General von Tauenzien nach etlichen Dienstjahren wieder aufzugeben. Er thut dies ohne eine andere Aussicht und ist von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernt, da trifft seines alten Vaters Warnungsbrief bei ihm ein, Nachrichten über des Sohnes zerrüttete Umstände sind bis ins Haus der armen darbenden Eltern gedrungen. Man setzt ihm zu, einen bisher erträglichen Dienst nicht voreilig zu verlassen, nicht brodlos in die Welt hinaus zu treten und ohne Schutz und Hilfe zuletzt den noch grassirenden Epidemien der eben beendigten Kriegszeit zum Opfer zu werden. Der Sohn antwortet darauf: „Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich vor langwierigen Krankheiten und ich weiß nicht was für Umständen fürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres, und habe Freunde.“ Sämmtl. Werke, ed. Lachmann, Bd. 12, 161.

Schillers heroische Jugendfreundschaften sind bekannt; aus dem Beginne der Mannesjahre stammt sein Briefwechsel zwischen Julius und Raphael, ein Werk, das eine Ehre unserer deutschen Jugend ist, und aus

der reifsten Zeit seines Schaffens stammen, neben der Bürgschaft, dem Lied an die Freude und Anderem, die Ideale, letztere mit dem Selbstbekenntnisse:

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand.

Göthes und Schillers Freundschaftsbündniß war weder das, was wir einen Anker in der Noth nennen, ein vorbedürftiger, auf den Sparpfennig abrechnender Noth- und Hülfsverein, noch war ihr Autorenbündniß eine literarische Association zu Schutz und Trutz. Ihre Freundschaft ist gleichgetheilte Freude an reinen Ideen, an großen Handlungen und gleichgroßen Darstellungen derselben durch die Kunst. Sowie sich ihr Seelenbündniß stets auf ästhetische Harmonie stützt, so ist dessen edelstes Product das Kunsterzeugniß selbst. Eine so weit gehende Empfindungsfähigkeit des Schönen überhebt dann Allbeide unserer verbitterten Launen und ergrauenden Sorgen. Das Liebeschöne ihrer Idealwelt hat daher auch nicht den Nebenschein des Neides und aller sonstigen Betrübnisse unserer Gesellschaftswelt. Schillers begeistertes Wort im Lied an die Freude ist erfüllt, wir, die Beschauer seines Lebens und seiner Werke, stimmen mit in seinen Freundschaftsjubel:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Stimm' in unsern Jubel ein!
Ja wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund;
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund.

Wie diese Beiden als ein unzertrennliches Paar nun im Herzen der Nation stehen, immer zusammen genannt und gedacht, so hat der Bildhauer Rietschel ihre Statuen nicht mehr in getrennten Einzelnbildern, sondern als eine geschlossene Kolossalgruppe vereint auf ein Piedestal zusammengestellt. Als man anfänglich gegen diese Form der Gruppe künstlerischen Widerspruch erhob und einwendete, sie widerstrebe dem monumentalen Stilgesetze und überschreite die Grenzen der Plastik, wurde mit allem Recht sogleich entgegnet: Diese Gruppenbildung ist nicht ein willkürlich aus äußerlichen Betrachtungen entlehntes Symbol, sondern die Darstellung einer aus der Wirklichkeit gegriffenen Thatsache. Denn wenn

wir Schiller und Göthe Dioskuren nennen, so ist auch dies kein entlehntes Gleichniß, sondern eine erhebende geschichtliche Wahrheit. Bereits hat die Nation die Namen Beider untrennbar mit einander verbunden, und zwar nicht etwa so, wie Frankreich in der Erinnerung aus rein literargeschichtlichem Gesichtspunkte Corneille und Racine mit einander verbindet, sondern Göthe und Schiller erkannten und verbanden sich selbst untereinander, von der gemeinsamen Begeisterung für die gleichen Zwecke getragen, so daß es nur ein um so glänzenderes Zeugniß für die sittliche Tiefe Beider ist, wenn kleine Seelen die Wahrheit und Innigkeit dieser Freundschaft zu bezweifeln wagen. Göthes Lied an den Mond antwortet ihnen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Gewiß wäre ein Bildner zu tadeln, welcher Corneille und Racine, oder Michel Angelo und Rafael zur plastischen Gruppe vereinigen wollte. Aber wo, wie hier, eine solche innere thatsächliche Verbindung der beiden Heroen vorhanden war, da wäre die Kunst hinter dem Urbild des Lebens zurückgeblieben, wenn sie sich bildnerisch diese innere Einheit hätte entgehen lassen. Wenn bis dahin noch niemals, weder in der alten noch in der neuen Kunst, der Versuch einer Porträtgruppe gewagt worden ist, so liegt dies durchaus nicht in dem unkünstlerischen Wesen und der vermeintlichen Unmöglichkeit der Porträtgruppe als solcher, sondern vielmehr einzig und allein darin, daß die ganze Weltgeschichte noch niemals ein gleich inniges Bündniß zweier großer Geister gesehen hat.

So wird die Liebe zum Freunde in edlen und begabten Seelen zur Mutter der Kunst, und der Enkel betrachtet ihre Seele und ihr Erzeugniß mit gottesfürchtiger Andacht. Frömmigkeit, Freundestreue und Kunstvermögen, die Dreie kommen zugleich und zusammen auf die Erde, denn Jedes von ihnen beseelt sich den Stoff und verkörpert sich den Geist. Alle drei haben auch unter den Völkern stets einerlei Schicksal gehabt. Entweder waren sie als Thorheit verhöhnt, dann stand die Welt in Barbarei; oder man erkannte sie, dann blühte der Menschen- und Völkergeist, je höher er in dieser Erkenntniß stieg. Daher erklären sich die äußern Thatsachen, sagt

Jäger (Gymnastik der Hellenen, 276) daß stets aus der wahren Liebe die Blüte der Kunst sich erhebt, daß der ächte Künstler auch der Meister und Verherrlicher in der Liebe ist, daß mit dem Verfall der Kunst gleichzeitig der Genius der Liebe sich der Menschheit wieder verhüllt.

Nachträgliches. Das Freundschaftsverhältniß Shakespeares zu seinem Gönner Graf Southampton ist bekanntlich in des Dichters Sonetten geschildert, und die männliche Freundschaft nimmt dorten allen Reiz und Duft der erotischen Färbung an. Über diese Gedichte handelt Gervinus im zweiten Bande seines Shakespeare-Commentars und spricht dabei den Engländern das Verständniß dieser Herzensgeschichte ab; „vielleicht sagt er, gehört ein jugendlicheres Volk dazu, dessen Herzen noch nicht in den ausschließlichen Werken der Politik und in dem gemeinen Interesse verhärtet sind. Jetzt eben besitzen wir noch die Stimmung, die zu einer Theilnahme an diesen Regungen eines reichen Herzens nothwendig ist, sowie hierin überhaupt das Geheimniß unseres größeren und tiefergehenden Interesses an Shakespeare gelegen ist."

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth,
Wer keine hat, hat keinen noch begehrt.

167. Wo der Erzählungsstoff abbricht, fängt des Dichters Product an; oder: Schillers Ritter Toggenburg, eine Leistung allein des dichterischen Erfindungsvermögens.

Schiller erzählt in der genannten Ballade nur das Ende einer Legende, ohne deren Kenntniß vorauszusetzen. Das Gedicht bedarf hier also nicht der vorauszuschickenden Legende, sondern ist schon aus sich selbst verständlich. Anstatt die Ida-Legende, wie bisher geschehen, noch einmal nach Joh. v. Müllers Schweizergeschichte zu bemessen, welche für Schillers Arbeit vorgelegen hatte, folgt sie hier in ihrer ersten quellengemäßen Erzählung nach.

Die Ritterburg Alt-Toggenburg hat schon im verflossenen Jahrhundert ihr Gestein zum Bau der Kirche in Gähwil hergeben müssen, und besteht bis zur Stunde noch aus zwei Geviertheilen des Erdgeschoßes und einigem Gemäuer, aus dem sich der Umkreis der Burg und die Stelle des Thurmes erkennen lassen. Jetzt wird auch dieses Überbleibsel einer religiösen Einrichtung weichen. Man will die mit dem aufgehobenen Kloster Fischingen erstorbene Ida-Wallfahrt neu beleben, deswegen wird hier der

Platz ausgeebnet und aus dem Trümmerwerk der Burg ein Wohn- und Bethaus errichtet. Bereits drängt die Westseite des neuen Gebäudes die letzten Spuren des einstigen Wartthurmes zurück. So zerstört der neue Iddatempel selbst die äußeren Merkmale, an welchen das Volk die Iddageschichte sich anschaulich und glaubwürdig machte. Denn vor den Fenstern jenes Schlosses und Thurmes soll Idda von Kirchberg, die Gattin Graf Heinrichs von Toggenburg, ihre Kleinodien gesonnt, dann ein lüsterner Rabe ihr einen glänzenden Ring davon entwedet und in sein Nest im nahen Walde gebracht haben; dort habe ein Knappe, durch das Freudengekreische der Vögel aufmerksam gemacht, das Nest erklettert, den Ring gefunden und an seinen Finger gesteckt. Ein anderer Diener machte mit böswilliger Hindeutung den Grafen aufmerksam auf den Ring am Finger des schönen Knappen, Heinrich erkannte darin den Ehering der Gattin, rannte in blinder Wuth und ohne alle nähere Untersuchung in das Zimmer der Gräfin und stürzte sie aus dem Fenster in den Abgrund. Gott aber erhielt durch ein handgreifliches Wunder die Unschuldige am Leben. Während sie dann als Klausnerinn verborgen in der Au wohnte, kam jede Mitternacht vor ihre Hütte ein Hirsch, dessen Geweih wie Kerzenflammen leuchtete, und zündete ihr nach dem Kloster Fischingen in die Mette. Diesen jagte einst ihr Gemahl bis zu Idda's Klause und erkannte hier in der Klausnerin seine Gattin. Nachdem er lange vorher schon sein gegen sie begangenes Unrecht eingesehen hatte, ward ihm jetzt Verzeihung zu Theil, Idda aber setzte ihr Einsiedlerleben bis an ihr Ende fort und liegt in der Kirche zu Fischingen begraben. So lautet die Lebensgeschichte der Heiligen, welche Albert von Bonstetten, Dekan zu Einsiedeln, im Jahre 1485 im Drucke herausgab. Die ganze Erzählung ist erfunden, um dem Kloster Fischingen die Ergiebigkeit und Ausbeute einer Wallfahrt zukommen zu lassen, wie der Einsiedler-Dekan aus eigener Erfahrung sie kannte und der Fischinger-Abt sie für sich wünschte. Dem Kloster Einsiedeln konnte dies keinen Eintrag thun; die meisten Wallfahrer Deutschlands wählten für ihre Reise nach Einsiedeln den Übergang über das Hörnli, Fischingen wurde also nur die erste geistliche Zollstätte. Die Rechnung war richtig; von diesem Moment der Einführung des Idda-Dienstes hob sich Fischingen bedeutend.

Nachfolgendes erweist, daß die Iddageschichte bloße Erfindung ist.

Nr. 1. Es war um 1170—80, in welche Zeit diese Sage verlegt wird, kein Graf Heinrich von Toggenburg vorhanden.

Albert von Bonstetten stützt sich für seine Angabe auf Rixners Turnierbuch, laut welchem Graf Heinrich von Toggenburg 1175 an einem Turnier in Köln betheiligt gewesen. Allein Rixners Turnierbuch erschien erst 400 Jahre später, 1552, kann seine Angabe mit gar keiner Quelle belegen, und ist längst als ein lügenstrotzendes Machwerk erkannt. Alle Urkunden weisen dagegen nach, daß 1170—80 nur Albrecht als Graf von Toggenburg existirte und sein Sohn Wernherr, der Abt zu Einsiedeln war, nebst Diethelm, dem Stifter von Bubikon.

Nr. 2. Um 1170—80 lebte auch keine Gräfin Idda von Kirchberg, die irgend welche Vermählung eingegangen hätte.

Nr. 3. Es existirte überhaupt nie ein vermählter Graf Heinrich von Toggenburg.

Die edeln Geschlechter damaliger Zeit pflegten ihre vorausüberlieferten Namen ständig und fast unabänderlich fortzuführen. So hatten die Schenken von Landegg ihre Konrad, Lütold und Wernhard; die Schenken von Glattburg ihre Ulrich und Rudolf; die Grafen von Toggenburg ihre Diethelm, Kraft und Friedrich. Den Jahrbüchern der Letztern war Heinrich ein beinahe fremder Namen. Denselben trägt erst ein Sohn Diethelms des III. und zwar der siebente Sohn, er erhielt diesen Namen, als seine Vorgänger in der Geburt die Namen Diethelm, Kraft und Friedrich schon hinweggenommen hatten; aber dieser Heinrich lebte erst von 1259—1297 und war Johanniter-Ritter.

Nr. 4. Wäre die Iddageschichte wahr, so wäre die Idda eine Hausheilige des Grafenhauses Toggenburg geworden. Stolz auf den Besitz eines solchen Namens in ihrem Geschlechtsverzeichnisse, hätten sie ihre Töchter mit dem Namen Idda geschmückt, und das Kloster, wo Idda begraben lag, am Allermeisten mit ihren Gaben bereichert. Es geschah aber gerade das Gegentheil. Clementia war hauptsächlich der Name, den sie ihren Töchtern gaben, und erst 1400 trug Friedrichs VII. Tochter den Namen Idda. Statt nach Fischingen wandten gerade diejenigen Grafen, welche Zeitgenossen der Idda und Zeugen ihres heiligen Lebens und ihrer Wunder hätten sein müssen, und die nächsten Kinder dieser Zeitgenossen, wie Graf Diethelm I., II. und III. ihre reichen Schenkungen nach Rüti, Bübikon und Tobel und gar nicht nach Fischingen, obwohl sie nie aus der Alt-Toggenburg ins Thal blicken konnten, ohne Fischingen zu ihren Füßen zu sehen. Erst 100 Jahre später, 1270 und 1280, macht Graf Diethelm V. zwei kleine Schenkungen nach Fischingen. Diethelm der VI. und seine Brüder Kraft und Friedrich verzichten 1380 auf die Oberlehensrechte

eines Gutes daselbst. Keine dieser Schenkungen geschieht aus dem Beweggrunde, als liege die Stammheilige ihres Geschlechtes in Fischingen; ja keine dieser späteren Toggenburgischen Urkunden erwähnt nur des Namens der Heiligen Idda.

Nr. 5. So sehr sich die Fischinger Mönche Mühe gaben, den Namen Alt-Toggenburg in St. Iddaberg umzuwandeln, die Geschichte der Idda vielfach gemahlt in ihrer Kirche den Gläubigen vor Augen zu stellen, eine mit Eisengitter geschützte Öffnung im Fußboden der Kirche für Idda's Grab auszugeben — so konnten sie doch niemals einen Leichnam dieser Heiligen aufweisen.

Nr. 6. Das Ganze ist eine Mischung der Geschichte der Iphigenie mit der Hirschkuh, weiter ausgeschmückt mit der Brabantischen Legende der Genovefa und einer Rätischen Sage. Genovefa's Hirsch erhielt in der Idda-Sage jene kunstvolle Beleuchtung der Geweihe, welche in der Stiftungs-Legende des Zürcher Frauen-Münsterstiftes schon dem Hirschen eigen ist, der Ludwig des Deutschen Töchter, Berta und Hildegard, von ihrem Schlosse am Albis nächtlicherweile abholt, hinab nach Zürich an die dorten beschlossene Baustelle. Der Mönch von Einsiedeln, dem seine eigene Klostergeschichte die Raben als bedeutungsvolle Thiere vor die Einbildungskraft führte, wollte dieselben in Fischingen die umgekehrte Rolle der Raben des heiligen Meinrad spielen lassen. Hier geben sie die Veranlassung zur bösen That, dorten zur Rache derselben. Sailer, Chronik von Wyl 1864. 1, 137.

Schillers Romanze beweist, welcher Leistungen die Einbildungskraft fähig ist, die unter der Zucht der Cultur steht. Erwäge man die Art, wie die Phantasie ihre Arbeiten einrichtet, um ihre Produkte zu erzeugen. Das Gedächtniß giebt stets nur Altes wieder; die Phantasie bringt das Alte in neuem Kleide, verjüngt es, macht aus schon Dagewesenem ganz Neues. Wiewohl sie ohne Aufhören in den Vorrathsschatz des Gedächtnisses hineingreift, muß sie doch ihre Entlehnung, ihren Raub sorgfältig zu verheimlichen wissen und zu stolz sein, irgend eine Verwandtschaft mit ihrer Schwester zu offenbaren. Denn sie soll Jener nichts nachreden, sie selbst soll es besser wissen. Berühmt sich das Gedächtniß seiner Treue, Richtigkeit, Vollständigkeit, so muß sich die Phantasie alles dessen doppelt berühmen können, sie muß nicht bloß eben so reich und correct sein, wie jenes, sondern auch zugleich anschaulich, und davon, daß sie alles in ein Bildwerk verwandelt, heißt sie ja die Einbildungskraft. Sie reproducirt nicht bloß wie das Gedächtniß, sondern sie arbeitet mit dessen verdoppelter

Kraft, indem sie das Gewußte associirt und combinirt. Der Gegenstand, das Vorhandene wird ihr zu etwas Unwesentlichem, er bedeutet ihr nur so viel, als sie in denselben Neues zu verlegen weiß. Sie giebt dem bloß Natürlichen einen höheren Sinn, erfindet zur alltäglichen Sache den neu versinnlichenden Namen, den symbolisirenden Ausdruck und Tropus für den ordinären Begriff. Das noch nicht redende Kind vermag schon der Mutter entgegen zu lächeln, es reproducirt Gesehenes; es hat Gedächtniß. Der Gelehrte vermag ganze Seiten einer Fachschrift ungelesen zu überschlagen, er weiß im Voraus, was der Autor will; er combinirt. Aber der Dichter stellt uns den hundertmal gesehenen „Fischer, Taucher" oder ein „Heideröslein" dar, Dinge, die vormals unserer Betrachtung nicht mehr werth gewesen waren; die Macht seiner Phantasie hat nun jenes Röslein, jenen Fischer in ein ewig dauerndes Bildwerk umgeschaffen, wie davon noch keines vorher vorhanden war. Solche Wunder leistet die unter der Botmäßigkeit der Vernunft und des Geschmackes stehende Phantasie; daher von ihr Herder: „Im Dichten der Seele, unterstützt vom Verstande, geordnet von der Vernunft, besteht das Glück unseres Daseins." (Nach einem Aufsatz in Langbeins Schulzeitung 1864.) Göthe sagte bei Betrachtung einer Raphaelischen Madonna: Die Künstler sind wie die Sonntagskinder, nur sie sehen Gespenster; wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, so sieht sie Jedermann. K. A. Böttiger, Literar. Zustände 1, 217. Bei Schiller heißt dieser gleiche Gedanke:

Alles wiederholt sich nur im Leben, Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie.

168. Schillers Ballade, der Kampf mit dem Drachen, ihre historische Quelle, ihr mythologischer Gehalt und ihr ethischer Kern.

Kadmos, Perseus, Theseus, Jason und Herakles sind bei den Griechen als Drachentödter genannt und besungen. Als aber Apollo den Python zu Delphi erlegt hatte, begann für ihn die Blutsühne und Mordbuße. Er floh in das nordthessalische Tempe, um sich hier freiwillig einer achtjährigen Dienstbarkeit zu unterziehen. An diesen ethischen Abschluß des Mythus knüpften die Hellenen ein eben so sinniges Festspiel an. Alle acht Jahre hielten die Delphier einen höchst feierlichen Festzug ab, wobei ein Knabe einen Zweig des heiligen Lorberbaums, bei welchem Apollon einst entsühnt worden war, aus dem Tempethal nach Delphi zurückbrachte. Der Marsch dieses Knaben stellte des Gottes Flucht und Rückkehr dar.

Zugleich wurde der Kampf des Knaben mit dem Drachen mimisch dargestellt und bei dieser Scene die Hütte, in welcher der nachgemachte Python lag, angezündet. So beschrieb es Ephores (bei Strabo) und so sah vier Jahrhunderte nach diesem auch Plutarch noch den Hergang.

Im deutschen Mythus begegnet eben dieselbe Auffassung. Gott Thôrr ringt mit der allen Göttern verhaßten Weltschlange Jörmungandr, dieser Kampf ist auf das Ende der Zeiten versetzt, Thôrr selbst unterliegt dabei; aber dann erst kann der neue Himmel entstehen, das verlorne Paradies wieder gewonnen werden und Thôrrs Söhne Môdi und Magni werden herrschen an des Vaters Stelle im verjüngten Asenhimmel bei dem noch mächtigeren „unausgesprochenen Gott". Wie Thôrr nur der Stärkegott gewesen ist und als solcher im neuen Götterhimmel nicht mit fortleben wird, ebenso vergehen unmittelbar nach ihrem Siege über den bekämpften Drachen auch die übrigen Kampf-Helden: Beovulf, Sigmund, Siegfried, Dietrich, Frotho; sie sterben entweder auf der Stelle am Drachengifte, wie Beovulf, oder verunglücken später über der Unzulänglichkeit ihres beim Drachenkampfe gewonnenen Schutzmittels, wie Siegfried. Letzterer tritt, wie Apollo, nach Vertilgung des Lindwurms in Knechtschaft bei König Gunther. Es ist dies eine Sühne seiner That; er hat das Horthütende Ungeheuer zwar mit sittlichem Rechte getödtet und die todtliegenden Schätze aus den Drachenkrallen befreit, aber er konnte dies nicht anders, als indem er zugleich ein einzelnes sittliches Recht des erschlagenen Dämons mit verletzte. Der gekränkte unterweltliche Schatten fordert Buße, und der Sieger zieht dafür in die Verbannung, von der eben gewonnenen Braut sich losreißend. Winkelried dagegen erschlägt den Ödwiler Drachen, um dadurch in die Heimath rückkehren zu dürfen, aus der er zur Sühne eines früher begangenen Todschlags verbannt gewesen war. Bei diesem nun rein ins Menschliche und Bürgerliche gewendeten Verhältnisse erscheint daher der Drache auch nicht mehr als göttliches mythisches Wesen, er ist weder die feindselige Gottheit selber, noch der dämonische Horthüter und Zauberer, sondern bloß ein das Unterwaldner Land blindlings verheerendes Ungeheuer. Damit ist er schließlich gezwungen, sich in ein naturgeschichtliches Thier umzugestalten, in eine ungewöhnlich große Eidechse (Etochs), wie Tschudi ihn nennt.*) In Schillers Romanze vom Drachenkampf wird

*) „er konnt an einem gächen Felsen uffwertz louffen wie die Edochsen." Tschudi Chronik 1, 146. — „Giftiges Gewürme von unglaublicher Länge und Dicke wuchs in dem unermeßlichen Sumpf." Joh. v. Müller, Schweiz. Gesch. Bd. 1, Kap. 1.

nun auch dieses letzte Gebiet des Naturwahren verlassen und dafür dasjenige der christlichen Sittenlehre zum Schauplatz gewählt. Nicht bloß das Land, sondern der innere Mensch soll frei werden von den drachenhaften Leidenschaften stolz sich überwerfender Selbstsucht; mitten in der erworbenen Freiheit soll der geläuterte Geist aus Liebe und Treue dem Gesetze gehorsamen. Dies ist die Idee des Schillerschen Gedichtes. Schon unser Walther von der Vogelweide hatte über dieses sittengeschichtliche Thema gesungen:

wer sleht den lewen, wer sleht den risen,
wer überwindet jenen unt disen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und alliu sîniu lit in huote bringet
ûz der wilde in stæter zühte habe.

Jedes Glied des Leibes, sagt Walther, soll Herr sein über den Aufruhr unserer Leidenschaften, frei und ruhig liegt es dann in der Obhut der Zucht, wie ein aus den Stürmen heimkehrendes Meerschiff im sichern Hafen liegt. Hat Schillers Johanniter dies geleistet, so trägt seine freie und im Siege sich demüthigende Sittlichkeit zum Schluße auch noch den Sieg davon über ein zu enges Ordensgesetz, dessen soldatische Starrheit eben Willens ist, den Sieger von Abukir oder von Navarino in Profoßen-Arrest zu schicken, weil er den Feind, wo er ihn traf, angegriffen und ohne Ordre in die Luft gesprengt hat.

Dr. L. Roß, Reisen im Ägäischen Meere und den Inseln (3. Bd., S. 92—100) beschreibt uns die Geschichtsquellen, die Schiller zu seinem Gedichte benützte und zugleich den Schauplatz, auf dem jener Kampf angeblich stattgefunden.

Rhodos, 29. Septbr. 1843. Früh Morgens brach ich aus dem Christenviertel Neômaras auf, und ritt auf der Westseite um den alten Stadtberg, der hier gegen das Meer hin steil abfällt. Der sehr gute Weg läuft anfangs an den Felsen hin, dann längs dem schmalen sandigen Strande, bis nach einer halben Stunde die Küste mehr gegen Westen ausbiegt und der Weg, den Fuß des Stadtberges verlassend, über den Ausfluß eines Sumpfes setzt, eine durch Sage und Dichtung geheiligte Stelle. Denn hier fand der Kampf des Ritters mit dem Drachen statt, den Schiller besungen hat. Wie viel Wahrheit dieser Geschichte zu Grunde liege, das werden Sie nicht von mir verlangen zu ermitteln. Unter der Regierung des Großmeisters Elion de Villeneuve, erzählt der Abbé

Vertot (und zwar nach Bosio, Istorie della Militia di San Giovanni. Rom. 1594) in seiner Geschichte des Johanniter-Ordens, — hauste um d. J. 1342 in einer Höhle am Rande dieses Sumpfes ein Drache oder Krokodil von ungeheurer Größe, der unter den Viehheerden, welche hieher zur Tränke kamen, Verheerung anrichtete und mehrmals selbst Hirtenknaben verschlungen hatte. Mehrere der tapfersten Ritter hatten versucht, das Ungeheuer zu bekämpfen. „Doch keinen sah man wiederkehren" (mais on n'en vit revenir aucun), so daß der Großmeister fernerhin den Kampf untersagte. Nur Ein Ritter von der provencalischen Zunge, Deodat de Gozon, beschloß das Abenteuer nochmals zu bestehen. Er traf alle Vorkehrungen, wie die Ballade unseres Dichters sie schildert, erspähte erst den Feind, gieng dann nach Frankreich, um Roß und Hunde dort im Stillen einzuüben, kehrte nach Rhodos zurück, und erlegte im lebensgefährlichen Kampfe glücklich den Drachen. Es ist bemerkenswerth und gibt ein rühmliches Zeugniß ab einerseits für den blühenden Stil des Geschichtsschreibers, anderseits für den meisterhaften Takt unseres Dichters, daß Schiller an vielen Stellen sich begnügen durfte, die Prosa des Franzosen in Verse zu übersetzen. Eine Probe:

Schiller:

Und eh ich meinen Wurf erneut,
Da bäumet sich mein Roß und scheut
Vor seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und voll Entsetzen springts zurück —
Und jetzo wars um mich geschehen.
Da schwing ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Schuppenpanzer zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zu Boden mich gerafft;
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimmen Bissen
Sich werfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Vertot, Histoire, vol. II p. 24.

Gozon se préparoit á redoubler ses coups; mais son cheval épouvanté des sifflemens et de l'odeur du serpent refuse d'avancer, recule, se jette à coté et il auroit été cause de la perte de son maître, si, sans s'étonner, il ne se fût jetté à bas, et mettant aussitôt l'epée à la main, accompagné de ses deux fidéles dogues, il joint cette horrible bête, et lui porte plusieurs coups en différens endroits, mais que la dureté des écailles l'empecha d'entamer. Le furieux animal d'un coup de queue le jetta même à terre, et il en auroit été infailliblement dévoré, si les deux chiens, suivant qu'ils avoient été dressés, ne se fussent attachés au ventre du serpent qu'ils déchiroient par de cruelles morsures, etc.

Darauf Jubel des Volkes, Verurtheilung des Ritters; lautes Murren der Bürger und der übrigen Ritter über diese unbillige Strenge;

endlich Lossprechung, ganz wie in der Ballade. Der Geschichtsschreiber setzt hinzu, daß der Kopf des Ungeheuers zum Andenken an den Sieg Gozons über einem der Stadtthore befestigt wurde, und daß der Reisende Thevenôt (im 16. Jahrh.) ihn dort noch gesehen. Auch Choiseul-Gouffier (I, 111) will noch einen Kinnbacken davon gesehen haben. Der tapfere Theodat von Gozon aber wurde nach dem Tode des Elion de Villeneuve im Jahre 1346 selbst Großmeister und regierte als solcher bis 1353. Ich besitze eine Silbermünze dieses Großmeisters mit der Legende: Fr. Deodat. D. Gosono, Dei Gratia Mr. Ospital. S. Joannis. Irini. Et. Rodi.

Vielleicht ist es nicht undenkbar, bei der großen Nähe Ägyptens und dem lebhaften Handelsverkehr, den Rhodos zu allen Zeiten mit diesem Lande unterhalten, daß ein Krokodil oder ein junges Thier dieser Gattung, etwa in einer Ladung Schiffssand als Ballast nach Rhodos geführt, sich hier zu jenem gefürchteten Ungethüm entwickelt habe. Das Dorf Kremastos (Rhodos) wird beherrscht von einem Ritterschloß. Garstige, über einen Fuß lange Krokodile schlüpften in die Schießscharten und Spalten der Mauern, als ich daran vorübergieng. (S. 100*.) — Indeß ist es bemerkenswerth, daß schon die älteste Heldensage von solchen Drachenkämpfen auf Rhodos berichtet. Denn als die Insel nicht lange nach Danaos und Kadmos Durchzuge durch riesige Schlangen unbewohnbar geworden war, riefen die Rhodier, nach einem Ausspruche des Delischen Apollon, den Phorbas, Sohn des Lapithes aus Thessalien, zu Hilfe, der das Land von den Schlangen befreite und unter andern einen ungeheuren Drachen im Kampfe erlegte. (Diodor 5, 58. — Hygin. Fabel 14.) Es kommt aber öfter in Griechenland vor, daß altmythische Begebenheiten, deren Andenken etwa im Mittelalter durch einen halbgelehrten Mönch oder Chronisten wieder hervorgerufen worden war, aufs Neue localisirt worden sind. Ein zweites Bedenken finde ich darin, daß der Florentiner Christoph Bondelmonte, der während den ersten Decennien nach jener angeblichen Begebenheit längere Zeit auf Rhodos gelebt hatte, die Scene des Drachenkampfes nach dem Dorfe Kephalos auf der Insel Kos verlegt: Ein schwer verzeihlicher Irrthum, wenn er den Kopf des Ungeheuers am Thore von Rhodos täglich vor Augen gehabt hatte.

---

*) Die Sage erinnert an Schillers Vers: „Auf 3mal 30 Stufen steigt der Pilger zu der steilen Höhe." Vom Drachen, zu dem man auf 365 Stufen hinabklettert, erzählt Conrad von Würzburg im Hl. Sylvester. Graff, Diutisca 2, 10.

Schlußergebniß: Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten. Göthe 49, 70. — Das besingt der Kluge, was der Dumme nicht einmal bemerkt. Finnisches Sprichwort. Bertram, Jenseits der Scheren 1854. Klassiker sind diejenigen Seelen, in denen die Kunst nur der Stoff ist, an dem sie ihre Größe zeigen. Historienmaler Wächter, † 1852 in Stuttgart.

169. Die Achillensferse und die Sigfridsschulter,

oder wie schützt man die Grundzüge epischer Dichtung gegen die Einwürfe des Verstandes?

(Zur Lectüre der Ilias und der Nibelungen.)

Der epische Held ist von übermenschlicher Stärke und steht außerdem noch in der Obhut seines besonderen Schutzgottes; um aber nicht auf Erden schon ein Unsterblicher zu sein, hat er auch sein Maß menschlicher Unzulänglichkeit mitzutragen: sein sonst gefeieter Heldenkörper ist an einer Stelle schwächlich und dem Verderben bloßgestellt. Die beiden Gegenpunkte des Körpers eines zum Zweikampfe ausfallenden Fechters sind die Ferse und das Schulterblatt des Achilleus oder des Sigfrid, die von der gegnerischen Waffe bedroht bleiben. Allein Schulterblatt und Ferse sind zugleich zwei unkriegerische Körpertheile, nur der Feldflüchtige empfängt Rückenwunden; um so weniger also steht zu erwarten, daß ein Achilleus oder Sigfrid im Kampfe je dem Feinde diese schwache Seite bloßstellen werde. Sie müssen also auf dem gleich unwürdigen Wege der List und des Verrathes meuchlings zu Grunde gerichtet werden, offenbar ein zu elender Tod nach einem so überaus ruhmvollen Leben. Aber nicht so sehr dies Ende, wornach der Heros in kurzsichtiger Ehrlichkeit der Schlauheit eines gewöhnlichen Menschen unterliegt, sondern mehr noch die Entstehung jenes örtlichen Schadens am Heroenkörper hat der Kritik früherer und späterer Zeit Anlaß gegeben, ihre Unzufriedenheit mit dieser Seite des Mythus offen zu gestehen. Behielte hier die Kritik Recht, wie stände es alsdann nicht bloß um Homer und Nibelungen, sondern noch mehr um die weltalte Vernunft des Mythus, dessen poetisches Organ jene Epen sind? Wir versuchen also diese Grundzüge der epischen Dichtung, indem wir sie nach Vermögen erklären, gegen die Einwürfe des Verstandes zu beschützen. Die Achilleussage mache hiebei den Anfang.

Die Gründe, warum die Ferse Achilleus die einzige verwundbare Stelle seines Körpers war, werden vom Alterthum selbst mehrfach anders

angegeben. Die bekannteste Tradition besagt: Als die Thetis ihr neugeborenes Knäblein kopfüber in den Alles feienden Styx taucht, bleibt eben jene Ferse, an der sie es hält, die eine unbenetzte und verletzbare Stelle. Nach der anderen wichtigeren Erzählung wird das Kind von Thetis im Feuer hartgeglüht, dabei störte sie jedoch der Aufschrei des dazu tretenden Vaters Peleus, und so wird des Kindes Fußknöchel von der Flamme verzehrt. Da gräbt Cheiron den Damysos aus, den schnellsten der Giganten, der in Pallene begraben lag, und setzt dessen Knöchel dem Achill ein. Die Mythe läßt aber später den Achill von Apollon verfolgt werden und ihm bei dieser Gelegenheit den Ersatzknöchel wieder entfallen. Schon hier erinnert man sich der Meleagermythe, die gleichen Anfang und ähnlichen Ausgang hat. An den Füßchen den neugebornen Meleager haltend, legt ihn die Göttin in die Herdflamme und läßt ihn hartglühen; aber an eben dem Fuße, der nicht zugleich mit in der härtenden Flamme lag, verwundet nachmals der Wildeber den jagenden Meleager tödtlich*). Allein diese schadhafte Ferse dehnt sich auch auf die Mutter Thetis und auf den ebengenannten Arzt Cheiron mit aus. Beiden ist derselbe Körperschaden eigen. Cheiron erleidet durch einen seiner eigenen vergifteten Pfeile eine unheilbare Fußwunde; und an das Thetidion in Thessalien knüpfte sich die Sage, bis hieher habe der Götterschmied Hephaest die Thetis verfolgt und ihr, da er sie nicht erreichen konnte, noch den Hammer nachgeschleudert, der sie an der Ferse verwundete; an dieser Tempelstätte sei sie darauf geheilt worden. Statt ihres beschädigten Fußes wird sie hier einen silbernen eingesetzt bekommen haben, wie ihr Beiname *ἀργυρόπεζα* die silberfüßige zu erkennen giebt. Aber nicht bloß sie, auch ihr Verfolger Hephästos ist fußlahm und hinkend, und hat daher die Krankensessel zu schmieden, die durch den Himmel sich selbst bewegenden Dreifüße. Der hinkende Hephästos trägt den Beinamen *Κυλλοποδίων* und da Hermes ebenso *Κυλλήνιος* heißt, so muß auch er einmal fußlahm gedacht worden sein. Ebenso erleidet der eherne Gewitterriese Talos den Tod, sobald ihn Pöas mit einem Pfeile in die Ferse verwundet, weil ihm hier der verhängnißvolle Nagel entfällt, welcher ihm seine einzige vom Kopfe bis zur Ferse reichende Ader verschloß. Im Kampfe mit dem Typhon verliert Zeus gleichfalls Sehnen und Flechsen, Hermes entreißt sie jedoch dem damit in eine Höhle entflo-

---

*) So legt auch Demeter das Knäblein Demophoon Nachts heimlich in die Herdgluth, um alles Sterbliche an ihm zu tilgen, doch die lauschende Mutter erhebt einen Schreckensschrei, und das Wunder bleibt unterbrochen.

henen Unthiere und setzt sie dem gelähmten Göttervater wieder ein. Doch nicht bloß dem Hellenen ist diese Mythe eigen, sie besteht schon in den indischen Veden und verräth sich sogar noch im Karolinger Sagenkreise. Dem indischen Drachentödter Krischna war prophezeiet worden, er möge seine Fußsohlen in Acht nehmen, dort werde ihn, wenn jemals, ein Unheil erreichen; und an dieser Stelle verwundete ihn, wie er lag, der Jäger Dschura. Rhode, Relig. Bildung der Hindus 2, 175. Cervantes im Donquixote 2, Kap. 32 erwähnt, Roland habe nirgend als an der linken Fußsohle und zwar nicht mit einer Waffe, sondern nur mit einer Nadelspitze verwundet werden können. In der Schlacht bei Roncesvalles tödtete ihn Bernardo del Carpio, indem er ihn vom Boden aufhob und in den Armen erdrückte.

Treffen nun die Mythen sich entfernt stehender Völker und Zeiten auf so überraschende Weise zusammen, so pflegt der unberathene Leser eine bloße mechanische Entlehnung vorauszusetzen, durch die eine uralte Sage auf eine neuere Begebenheit übertragen worden sei. Ein bloß abgeborgter Mythus verräth sich jedoch durch seine Lebensunfähigkeit, während der von uns zu erklärende sein eigenes organisches Gebilde überall da, wo er ursprünglich gewesen ist, in unverkennbarer Weise echt mythologisch fort entwickelt. Dies zeigen wir nun an dem germanischen Mythus.

Die Gottheiten des Äthers, des Gewittersturmes und Blitzes vermeinte das tiefere Alterthum nicht bloß „am Saume ihres Kleides“ zu erkennen, sondern deutlicher an ihrer ragenden Schulter, oder um hier noch bei dem ersten Punkte unserer Doppelfrage zu verweilen, an ihren Füßen und Fußstapfen. Die Ätherkönigin Hera heißt dem Griechen die Goldfüßige, χρυσόπεδιλος, man glaubte das Wandeln ihrer Füße in dem goldenen Blitz zu sehen. So ist die Thetis silberfüßig, die Erinnys erzfüßig, die Demeter purpurfüßig geheißen, und Hermes trägt goldene Flügelschuhe. Aber der Blitz fährt und steigt nicht eben so oft, als er f ä l l t und n i e d e r g e h t. „Ich sahe wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz.“ Luc. 10, 18. Das Gewitter ist ein Zweikampf, in welchem der scheinbar stärkere Theil unterliegt; nach noch so viel Sturmeswüthen und Donnergeräusch wird der Blitz kopfüber vom Himmel gestürzt und der klare Sonnenhimmel lacht wieder. Die hernieder fallenden Blitzgarben, die aus dem zusammenprallenden Wettergewölke herausgeschlagenen Wetterstrahlen und Keile gelten als die einzelnen Körpertheile, die der unterliegende Wettergott verliert, als seine Knöchel, Sehnen, Flechsen, Blutstropfen, Füße, Hände und Finger. Bald wird dieser Naturvorgang von

der Mythe in einem höchst anmuthigen, bald in einem eben so alterthümlich rohen Typus ausgedrückt. Wir zeigen hier Beides an deutschen Beispielen.

Die Königin des Landes wird vom Feinde in ihrem letzten Bergschlosse belagert; in der Dunkelheit der Nacht vom Gebirge herab flüchtend, stürzt sie in die reissende Aare. Doch diese verschlingt sie nicht, sondern gewährt ihr einen sicheren Reiseweg. Noch sieht man in stillen Nächten die Fußstapfen der Königin in mildem Glanze auf den Wellen strahlen. Aargau. Sag. 1, Nr. 2. Schwanen- oder auch entenfüßig erscheint die Königin Bertha, gans- und hühnerfüßig kommen die wetterkündenden Erdmännchen in die Dorfhäuser zu Besuche, sogar rothstrümpfig, um die Mißbildung ihres Fußes zu verbergen. Dreibeinig erscheinen die meisten Dorfthiere und die Ungeheuer der Wilden Jagd, der Schimmel und der Hase; sie sind also an einem Fuße lahm. Der stets in thierischem Körper gedachte Teufel heißt im Aargau der dreibeinige Donnerstеufel. Aargau. Sag. 2, 201. Einem der beiden Böcke, die Thôrs Donnerwagen ziehen, fehlt einmal ein Schenkelgelenk und er lahmt; einem Fohlen Balders ist der Fuß ausgerenkt; jenen kann nur Thôr mittels des Hammerwurfs, dieses Roß nur Wuotan selbst mittels des (Merseburger) Zauberliedes wieder heil machen. Und wie Hephästos die entspringende Thetis mit dem Blitzhammer am Fuße verwundet, so geschieht es, wenn der Müllerbursche der zur Hexenversammlung erscheinenden Katzenmeute Nachts mit dem Beile auflauert. Der ersten, die ihm zu nahe kommt, hackt er die Vorderpfote ab, Tags darauf liegt die Müllersfrau krank und einhändig im Bette. Anmuthiger als derlei Züge sind die elbischen Umkleidungen desselben Mythus, ausgedrückt in den Sagen von den Schwanjungfrauen, Schutz- und Gefolgsgeistern und den nordischen Fylgjen. Helgis Fylgja ist die schwanenflüglige Kara, die ihn ins Gefecht begleitet und dicht ob seinem Haupte schwebt. In der Hitze des Zweikampfes holt Helgi so hoch zum Hiebe aus, daß sein Schwert nicht zunächst den Gegner, sondern die über ihm fliegende Jungfrau in den Fuß trifft. Gemäß dem Schicksal ist dies seines Schutzgeistes und zugleich sein eigener Tod. Eine Fee war ebenso die Geliebte des Staufenbergers aus der Ortenau; nichts begehrt sie von ihrem schutzbefohlenen Ritter, als daß er die ihr zugeschworne ehliche Treue hält, und vor nichts mehr als vor Untreue hat er sich zu hüten, weil sonst die Fee ihren Fuß sehen lassen müßte und dies sein Tod wäre. Da er gleichwohl hernach freiet, geschiehts, indeß er gerade beim Hochzeitsmahle sitzt, daß ein blanker Menschenfuß bis ans Knie

durch die Decke des Saales herabstößt. Der Staufenberger erkennt daraus sein Loos, nimmt von Braut und Freunden Abschied und verscheidet. Pfeiffers Germania 5, 177.

Achilleus tödlicher Fußschaden erklärt sich noch redender in dem Jägertode des Meleager und Adonis, den beide auf der Eberjagd erleiden. Eben dieselbe Angabe ist der deutschen Sage geläufig, wenn da der Wilde Jäger Bärens oder Hackelberend einen frisch erlegten Eber mit dem Fuße von sich stoßend, dessen Hauer von ungefähr sich in die Zehen stößt, daß er selbst daran stirbt. Wir werden sogleich diesem Gewittereber in der indischen Sage wieder begegnen, erinnern aber hier noch daran, daß Gott Freyr die Gewitternächte auf dem Eber Gullinbursti durchreitet, wobei des Thieres Goldborsten die Nacht zum Tage erhellen. Die Deutung dieses Sinnbildes steht längst fest. Gleich dem Wildeber wühlt und rast der Wirbelwind, und wie mit leuchtenden Hauern schlitzt der Blitz das dunkle Gewölke auf. Hat aber das wilde Thier sich verwüthet und muß im frischen Strahl der Sonne verenden, wie ein in den Spieß rennender Keuler, so naht auch Meleagers oder Hackelberends Ende selbst, die Rolle des Gewittergottes ist ausgespielt. Nur einmal, sagt die Genesis, wird ein Held ohne Achillesferse sein, jener Zukünftige, der ohne körperlichen Mangel ist und der Schlange den Kopf zertritt. So weit verfolgen wir die Mythe von der Achilleusferse. Die für dieselbe aus der antiken Sage hier beigebrachten Sagenparallelen sind größtentheils den drei mythologischen Werken von Schwartz in Berlin entnommen: Ursprung der Mythologie; Heutiger Volksglaube; Sonne, Mond und Sterne; — und denselben Schriften gehört auch die hier mitgetheilte Deutung des Mythus zunächst an. Im Wandel der beiden Jahreszeiten Sommer und Winter, oder im Wechsel der Hauptgestirne meinte die poetische Naturanschauung des Alterthums zwei sich bekämpfende anthropomorphische Wesen zu erkennen. Der in den Sommergewittern auftretende Gott erscheint im Winter als abwesend, des Himmels verwiesen, entflohen, als verzaubert, schlafend, krank liegend oder todt. Er ist mit den letzten Herbstwettern schwach geworden, wie im Winter die Sonne schwach sich zeigt. Der Himmelsherr ist gestürzt, sein Nebenbuhler, der Gewitterdrache, ist allein Herr der Natur, und jener liegt vom Himmelssturze gelähmt, fußkrank, ohne Knöchel und hinkend im Verstecke der Höhlen; die Zeit dieses Bannes oder Zauberschlafes dauert je sieben bis neun Jahre, also die Zeit der Wintermonate hindurch, gegenüber den fünf oder drei sommerlichen. Inzwischen haben der schwächere Paris und Gunther den stärkeren Achilleus und Sigfrid

scheinbar überlebt, und ihm seine Helena und Brunhilde abgenommen. Doch die Zeit ihrer Gewaltherrschaft läuft ab, der Himmlische, der als schlafend oder erschlagen angesehen war, erwacht und ist genesen, und ein ganz neues Sonnenwesen beginnt hierauf den Lauf des Jahres.

Wir gehen über zum zweiten Theile dieses Arbeitsthema's.

Der Nibelungen-Sigfrid hat im Blute des erlegten Drachen gebadet und dadurch seine Haut unverwundbar gemacht. Nur an der Schulter (an der herten, heißt es im Liede, altnord. herdar ist Schulter) bleibt ihm eine verletzbare Stelle, denn hier hat ein im Bade sich anklebendes Lindenblatt das Schlangenblut abgehalten. Nach einem Scholion zu Sophokles Ajas 833 hat auch Aeschylos seinen Ajas mit Ausnahme der Achselgrube als unverwundbar dargestellt. Diesen Zug des Sigfrids-Mythus hat nicht blos Hegel beanstandet; sondern schon Wolfram von Eschenbach belächelt ihn, und der spätere Tituneldichter bezweifelt ihn ungläubig:

> so singent uns die blinden (Straßensänger)
> daz Seifrit hurnein wære,
> durch daz er überwinden
> kende ouch einen trachen freisbêre,
> von des bluot wurd sîn vel verwandelt,
> in horne starc verwappint (gewaffnet).
> Die habent sich der warheit missehandelt.

Nach Rollenhagens († 1609) Froschmeuseler war indeß diese Hornhaut Sigfrids überall in den Volksglauben übergegangen und schon zu seiner Zeit in Gemälden zu sehen; er schildert Krieger also:

> Viel hundert Kriegsleut
> Die hatten ganze beinern Heut,
> Zusamgesetzt von schalen hart
> Nach Muscheln- und Schildkrötenarth,
> Wie ein Rhinozeroth gestalt,
> Wie man den hörnin Siegfried malt.

Das Volksbuch vom Hörnernen Siegfried erklärt seinen eigenen Titel buchstäblich dahin, daß es auf seinem Titelholzschnitt das Haupt des Helden gehörnt darstellt. Noch mehr ins Abgeschmackte vergröbert zeigt sich uns die Sigfridssage im heutigen Volksglauben. Das erste hier gewählte Beispiel erzählt Reuß in Naumanns Serapeum 1852, 98. Um Gmünden am Main besteht die Localsage, es habe der junge Schweinehirt Säufritz (statt Seifried, aus Siegfried) hier im Saalfluße einen Stein

gefunden, mit diesem seine Haut gerieben (als mit dem magisch wirksamen Schlangenstein, auf welchen die badenden Schlangen ihr Gift lassen) und sich dadurch hornartig und hiebfest gemacht. So konnte er in dem benachbarten Walde, der noch Lintwurm heißt, einen Drachen bestehen und tödten. Der Gaugraf erlaubte ihm dafür, eine Burg zu erbauen, nachmals die Siegfriedsburg genannt, die durch einen Blitzstrahl eingeäschert worden ist. Panzer erzählt in seinen Baier. Sagen 1, Nr. 199, dieselbe Ortstradition; hier aber ist Säufritz der Knecht eines Sauhirten, badet sich öfter in dem Wasser der Lingwurmwiese und wird dadurch so hart, daß ihm keine Waffe schaden konnte. Zum Angedenken an jenen Wolkenbruch, bei dem hernach die dortige Siegfriedsburg zu Grunde gieng, wird in Gmünden alljährlich am Tage des heil. Siegfried ein Gottesdienst abgehalten. Als man diesen einmal unterlassen hatte, regnete es unaufhörlich, und die Leute befürchteten, es könnten die alten Sturmfluthen wiederum losbrechen. Dieser so zum Schweinehirten degradirte Siegried-Säufritz kommt schließlich sogar durch eine Laus um, weil Loß (porca) sich mundartlich in Laus (scrofa) vergröbert. Davon ist erzählt in Curtze's Waldecker Volksüberlieferungen 1860, pg. 29: „der durch die Schlangenhaut stark gewordene Schmied." Des Schmiedes Lehrjunge erlegt im Walde eine Schlange mit goldener Krone, zieht ihr die Haut ab, reibt sich damit und wird dadurch so stark, daß ihn Niemand, nicht einmal eine Kanonenkugel tödten konnte. Er tritt in des Königs Dienste, wird zum Ritter geschlagen, endlich von ihm sogar an Kindesstatt gesetzt. Nachdem er nicht bloß alle seine Neider, sondern auch Riesen und Zwerge siegreich erschlagen hat, begegnet er auf seiner Reise von Wesel nach Basel einem Bettelweib, die eine Laus in ihrer Kötze sitzen hat, so groß wie ein Spitzbär, mit Hörnern wie Klafterholz, und diese Laus hat ihn ermordet.

Ein ähnliches Wortmißverständniß hat jüngst noch in Grohmanns Böhmischem Sagenbuch 1, 79, die Wölfe Wuotans betroffen, welche als des jagenden Gottes Begleiter bekanntlich Gottes Holzhunde heißen. Wenn nun hier der Wilde Jäger Banditterch (d. i. Dietrich von Bern) in den Schweinsgründen um Böhmisch Budersdorf jagt, so laufen vor ihm her glühende Hühner (soll heißen feurige, goldstrahlende Hünen) und ihnen nach hölzerne Hunde. In Grohmanns Aberglauben aus Böhmen und Mähren 1, Nr. 1425 steht folgende Angabe. Mancher Mensch hat bei seiner Geburt gewisse Beutelchen unter dem Arme, die, wenn man sie ihm läßt, sich ausbreiten und den ganzen Körper mit einer undurchdringlichen Haut überziehen; keine Waffe verletzt, keine Kanonen-

kugel durchbohrt sie, ja eine solche fliegt unschädlich vom Leibe ab. Ehemals gab es noch solche Leute, jetzt ist es den Hebammen verboten, den Kindern diese Haut zu lassen.

Als die verwundbare Stelle des gefeieten Heldenleibes erscheint außer der Ferse und der Schulter auch die innere Fläche der linken Hand. Die Sage von der letzteren stehe hier voran und die Schulterblattssage mache hierauf den Abschluß.

In der Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, aus dem Sanskrit übersetzt von H. Brockhaus, wird Bd. 1, 109 die Geschichte des Königs Chandamahasena erzählt. Die Göttin hat ihm außer der Heldenstärke seines Armes ein Zauberschwert, einen unbesieglichen Elephanten geschenkt und ihm versprochen, er werde einst die Tochter des Asurenfürsten Angaraka, das schönste Mädchen dreier Welten zum Weibe bekommen. Einst auf der Jagd hat sein Pfeil einen furchtbaren Eber verwundet; er verfolgt ihn zu einer Höhle, wo ihm ein liebliches Mädchen entgegen tritt und ihm unter Thränen gesteht, dieser Eber sei ihr eigener Vater, verwünscht durch Götterfluch in dieses dämonische Thier mit diamantnem Leib. Nur zuweilen, wenn er seine Ebergestalt ablege und schlafe, sei er durch Waffen zu überwinden. Der Jäger will gegen Tochter und Vater nicht unehrenhaft handeln, er heißt sie in die Höhle gehen und melden, der gefährliche Schütze stehe draußen. Warum weinst du, mein Kind? fragte drinnen der Vater, und betrübt antwortete sie: Wenn dich nun Einer erschlüge, was soll dann aus mir werden?

Der Asurafürst lachte laut auf und sprach:

Wer, meine Tochter, vermöchte mich zu tödten? Ich bin ja ganz von Diamant gemacht, nur in der linken Hand ist eine verwundbare Stelle, diese aber wird durch den Bogen geschützt!

In diesem Augenblicke zeigte sich der König mit gespanntem Bogen. Der Asura erblickte ihn und streckte bloß die linke Hand aus, zum Zeichen als wollte er sagen, warte noch einen Augenblick!

Der König aber schoß und sein Pfeil traf den Asura an der linken Hand gerade ins Fleisch hinein; mit furchtbarem Geschrei stürzte er zusammen und starb. Seine Tochter wurde nach der Göttin Weissagung des Schützen glückliches Weib.

Des Asurafürsten Leib ist diamanten, wie Sigfrids Haut hörnern. Jener hat Ebergestalt angenommen und wildlings das Land durchzogen. Darüber ist er vom jagenden König angeschossen worden und wundenkrank in seine Höhle entronnen. Hier aber betrifft den wieder in seine Menschen-

gestalt Entwandelten der nachsetzende Jäger, schießt ihm den andern Pfeil durch seine unbewehrte linke Hand und tödtet ihn an dieser allein verletzbaren Stelle. Dieser morgenländische Mythus ist unserem abendländischen geschwisterähnlich. Der Held Sigfrid-Säufritz wird ein Schmiedeknecht, ein Drachentödter und Schweinehirte, und kommt schließlich durch eine Laus um, durch eine Loß (Schwein), wie dies Wort in oberschwäbischer Mundart ausgesprochen wird. Auch dieser Asurafürst stirbt, obschon sein Körper diamantenhart gefroren und in die Gestalt des winterlichen Wildebers verwandelt ist, sobald der Pfeil des himmlischen Bogengottes Apollon ihn trifft, der ein winterliches Jahr lang bei den Hyperboreern verborgen war; die Hauer des fallenden Unthieres verletzen sodann nicht wieder einen Meleager, Adonis oder Hackelberend. Sogar jene allein verletzbare Handfläche des Dämons findet ihr Äquivalent in der feurigbrandigen Handspur, die das zugreifende Irrlicht in dem ihm dargebotenen Schiffsruder oder Hauenstiel zurückläßt, denen es seine fünf Finger eindrückt (Aargau. Sag. 2, pag. 81, 82, 107), oder auch in jenen stachlichten Belemniten, die man Teufelsfinger nennt und für die steinernen Finger hält, welche dem Teufel vom Gewitter abgeschlagen werden (ebenda 1, 386), ein großes diabolisches Gegenbild der rosenfingrigen Eos. Sie heißen auch Schrettelfüße, die abgehauenen Füße des Waldschrattes oder Teufels; denn Hände und Füße gehen bei dem Tumult der Wilden Jagd mit dem Donnerwetter stückweise nieder, der Frauenfuß sammt seinem rothen oder grünen Frauenschuh, die Menschenlende, die Hirschen- oder Roßkeule, lauter vergröberte Varianten zu den nach der antiken Vorstellung im Blitze herabfallenden Knöcheln, Sehnen oder Zähnen der im Gewitter unterliegenden Dämonen.

Sigfrids allein verletzbare Körperstelle, das Schulterblatt, führt, wie es scheint, in die allerfrüheste Zeit der Mythenbildung zurück, wie dies ja auch für die althellenische Zeit durch die Pelopidensage constatirt wird. Pelops Glieder sind den versammelten Göttern zur Speise aufgestellt. Als diese den gegen sie versuchten Frevel erkennen und die zerstückten Glieder des Knaben wieder zusammenfügen wollen, hat Demeter, die über ihrer Tochter Persephones Verlust eben damals noch in tiefen Kummer versunken war, das ihr vorgelegte rechte Schulterblatt schon so stark benagt, daß es sich nicht mehr einfügen ließ. Hermes mußte daher eines aus Elfenbein schneiden, Zeus setzte es ein und gab dem Knaben das Leben wieder. Daher sind, hieß es, alle Pelopiden von leuchtender Schulter und tragen an ihr ein natürliches Merkzeichen, das man bald für das

Bild der Gorgo, bald eines Neptunischen Dreizacks oder einer Speerspitze hielt. Solcherlei den Knochen durch den Schöpfer eingegrabene Zeichen und Runen führten zu der bei Römern, Byzantinern und Deutschen üblich gewesenen Scapulimantia oder Schulterblattschau. Noch gilt bei Tscherkessen und Kalmücken Weissagung aus Schulterblättern, wie bei uns das Brustbein der Martinsgans als ein Wetterprophete im Wohnzimmer aufgehängt wird. Grimm Myth. 1067. 1233. Wie des Zeus Schenkel neu ersetzt werden muß durch einen künstlichen, nachdem er daraus den noch unreifen Sohn Semeles gezeitigt ausgeboren hat, so wird in Maylaths Magyarischen Sagen (2, 95) ein menschliches Schulterblatt aus Gold und Elfenbein eingefügt.

Der Scholiast in Homers Ilias L. XXIII. bringt über des Ajas Unverwundbarkeit einen Zug bei, der genau an Siegfrieds Tod erinnert. Herkules, heißt es, habe von Zeus erfleht, den neugebornen Sohn Telamons eben so hart an Haut und Muth werden zu lassen, wie den Nemäischen Löwen. Er ließ sich hierauf das nackte Kind geben und wickelte es in die Haut des Nemäischen Löwen. So wurde des Ajas Leib nur an demjenigen Theile verwundbar, wo die Löwenhaut ein Loch hatte, das eben an derjenigen Stelle saß, wo Herkules Köcher drüber hieng. Dies muß die Schulter gewesen sein, obschon Ovid (Metam. 13, 391) dafür die Brust selbst nennt.

Je weiter wir in die Ursprünglichkeit eines Mythus zurückzublicken vermögen, um so maßloser, titanenhafter, ungeheuerlicher erscheint seine Grundlage; dieses weicht erst allmählich, wenn die Dichtkunst beginnt ihre sittlichen Folgen an das Wunderbare anzuknüpfen, es nur als ein künstliches Hülfsmittel aufzubrauchen, es auch in den Einzelzügen vorsichtig zu verschweigen und Alles zu einer erhöhteren Wirksamkeit zu steigern. „Erst das Epos, sagt Wilh. Grimm (Hausmärchen 3, 410) strebt nach menschlicher Schönheit, nach geschichtlicher Wahrheit, nach Maß und Ordnung aller Dinge, nach dem Adel innerer Gesinnung. Wo das Wunderbare noch verbleibt, muß es doch den Anschein des geschichtlich Wahren annehmen. Nur wenig des Mythischen erträgt das Nibelungenlied, selbst die Hornhaut und die Unverwundbarkeit Siegfrieds waren der älteren Auffassung der Edda fremd.“ Dasselbe gilt von der Erscheinungsweise des Achilleus in der Ilias, denn diese mag der Achilleusferse nicht mehr gedenken, sie bedarf ihrer nicht, da der Untergang des Helden außerhalb des Epos liegt. Um so größere Glaubwürdigkeit erwirbt sich dasselbe nun in seiner freigewählten Selbstbeschränkung; in diesem künstlerischen

Sinne hatte Göthe das Recht, seinen Balladen und Romanzen den Spruch voranzusetzen:

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machens wahr.

Ein Muster altnordischer Berserkerrohheit, enthalten in W. Grimms Altdän. Heldenliedern pag. 171, Nr. 38, hat Fr. Rückert übersetzt in seinen Gesamm. Ged. 3, 183 — um uns damit in Scherz und Ernst die absolute Leerheit zu zeigen, aus welcher die skandinavische Skaldenpoesie entsprang und in der sie wieder untergieng. Diese Romanze folgt hier abgekürzt.

Helmerkamp und Angelfir,
Die Söhne Wulfs von Odderskir,
Sie reiten aus gen Upsala,
Der reichste König wohnt allda.
Des Königs Tochter wollen sie hab'n,
Aber ein Jeder für sich.
„Der soll meine Tochter hab'n,
Der sie erkämpft für sich!"
Sie gehen in den Burghof hin,
Um sie zu fechten steht ihr Sinn.
Der König spricht mit frohem Muth:
Die Gesellen sind rasch, ihre Schwerter sind gut,
Ein gut Spiel mag das werden!
Der Wulf stand heim zu Odderskir
Und horchte über die Berge,
Er hörte über den langen Weg
Klingen seiner Söhne Schwerter.
Da sprang er auf sein Roß so roth
Und kam zu seiner Söhne Tod.
„Sohn Helmerskamp, o sag mir an,
Wer hat so blutroth dich angethan?"
Mein Bruder funfzehn Wunden mir schlug,
Eine jede ist zum Sterben genug!
„Sohn Angelfir, o sag mir an,
Wer hat so todtbleich dich angethan?"
Mein Bruder achtzehn Wunden mir schlug,
Ein' einzige ist zum Sterben genug!
Der Wulf riß einen Eichstamm aus
Sammt der Wurzel, ohne Noth,
Er schlug die beiden Söhne,
Die sterbenden, vollends todt.
Es liegen die Kämpfer beide

In einem Grab begraben,
Der König von Upsal gibt seine Tochter
Einem andern, der sie will haben.
Der alte Wulf treibt trauernd
Am weißen Strand im Norden:
Jetzt hab ich keine Söhne mehr,
Die sich können morden.

170. Des Schriftstellers Geburtsort.

Man darf die Wiege großer Männer und deren Umgebung nicht unbeachtet lassen, wenn nicht wesentliche Elemente in ihrer späteren Entwicklung unverstanden bleiben sollen. J. P. Hebel hängt an seinem Hausen und Schopfheim im Wiesenthale des Badischen Oberlandes mit solcher Entschiedenheit, daß auch Sonne und Morgenstern im Himmel sich nichts Schöneres oder Lieberes zu denken wissen:

„O liebi Muetter, lueg doch 'au,
Do unte glänzts im Morgethau
So schön wie in dim Himmelssaal;"
Ha, seit sie, drum ischs Wiesethal!

Diese Sehnsucht nach der Heimat machte den schon bejahrteren Mann zum Dichter. Nachzulesen hiefür wäre: Hebels hundertjährige Geburtsfeier. Illustrirte Leipziger Zeitung 12. Mai 1860.

Jean Paul Friedrich Richter, in Wunsiedel geboren, verlebte seine Kindheitsjahre in dem Dörfchen Jodiß bei Hof im Voigtlande, wo sein Vater Ortspfarrer war. Sicher ist dem nachmaligen Schriftsteller die Vorliebe zu allem stillen idyllischen Leben und die gelungene Schilderung solcher von ihm bevorzugter Scenen aus den Eindrücken erwachsen, die dieser ländlich schöne Aufenthalt unvertilgbar seiner Kindesseele gab. Er spricht dies rührend in seiner Selbstbiographie also aus: Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern wo möglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen. Die Überreize einer großen Stadt sind für die schwache Kindseele ein Trinken gebrannter Wasser und Baden in Glühwein. Das Leben erschöpft sich an ihm in der Knabenzeit und er hat nun nach dem Größten nichts mehr zu wünschen, als höchstens das Kleinere, die Dorfschaften. Man gewinnt und eräth aber nicht so viel, wenn man aus der Stadt ins Dorf kommt, als umgekehrt aus Jodiß nach Hof. Denk ich vollends an das Wichtigste für den Dichter, an das Lieben: so muß er in der Stadt um den warmen Erdgürtel seiner

älterlichen Freunde und Bekanntschaften die größeren kalten Wende- und Eiszonen der ungeliebten Menschen ziehen, welche ihm unbekannt begegnen und für die er sich so wenig liebend entflammen oder erwärmen kann, als ein Schiffvolk, das vor einem andern Schiffvolk begegnend vorübersegelt. Aber im Dorfe liebt man das ganze Dorf, und kein Säugling wird da begraben, ohne daß Jeder dessen Namen und Krankheit und Trauer weiß. Joditzer haben sich alle in einander hinein gewohnt und hinein gewöhnt. Und dieses herrliche Theilnehmen an jedem, der wie ein Mensch aussieht, welches daher sogar auf den Fremden und auf den Bettler überzieht, brütet eine verdichtete Menschenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens. Und dann, wenn der Dichter aus seinem Dorfe wandert, bringt er Jedem, der ihm begegnet, ein Stückchen Herz mit, und er muß weit reisen, ehe er endlich damit auf den Straßen und Gassen das ganze Herz ausgegeben hat.

Dagegen sind die Entbehrungen nicht zu vergessen, die den strebenden Geist in der Abgeschnittenheit von Hilfsmitteln, Anschauungen und Umgang belasten. Hierüber redet Pindar, Vierte Pyth. Ode, V. 512:

Das ist, sagt man, des Unglücks
Gipfel, das Schöne kennen
Und gezwungen entbehren.

171. Der Deutsche ein Naturfreund.

Wodurch wurde das Naturgefühl beim deutschen Volke ein vorzugsweise gesteigertes, und verewigte sich allgemein in der Feier der Jahreszeiten (Sonnwendefest, Oster- und Pfingstspiele) und speziell in den Thiermärchen, scenischen Volksspielen, Frühlings- und Ernteliedern, Landschaftsgemälden und naturbeschreibenden Werken?

Nicht im sonnigen Hellas, sondern im nebeldüstern eingeschneiten Germanien war die Freude an der Natur eine nationale Empfindung und rief die religiöse Feier der Jahreszeiten hervor, mit deren Begehung theils das Kinderleben, theils auch das deutsche Gemeindeleben alljährlich noch immer beschäftigt ist. Die griechischen Anthesterien, die römischen Floralien müssen frühzeitig in den Fesseln einer unverstandenen Priestersymbolik, im Zwange eines örtlichen Cultus erstarren. Der Gebildete unter Hellenen und Römern überließ die Festlust theilnahmslos dem großen Haufen und sah etwa mit vornehmem Lächeln der öffentlichen Ausgelassenheit zu. An den Freuden des Landlebens, dem Treiben der Hirten, Winzer und Schnitter konnte er, der sein Land durch Sklaven bauen ließ, nur einen

poetisch affectirten Antheil nehmen; er besuchte sein Landgut, wie unsere Modewelt ihre Campagne, um außerdem, wie unsere Vornehmen, Bank- und Börsengeschäfte zu treiben, als Magistrat in die Provinzen zu gehen und mit gespicktem Beutel als Pensionär in die Weltstadt heimzukehren. Die Schönheit seines Himmelsstriches hält ihn weder daheim zurück, noch zieht sie ihn wieder heim. Denn was man stets umsonst hat, schätzt man nicht; der Bauer schätzt nicht jene Volksschule, die ihm kein Schulgeld abverlangt; der Senne und Gemsjäger nicht die überraschende Fernsicht, die er auf den Staffeln seiner Alp täglich vor Augen hat; der Pariser Boutiquier nicht die Kunstschätze der Statuen und Gemälde im Louvre, die er gegen eine Freikarte besichtigen kann. Alles Schöne muß persönlich erlebt und innerlich erworben werden, dann erst wird es das Schätzbare und erwärmt dauernd das einmal davon ergriffene Gemüth. Dem ganzen Alterthum bleibt die Freude unseres Spazierengehens, unseres Lustwandelns im hohen Tannenwalde etwas so unbegriffenes wie noch einem großen Theile unseres Bauernstandes, welcher behauptet, Spazierengehen sei deshalb ein unpraktisches Faulenzen, weil es ermüde. Der Bauer übersieht, daß unser Gang ins Freie ebenso wie seine Feldarbeit von unserm launenhaften Wetter abhängt und diesem gleichsam abgestohlen werden muß. Denn Plan, Vorkehr und Fleiß wird uns von dieser wechselnden Witterung dermaßen gekreuzt, daß unsere Sprache sogar den Launenhaften und Charakterlosen wetterwendisch nennt. Und wie unser Bauernkalender mit rothem Druck den einen Feiertag über die Monotonie einer ganzen schwarzen Arbeitswoche ansetzt und von der Witterung dieses Tages nicht selten diejenige der nächsten vierzig Tage abhängig sein läßt, so ist auch beim Städter die Witterung jenes einen Sonntags ein wochenlanges Hausgespräch, auf welchen man den gemeinsamen Ausflug anberaumt hat. Der feierliche Augenblick, da wir das Denkbild eines unserer vaterländischen Großen enthüllen wollen, pflegt uns gewöhnlich verregnet zu werden; es regnet und stürmt, wenn wir die Leiche Schillers oder A. v. Humboldts zu Grabe begleiten; und so genügsam sind wir in der Unbill unseres Klima's gemacht, daß wir uns alsdann mit der flauen Bemerkung zu trösten vermögen: im Augenblicke, da man jene Statue enthüllte, habe ein Sonnenstrahl plötzlich aufgeleuchtet; im Momente, wo man nächtlicher Weile Schillers Sarg versenkte, sei der Mond hinter dem Sturmgewölke hervorgetreten, seinen Liebling noch einmal verklärend. Der Spaziergang hat unsere Dichter zu Kirchenliedern begeistert, die nun längst von den deutschen Gemeinden gesungen werden; so P. Gerhards „Geh aus mein

Herz, und suche Freud' in dieser schönen Sommerszeit." Unsere Kinder alle memoriren in der Schule Gellerts andachtsvollen Frühlings-Enthusiasmus: „Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht, Gebt unserm Gott die Ehre! Zschokkes „Stunden der Andacht" sind ein Gebetbuch in acht Bänden; wie wäre es gedenkbar, daß ein so breitangelegtes Gebetbuch bei uns die Unzahl von Auflagen und noch mehr von Lesern gefunden hätte, bestände seine uns willkommene Lehre nicht darin, Gott in der Natur suchen und finden zu lernen.

Das in Armuth aufgewachsene Kind hängt an seiner Mutter mit nicht minderer Liebe, als ein reichgebornes. Ebenso ist unsere Freude an einer kärglichen und rauhen Natur eine persönlich empfundene, ungemacht wie echte Herzensfreude, und ausdauernd wie alles Innige. So auch ist die Entstehung und Beschaffenheit unserer Feste selbst. Ein jegliches von ihnen schließt die gemeinsame Mühsal der Tage auf kurze Zeit ab und läßt die Kräfte sammeln für die wieder folgende neue Anstrengung. Das umfassendste Abbild dieses Kampfes mit so vielen Plagen neben nur bescheidenen Freuden ist die germanische Mythologie. Ewig drohen die nordischen Frostriesen zu herrschen, und noch bis in unsere heutige Kinderstube herein tritt alljährlich ihr heidnisches Abbild, der schauerliche Pelzmärtel, der kettenklirrende Ruche Klas. Aber unter der Thiermaske oder im mitgebrachten Aschensack verborgen trägt der Nikolaus doch schon die Gaben Donars, die im Herbste beschert werden sollen: Apfel und Nuß. So ist die harte Jahreszeit ein Wetzstein, an dem sich die allgemeine Naturempfindung verfeinert, gleichwie die Erscheinung des rauhen Nikolaus frühzeitig und zu allererst den rathenden Verstand der Kinder herausfordert. Es wird hierauf noch lange fortstürmen, bis der Bezwinger jener Reifriesen erscheint, Donar, dessen Blitzstrahl den gefrornen Boden lockert, dessen Frühgewitter und Regenschauer das verschneite Thal aufthaut. Die Eiszapfen hängen immer noch am Dache, da steckt man schon grüne Stechpalmen an die Stallthüre; denn Walburgis steht ja im Kalender und der erste Mai kann nicht ausbleiben. Donar selbst kommt noch einher in Begleitung des winterlichen Bären; denn schon ist das erste Honigbienchen im Korb erwacht, damit der Meister Braun nach seinem beendigten Winterschlafe Honig zu lecken hat. Deshalb backen wir bereits um Weihnachten die Lebkuchen für den Frühling voraus. Auf den Sohn Donar folgt endlich sein Himmelsvater selbst, der Äthergott Wuotan; sanft herwehend mit sommerlichen Lüften sitzt er strahlenden Hauptes und blaubemantelt auf dem milchweißen Zelter (daher der Schimmelreiter in den

Volkssagen); ihn begleitet auf einem im Walde neugezimmerten, mit Maien bekränzten Wagen die gebietende Frau des Himmels, am Gürtel den Schlüsselbund tragend, der aus lauter Schlüsselblumen besteht. Wie einst unsere Ahnen im festlichen Aufmarsche der Göttin entgegen zogen, so holen mitteldeutsche Landschaften jetzt noch die Maikönigin im Walde ein und ziehen sie auf dem frisch gezimmerten Laubwagen ins Dorf. (In englischen Maispielen erscheint Robin Hood, der goldlockige Träger des Hochhutes, mit der Queen of May.) Wir übergehen die übrigen Festmasken, in deren jeglicher ein Abbild der besondern Gottheiten verborgen ist, wie sie bei den Oster- und Pfingstspielen, den Winzerfesten und Drescherschmäusen zu erscheinen pflegen. Aber sowohl diese einzelnen Figuren, als auch die tausend jetzt noch lebenden Volkssagen, was wollen sie anderes sein, als die Verkörperung unserer Naturerscheinungen, wie sie sich in der Anschauungsweise des beobachtenden Menschen ursprünglich abgespiegelt haben.

In ihnen allen ist viel mehr Wildes und Schreckliches enthalten, als Liebliches und Schönes; gleichwie der Sagenkreis von des Gottes Wilder Jagd ungleich mehr Nummern aufzuzählen hat als der von seiner maienhaften Freundlichkeit, oder gleichwie die Schaar der ausfahrenden Hexen übermächtig ist gegenüber den Weißen und Weisen Frauen unserer Volksmärchen.

So aber liegt und lag es eben in unserer Naturumgebung selbst, in welcher auf drei kurze Sommermonate die neun harten folgten. Stelle dir vor, schreibt Mannhardt (Weihnachtsblüthen in Sitte und Sage pg. 42, 58) die Sonne habe auf ewig Abschied genommen und mit ihr die milden Götter; dagegen seien alle bösen Geister losgelassen und hätten den trinkbaren Quell, den schiffbaren Strom, den befruchtenden Regen in die Bande des Schnees und Eises geschlagen; Kornfeld, Weidetrift und Fruchtbaum in nahrungskarge Öde verwandelt. Denke dir, das würde so fortgehen, und du wüßtest noch nicht, daß jedem Winter ein neuer Frühling folgen muß: so magst du die Trauer ermessen, welche die Seele des Menschen im Alterthum erfüllte, und wie von Tag zu Tag die Angst seines Gemüthes wachsen mußte. Da that, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, der Schoß des Himmels sich auf (Sonnenwende nennt man darum den 1. Dezember) und zugleich kam die Gewißheit, der Frühling kehre wieder mit seinem Leben. Schon jetzt schienen milde Götter gegenwärtig. Und die Frommen unter den Heiden hoben ihre Hände empor und äußerten ihren Dank in lauter Festfreude, indem sie bildlich die Zurückkunft

des Lichtes, der Götter und alles dessen, was das Leben schön macht, nachahmten und darstellten. Aber was wir uns soeben nur künstlich in unserer Vorstellung erwecken, das war im Alterthum in Wirklichkeit also. Procopius, ein griechischer Schriftsteller im sechsten Jahrhundert hatte von dem Julfeste der nördlichen Bewohner Schwedens und Norwegens gehört. Man hatte ihm berichtet, daß dieselben am 35. Tage der langen Winternacht Boten auf die Gipfel ihrer höchsten Berge schickten, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen; und wenn sie erblickt wurde, so verkündigte man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht die Tiefen der Thäler erhellen werde. „Dann werde unermeßlicher Jubel erhoben, alles feiere das Fest der frohen Botschaft. Denn obgleich dasselbe Ereigniß Jahr für Jahr eintrete, seien die Inselbewohner in Furcht, daß ihnen einmal die Sonne ganz ausbleiben werde. Dann schlachten sie den Göttern des Himmels und der Erde unaufhörlich Opfer, auch Todtenopfer werden dargebracht."

Die vier Jahreszeiten und die vier Tageszeiten treten im Norden einzeln und sichtbar geschieden auf, jede von ihnen eigenthümlich durch Zeitdauer, Temperatur, Beleuchtung, Farbenton und andere atmosphärische Erscheinungen. Man wird sich dadurch der einzelnen Fristen mehr bewußt, wenn die Landschaft alljährlich viermal ihr Kleid wechselt; man fühlt sich tagtäglich vierfach anders angeregt und eben so oft zu anderer Empfindung und Thätigkeit gestimmt. Dem Südländer dagegen droht die Zeit in ihrem stets gleichen Entwicklungsgange traumartig mit unmerklichem Pulsschlage zu verrinnen; nur die wachsende Mittagshitze, der schnell sich ablösende Gegensatz von Nacht und Tag setzen Geschäften und Genüssen ein schroffes Ziel, und die zwischen diesen beiden Gegensätzen hingehaltene Empfindung wird nicht in eine feinere Lehre genommen. Nichts vermag der Südländer zu ahnen von der langdauernden Sehnsucht, mit der wir unserem so spät und so zögernd erscheinenden Frühling entgegen harren. Was vermöchte wohl ein Sicilianer unter unserm „Winteraustreiben" sich zu denken, da zwei Knaben den Zweikampf zwischen Sommer und Winter, wie es im Naturleben sich begibt, mit Dreschflegel und Heurechen öffentlich aufführen? Wie wäre ihm erst der Brauch Tirols und Baierns begreiflich zu machen, daß hier ganze Thalschaften ausziehen, um mit Weideglocken und Peitschenknallen „den Lenz aufzuwecken"? Vgl. hierüber Quitzmann, Religion der Baiwaren 281. Oder wie der andere Brauch der „Sommerverkündigung", wo unsere Schulkinder und Dorfknaben einen Blumenkranz, einen Hahn oder Fuchs gebunden

umher tragen und von Haus zu Haus diejenigen freiwilligen Gaben einsammeln, die man früher der rückkehrenden Göttin als Opfersteuer entgegen trug. Wie grundlos und unverständlich erschiene ihm wohl die Freude von Jung und Alt bloß darüber, daß man in den noch starrenden Wald gemeindeweise hinaus und von da auf den kaum erst grünenden Anger zurückzieht, um hier das Fest des Ruthen- und Maienzuges abzuhalten. Mit der einen Pflanze des grünen Klees schmücken unsere ritterlichen Dichter ihre hundertfachen Frühlings- und Minnelieder, mit dem einen Goldveigelein oder den drei Röselein überduftet unser Volkslied ganze Orangerien der neuzeitlichen Lyrik. Das unscheinbare Gänseblümchen und die Ringelblume haben ihre hundert besonderen Reime im Kinderspiel, das nackte Palmkätzchen ist ein nationales Symbol für unsern ganzen Bauernstand. Wir bedürfen nicht der gigantischen Fächerpalme der Tropenwelt, um unsere Ostern zu begehen; diese zu weit gehende Überraschung eines Blüthen und Früchte zugleich tragenden Baumes stumpft zuletzt den begehrlichen Menschen nur noch mehr ab. Ein einziges rothgefärbtes Osterei ist uns der sichere Vorbote des leuchtend aufsteigenden Sonnenballes, der mit energischem Strahl die Eisrinde sprengt und die Erde aus der Schneehülle heraus schält. Und zum fünfzigsten Male erquickt sich dann unser Auge an dem blühenden Apfelbaum, weil wir solchen Reiz nur einmal des Jahres und dann binnen Jahresfrist nicht wieder zu sehen bekommen. Vielgestaltig, großgebaut und farbenstrahlend ist die Pflanzen- und Thierwelt des Südens, metallen strahlt der Spiegel seiner Gewässer, in Goldlinien zieht sich der Gebirgssaum hin, veilchenblau badet der Absprung der Küsten im Meere. Wie bescheiden sind dagegen unsere Schätze und doch durch nichts Anderes aufwägbar! Die lauen Abende eines süddeutschen Sommers, die lauen Nächte mit ihrem Amselschlage, darauf der frische thauige Morgen mit seinen Düften aus dem Saatfelde und dem Laubwalde her, und erst mit jener morgendlichen Geistesstimmung, die uns edeln Arbeitseifer eingibt, glückliches Gelingen schenkt: wie liegt hierin die Erfahrung, sich bescheiden zu lernen mit dem Vorhandenen und das einzelne Goldkörnchen in eine um so edlere Münze umzuprägen durch unsere geistige Zuthat. Dies ist die gesundene Stimmung, in der sich dann Schillers Worte uns erklären:

In des Herzens heiligstille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Wer lange jung bleiben will, muß genügsam sein wie es die Jugendfreude ist, die sich am Kleinen herzlich zu ergötzen weiß und darüber selber zur Großherzigkeit heranwachsen wird. Betrachte diese harmlosen Spiele der deutschen Kinderwelt, so wirst du finden, daß sie in allen Gauen dieselben sind und genau mit dem Wechsel der Jahreszeiten zusammenhängen. Sobald der erste Storch über unsere nassen Wiesen watet, kommt auch die Knabenschaar auf ihren Stelzen hochbeinig einher. Ist der Boden allmählich abgetrocknet, so schlägt sie den Springreif, den Ball, den Kreisel und treibt den Schusser in sein vorbestimmtes Erdgrübchen. Mit dem beginnenden Weidgang der Stallthiere beginnt das Blindekuhspiel. Der erste Mai- und Goldkäfer wird mit Freuderufen eingefangen. Der zurücktretende Bach zeigt am Ufer seine flachsten Wurfsteine, die man lustig über die sonnige Wasserfläche tanzen läßt. Man schneidet sich Röhricht- und Hollunderstämmchen zu Blasröhren und Knallbüchsen, saftige Ruthen zu Weidenpfeifen. Im Sommer spielt man Jäger und Has, der Fuchs geht 'rum, den Plumpsack, Räuber und Soldaten. Fangen die Herbstwinde an zu blasen, so lassen die Mädchen ihre papiernen Fallschirme und Balons, die Knaben ihre Drachen steigen, und wenn Regenguß und Schneefall abermals die Bäche schwellt, zünden sie in der Voraussicht, daß die nun sich verbergende Sonne nicht ganz auslöschen werde, ihre Licht- und Kienspäne an, stecken sie auf Korkschiffchen und lassen sie leuchtend vom Stadtbrunnen aus, durch den Bach davon fahren. Mit Frühschnecke und Schwalbe fängt der Kinderkalender an, setzt sich fort mit dem Fang der Heuschrecken und Grillen fürs Grillenhäuschen, springt über auf Sommervögel, Weinfalter und Hirschschröter und kehrt endlich, wie die Kinderfabel, wieder heim zu den Stubenthieren und Spielkameraden, zu Hund und Hahn, zu Katze und Maus. Hier bricht aus dem deutschen Kinderherzen die uns angestammte Liebe durch zur Thierwelt, diesen Haus- und Schlafgenossen im Winter, diesen Spielgenossen im Sommer. Gleichwie die „Treuen Thiere“ im Kinder- und Hausmärchen heute noch die Rolle des Erretters zu spielen haben, so hat des Germanen mit der Thierwelt geschlossene Freundschaft einst sich bis zum Thierepos gegipfelt vom Reinecke Fuchs; ja in unserer Gegenwart sind aus gleicher Wurzel die Thierschutzvereine entstanden, um sich nun von uns aus auch über die thierquälerischen Länder romanischer Zunge zu verbreiten. Die Griechen, sagt J. Grimm, (G. D. Sprache 1, 123) mußten mit den kleinen Stücken der äsopischen Fabel auslangen, weil bei ihnen die Natur in voller Pracht herrschend, geringere Macht über den Menschen ausübte, als

wo sie kärger haushält; bei uns, bei den Slaven, Litthauern und Finnen wurzelte dagegen mehr die echte Thierfabel.

Wir gehen über vom Kinderleben zu den Leistungen der Männerwelt, die sich in jenem voraus zu verkündigen pflegen.

Unsere deutschen Maler, Bildhauer, Kunstarchäologen, Dichter und Sprachforscher mußten alle erst ihren Römerzug in die italienische Fremde angetreten haben, und dann erst war ein Wiederverständniß des Klassischen und Kunstschönen für die gesammte übrige Welt wieder entdeckt. Gedenken wir momentan nur der deutschen Landschaftsmalerei. Landschaftliches kannte die Malerei des Alterthums nur in Form des dienenden Beiwerks, im Stil der pompejanischen Arabeske. Gegen den einen Salvator Rosa der Bologneser Schule hat Deutschland manches Hundert geistvoller Landschafter zu nennen, unter denen Rottmann (aus dem bairischen Algäu) eine vor und nach ihm ungekannte Höhe erreicht hat. Der Dresdner R. Mengs stellt zu Rom den historischen Stil her, der Stendaler Winkelmann verkündet von dort aus zuerst das Ebenmaß und die göttliche Ruhe der Antike. In ihrer heimatlichen Umgebung hatten sie die Anschauungen zu entbehren, die ihnen in ihrer reichen Seele vorschwebten; sie suchten und entdeckten. An dem uferlosen atlantischen Meere, in den Sanddünen der Niederlande entsprang die Kunst der malerischen Perspective und die Entdeckung der durchsichtig gehaltenen Ölmalerei, nicht in dem entzückenden Golf Neapels oder in den lachenden Alpenthälern der Schweiz. In der niederrheinischen Ebene blüht die Düsseldorfer Malerschule, aus welcher ein Cornelius hervorgieng; die Ruysdael und Van der Velde stammen aus den Moorflächen Hollands, die neue Münchner Schule hat sich ihre nächsten Studien auf den Kiesinseln und Schutthalden der rauhen Isar gesammelt. Wo die Natur am kärglichsten verfährt, werden die nach dem Schönen sehnsüchtig forschenden Sinne um so schärfer geschult. Der Kosmographe Alexander Humboldt wächst in den Sandstrecken und Kieferwaldungen der Mark auf, der Pflanzenvater Linné im darbenden Schweden, der größte unserer neuen Bildhauer, Thorwaldsen, stammt zunächst aus dem eisigen Island. Kopernikus, Tycho de Brahe, Kepler, Herschel gehören dem nebeldüstern Norden an, der ihnen den Sternenhimmel, den sie suchen, um so geiziger verdunkelt. Ja jene Isländer, sagt J. Grimm, (Akadem. Rede, 5. Dez. 1844) haben der Welt und dem sinnenden Menschengeist weit größeren Vorschub geleistet, als das unter herrlichem Himmelsstrich gelegene Sardinien, das, seit unsere Zeitrechnung gilt, träg

und unnütz dahin lebt. So wenig also hängt die innere Thätigkeit unseres Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab.

172. Göthes prädikative Skizze

der Epochen deutscher Literatur von 1750—1820, ergänzt durch Beifügung der betreffenden Autoren, Werke und geschichtlichen Thatsachen.

Von 1750 bis 1770.

1. Ruhig, emsig. — 2. Pedantisch fixirt. — 3. Würdig, geist- und herzreich. — 4. Respektvoll. — 5. Antik gallische Cultur. — 6. Formsuchend.

Von 1770 bis 1790.

1. Unruhig, frech. — 2. Ausgebreitet. — 3. Leichtfertig, redlich. — 4. Achtung verschmähend und versäumend. — 5. Englische Cultur. — 6. Form willkührlich zerstörend und besonnen herstellend.

Von 1790 bis 1810.

1. Beschwichtigt, zart. — 2. Sich beschränkend. — 3. Patriotisch thätig. Ernst religiös. — 4. Intrigant. — 5. Spanische Cultur. — 6. Von Form sich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

1. Malcontent, determinirt. — 2. Zuschreitend. — 3. Herschsüchtig, tüchtig. — 4. Respektlos. — 5. Altdeutsch. — 6. Ins Formlose strebend.

173. Hat man nach dem literarischen Zeitalter oder nach dem in ihm geistig herrschenden Individuum zu rechnen?

Rückert (Gesamm. Ged. 6, 360) versificirt sich einen Ausspruch des Theologen Neander also:

Den schöpferischen, herrschend über seine Zeit
Erhabnen Geist, wie darfst du ihn aus seiner Zeit
Erklären? aus ihm selbst erkläre seine Zeit!

„Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter wars, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben." Göthe 49, 74.

Steh'n bleiben Wenige, das Zeugniß nachzutragen
Vom Streben ihrer Zeit, wenn and're Zeiten tagen.

Das sind die Geister auf der Menschheit höchsten Stufen,
Bei deren Namen sind die Zeiten aufgerufen.

Doch wie ein weit Gebirg am Horizonte sinkt,
Und endlich sichtbar nur der höchste Gipfel blinkt;

Die vielen Gipfel, die im Ferneduft verschwammen,
Sind gleichsam unsichtbar in Einem nun beisammen:

So von den Geistern auch wird Einem aufgetragen,
Im Namen aller, die hinuntergeh'n, zu ragen;

Und alles sammelt sich, was groß nur ist und schön,
Um die am Horizont geblieb'nen Menschheitshöh'n.

Rückerts Brahmane 397, Nr. 37.

174. Warum stockt die poetische Literatur der Gegenwart und findet auch mit guten Produkten keinen allgemeinen Erfolg mehr?

Eine Frage über die geistige Lage der Gegenwart läßt sich öfters durch die Betrachtung vergangener Geistesperioden beantworten.

Vergleichung ist die Mutter der Beobachtung, sie hilft die eine Erscheinung durch die andere, das Vergangene durch das noch Bestehende, und so auch umgekehrt aufhellen oder erklären.

Göthe in seinen Maximen und Reflexionen (Bd. 49, 56): Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt. (Nachdem die höfische Lyrik beim deutschen Adel abgeblüht war, gieng sie auf den benachbarten wendischen, rätischen und krainischen über. Im 17. Jahrhundert siedelt sich die deutsche Dichtkunst in dem damals der deutschen Sprache kaum erst gewonnenen Schlesien an; wie sie im 19. Jahrhundert auf den Adel Ungarns und der Ostseeprovinzen übergegangen ist.)

175. Über den geographischen Schauplatz der Nibelungen.

Dietrichs Amelungenland, Siegfrieds Niederland, Brunhildens Island, Gunthers Burgundenland, sind nicht weniger mythisch als das Ni-

belungenland selbst, oder als Dietrichs Stadt Bern, Hagens Burg Tronegg. Eine nähere Angabe über die Lage dieser Länder und Orte wird dem Liede nicht möglich, während es Topographisches häufig mittheilt über Rhein, Main und Donau, über Franken, Baiern, Österreich und Ungarland. Also ist vom Liede ursprünglich schon eine allgemeine Kenntniß der Heldensage vorausgesetzt, und jede geographisch-historische Einmischung erscheint als eine nicht mehr epische Zuthat späterer Zeit.

176. Die unüberwindliche Sprache.

Einen unüberwindlichen und für den Kunstzweck schlechtesten Stoff nennt Göthe einmal die deutsche Sprache. Er hat damit ein vorhanden gewesenes und von ihm selbst gehobenes Übel richtig benannt.

Göthe sagt von seinem Schicksal:

Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah,
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Zwei Hauptgründe berechtigten zu diesem Ausspruch.

1) In Göthes Jugend war die Herrschaft der französischen Sprache für Deutschland noch in solchem Maße geltend, daß das erste Theater, das unser Dichter in seiner Vaterstadt zu sehen bekam, ein französisches war, und daß seine eigenen Verse und Briefe jener Jugend-Periode, alle französisch abgefaßt, ein ziemlich großes Druckheft ausmachen. Diesen Sprachzwang hat er und Klopstock überwunden trotz des großen Preußenkönigs, der über ihr Unternehmen mißgünstig genug urtheilte. Allein nun waren erst noch jene Übel zu tilgen, welche durch die Gottschedische Steifheit, Hallerische Kälte und Gellertische Correctheit in der deutschen Sprache herrschten. Auch diese von Göthe vorgefundene Pedantensprache hat seine Thätigkeit überwunden.

2) Wir können in der Regel nicht weiter denken, als wir sprechen, der Gedanke klebt am Ausdruck und bildet sich sogar nach demselben. Es gibt daher im Ganzen zweierlei Arten von Menschen und Autoren, die einen, die durch Begriffe und Anschauungen denken, die andern, die es durch Worte lernen wollen; die einen selbstständig anschauenden,

spracherzeugenden, weiterdenkenden Menschen; die andern nachredenden, denen die Sprache die Dienste der Kindswärterin thun muß. Ein altasiatischer Reim (in Rückerts Chinesischem Liederbuche) macht schon dieselbe Aufzählung;

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise.
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, lernen aber lange.
Menschen von der letzten Sorte
Bleiben dumm und lernen immer Worte.

Göthe hatte nun in der literarischen Periode, welche in seine Jugendzeit fiel, die Erfahrung zu machen, wie schwierig Sprache und Stil sei, weil Beide, weder der Mensch, noch die Sache, sondern allein die selbsterworbene Behandlung der Sache sind. „Wir haben (erklärt er, Bd. 23, 256) das unabweisliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man gewöhnlich denken möchte, denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistentheils besser, als er sich ausspricht. Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche durch Klarheit und Redlichkeit auf das Möglichste zu beseitigen."

177. Leben und Sterben des deutschen Hanswurst,

oder geschichtlicher Abriß des Volkshumors in der deutschen Literatur.

Eine historische Skizze über die Namensfamilie, deren Glieder die Repräsentanten des Groteskkomischen sind.

Skizze. Mehr als sieben Städte streiten sich um die Ehre, Hanswursts Geburtsort zu sein: Krähwinkel, Schilda, Schöppenstädt, Ganslosen, Lallenburg, Kuhschnappel, Polkwitz, Bopfingen, Hotstrupp, Weilheim rc.

Seine Eltern heißen Hans Dampf und Grete.

Seine Taufpriester sind der Pfaffe Amis, der Pfaffe von Kalenberg, der Pfaffe Murnar und der Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara.

Auf die Tauffrage, wie soll das Kindlein heißen, antwortet der Vater in gleichgiltiger Zerstreutheit, dies ist Wurst; so wird der Junge Hanswurst zubenannt.

Seine Brüder sind zahlreich, jeder von ihnen liefert reichliches Material zu einer besonderen Biographie: Morolf und Eulenspiegel, Rüpel und Grobianus, Simplicissimus und Schelmufsky, Quintus Fixlein und Schoppe-Leibgeber.

Auf seinen Kunstreisen durch Europa nimmt er sehr verschiedenartige Namen an, häufig nach den Lieblingsspeisen der Länder gemodelt.

In Holland heißt er Pickelhäring, in Paris Jean Potage, in London Jack Pudding, in Neapel Maccaroni, in Wittenberg, wo Luther 1541 sein Pamphlet gegen Herzog Heinrich von Braunschweig schreibt, wird er vom Reformator zuerst in die Literatur eingeführt und Hans Wurst genannt. In Rom gilt er als Arlequino und Bagliasso, als Pulcinell und Scaramuz, in Wien als Kasperle und Staberl.

Sein Porträt liefert zuerst Jos. Ant. Stranitzky, der um 1727 zu Wien als Hanswurst spielte; er zeichnet ihn dickbauchig, die Pritsche in der Hand, ein rothes Herz auf dem Brustlatz. Nach dieser Zeichnung ist „Kilian Brustflecks Hochzeit" von Göthe geschrieben worden. Seine Biographen sind Just. Möser (Harlekin, Vertheidigung des Groteskkomischen 1761) und Flögel, Geschichte des Groteskkomischen.

Gottsched, der fünfmalige Rector der Leipziger Universität läßt ihn 1737 auf dem Leipziger Theater durch die Neuberin verbrennen.

Nach dieser Hinrichtung lebt er pseudonym fort als Groberjan, Dummerjan, Schlederjan, Janhagel, Hans Quast; thut seine Schalksdienste im Puppenspiel und wird schließlich als Faustischer Mephistopheles wieder in seine dramatische Würde eingesetzt.

178. Einfluß der deutschen Fürsten auf die deutsche Literatur und Dichtkunst, von Karl d. Gr. bis auf Karl August von Weimar.

Belegstellen aus den Dichtern selbst.

Klopstock (Ode Kaiser Heinrich):

> Bist du der Erste, nicht der Eroberer
> Am leichenvollen Strom? und der Dichter Freund?
> Ja, du bist Karl! Verschwind, o Schatten,
> Welcher uns mordend zu Christen machte!

Walther v. d. Vogelw. (Haupt 1853, 28):

> der edel künec, der milde künec hât mich berâten,
> daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.

Simon Dach, † 1659, an seinen Brandenburger Churfürsten:

Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod,
Nun die Kraft mir wird genommen
Und auf mich gedrungen kommen
Beides Alter und der Tod.

Thu, o Churfürst, nach Belieben,
Such ich Huben zehnmal sieben?
Nein auch zwanzig nicht einmal,
Mir ist gnug ein grünes Thal:

Da ich Gott und Dich kann geigen
Und von fern sehn aufwärts steigen
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kommt gegangen.
Sollt' ich aber nichts empfangen,
Wol, Herr, dieses gnügt mir auch.

Chr. Lud. Liscow, † 1760, Nothwendigkeit der elenden Scribenten: Nicht der Verstand regiert die Welt; Salomon sagt, daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sei. Es gereicht dies den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man daraus vielmehr ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Joh. Fried. Freiherr v. Cronegk v. Ansbach, † 1785:

Ihr Dichter klaget stets und schimpft auf Deutschlands Reich;
Es fehlt euch kein Mäcen, ein Sulla fehlet euch.

Gellerts Brief v. 23. Dez. 1768 an seine Schwester.

Unser guter Churfürst hatte gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Oberstallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste aus dem churfürstlichen Stalle aussuchen und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd auf dem Schloßhofe lassen vorreiten, hat aus dem Fenster herunter gerufen, man solle eine weiße Wildschur umnehmen und sich damit aufs Pferd setzen, um zu sehen, ob es etwa scheue. Kurz, der theure junge Fürst hat mir am Dienstag das Pferd durch einen churfürstlichen Stallknecht mit einem blausammtnen Sattel und einer solchen Chabrake, mit Gold besetzt, zugeschickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt mich Un-

würdigen Gott bei Hohen und Niedrigen finden! Geritten hab ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt und machte mir nicht die geringste Sorge.

K. L. v. Knebel, Über deutsche Literatur (brieflich an K. W. Böttinger, vgl. Ztschr. Phönix 1838):

Es ist leider eine traurige Bemerkung über Teutschland, daß sich von jeher unter den vornehmen und höhern Ständen so wenig Liebe und Geschmack für die Wissenschaften gezeigt hat. Es ist eine interessante Anekdote, daß Friedrich d. Gr., als er die Berliner Akademie stiftete, unter die Institute derselben setzen mußte, daß, wenn auch ein Edelmann Mitglied dieser Akademie werden sollte, es ihm doch weiter keinen Nachtheil an seiner Ehre bringen würde.

Anna Luise Karsch † 1791, brieflich an die Darmstädtische Prinzeß (Briefe von und an G. H. Merk, ed. Wagner 1838, 47):

Empfiehl mich Henriettens Huld;
Sie weiß noch nicht, was mich betroffen,
Weiß nicht, daß ohne Friedrichs Schuld
Mir Friedrichs Knechte jüngst in seinem Namen
Zwei Thaler zum Geschenk gesandt,
Die sie sogleich zurückbekamen
Mit dieser Schrift von meiner Hand:
„Zwei Thaler gibt kein großer König,
Denn die vergrößern nicht mein Glück.
Nein! sie erniedern mich ein wenig,
Drum geb ich sie zurück."

Göthes Brief an J. Mösers Tochter; Weimar 21. Juni 1781:

Wenn der König meines Stücks (Götz v. Berlichingen) in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem manichfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Schiller, die deutsche Muse:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Gieng Sie schutzlos, ungeehrt.

Jean Paul Richter, Sämmtl. Werke 10, 184:

Ich finde, daß ein gebildeter Pfarrerssohn im Grunde besser ist, als ein ganz ungebildeter Prinz, und daß die Prinzen nicht wie die Poeten geboren werden, sondern gemacht.

Göthe über Karl August von Weimar:

Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich gekümmert und Er war mir August und Mäcen.

Rückert über denselben; Weisheit des Brahmanen 332, Nr. 13:

Wikramaditia, Hindustans Oberkönig,
Dem sieben Könige, die mächtigsten sind fröhnig,

Nicht darauf ist er stolz, stolz ist er darauf bloß:
Daß sieben Dichter hat vereint sein Fürstenschloß.

In Trümmer hat die Zeit gelegt sein Königthum,
Allein sein Name steht mit Kalidasas Ruhm,

Des Kalidasa, der Sakuntala gedichtet,
Von der im Abendland nun auch der Ruf berichtet;

Im Abendlande, wo zu gleichem Preis und Lob,
Wie Indiens größter Fürst, ein kleinster sich erhob:

Der so viel strahlende Gestirn' um seinen Thron
Versammelt', daß auch er auf ewig strahlt davon;

In dessen Fürstenpfleg' ein Fürst der Genien
Eleonoren schuf und Iphigenien:

Der Fürst verdiente, daß gerechnet gleich der Aere
Wikramaditia's, nach ihm auch eine wäre;

Der seine Stimme nicht ließ mit im Chor erschallen,
Doch still der Mittelpunkt war der Begeistrung Allen;

Ihr Fürst nicht, sondern Freund (den Ruhm soll ihm entreißen
Kein andrer), stolz darauf und würdig, es zu heißen.

War etwa Fürstenprunk und Eitelkeit der Hebel?
Dagegen zeugen laut die Briefe gnug an Knebel.

Seit ich die las, steht hier im Heiligthum der Brust
Ein Bild der Andacht mir, von Weimar Karl August.

179. Fr. Rückert, der Dichternestor der Gegenwart.

Fr. Rückert, geb. 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Franken, hat in diesem Jahre 1865 sein 76. Lebensjahr vollendet und lebt, öffentlich wenig genannt, in stiller Thätigkeit auf seinem Gute Neuseß bei Koburg. Der Verfasser der historischen Dramen: Herzog Ernst, Ludwig der Baier, Columbus, die Hohenstaufen; der geistlichen Schauspiele: Herodes der Große, Saul und David; der letzte unserer Epiker, der fruchtbarste und vielseitigste unserer Lyriker, weitaus unser bedeutendster, ja einziger Lehrdichter, dazu Orientalist, Übersetzer und virtuelster Linguist: woher die öffentliche Vergessenheit dieses ausgezeichneten Mannes in unserer Gegenwart?

Der Dichter selbst erkennt diese seine Lage, beurtheilt sie theils aus sich selbst, theils aus dem Charakter der Gegenwart und sieht gefaßt der gerechteren Zukunft entgegen.

Mit Anstand wissen uns die Freund' anzuerkennen
Und aus dem Weg zugleich zu räumen, wo sie rennen;
Sie sagen, daß mit uns ein Altes ab sich schließe,
Das heißt, doch sagen sie es nicht, nichts Neues sprieße.

Gesamm. Ged. 6, 150.

Verse lassen sich noch schreiben, Aber nicht mehr lesen;
Sich zur Unterhaltung treiben Dichter nur dies Wesen.
Gar viel anders muß gestalten Sich gar viel auf Erden,
Bis von Dichtern unterhalten Wieder Leser werden.
Und noch anders muß gestalten Andres sich auf Erden,
Bis die Dichter unterhalten Von den Lesern werden.
Bis dahin, Romanenschreiber Mit den Halbgestalten
Unterhaltet diese Weiber, Und seid unterhalten!

Gesamm. Ged. 6, 7.

Nicht leicht ein Schönes wird, ein Gutes sein, wovon
Ich nicht gesagt ein Wort, gesungen einen Ton.

Drum kann ich wohlgemuth gehn durch die Einsamkeiten,
Wo solche Chöre mich von Genien begleiten.

Aufsprosset sanft und mild mir hie und dort ein Bild
Und schmückt mit Frühlingstraum das winternde Gefild.

Brahmane 148, Nr. 51.

Ich will durchaus nicht thun, was wollen die und lieben,
Für die gesungen jetzt, getanzt wird und geschrieben.

Nur hören wollen sie und sehn, ohn' aufzuthun
Ein innres Aug und Ohr, im Äußern müßig ruhn,

Genießen, schwelgen nur, nicht denken, noch sich bilden;
Mit ungezügelter Einbildungskraft verwilden.

Dazu helf' ihnen treu Musik und Bühnenkunst,
Du, edle Poesie, verschmäh die schnöde Brunst!

Ob von den Deinen auch sich ihnen beigeselle
Märchen, Roman, Romanz', Erzählung und Novelle;

Doch, heil'ge Lyrik, du, von wo du bist, nach Oben
Deut' ihnen warnend ernst, ob sie ob nicht sie's loben.

Brahmane 655, Nr. 16.

Selber mag ich mich verneinen   Gegenüber dir, Natur!
Denn vor dir was könnt ich scheinen,   Da du alles selbst bist nur.

Aber wo die Menschen wollen   Mich verneinen, sag ich nein.
Sei ich nur ein Stein, sie sollen   Stoßen ihren Fuß am Stein.

Was aus Euch Bedürfniß stammelt,   Tönt von meiner Lippe frei,
Die zu Wohllaut hat versammelt   Eurer Leidenschaften Schrei;

Die Ihr nur Erfolge richtet,   Lächelt auf mein Feuer kühl:
Weil nicht weit, was ich gedichtet   Drang durchs dumpfe Zeitgewühl.

Doch in jedem Athemzuge   Bleib ich meiner selbstbewußt,
Fühle, daß vor meinem Fluge,   Flattrer, du verzagen mußt.

Einst wann Seel und Leib sich trennen,   Sieht mein Auge noch, und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,   Wen es hatt' und wußt' es nicht.

Gesamm. Ged. 5, 14.

Ja such in deines Volks Ruhmtempel nur zu prangen,
Wo lebend nicht hinein, im Tod doch, zu gelangen.

Daß wann viel Namen, die nun klingen, sind verklungen,
Doch deiner sei genannt von später Enkel Zungen.

Nicht wecken wird dich das, noch stören deine Ruh,
Doch Trost und Lohn dir sein: Noch ruhend wirkest du.

Im Tode wirkst du, was du nicht gekonnt im Leben,
Zu sittigen die Welt und Herzen zu erheben.

Brahmane 396, Nr. 36.

180. Ist das öffentliche Urtheil das richtige Tribunal in Sachen der Kunst und Literatur?

Muß die Literatur aus einer Aristokratie des Geistes bestehen, so kann die öffentliche Meinung ihr demokratisches Recht in ihr entweder gar nicht, oder nur fehlerhaft geltend machen. Der Schöpfer des Großen

verlangt auch einen entsprechenden Begreifer. Zur Würdigung jeder bedeutenden Idee und Leistung gehört ein besonderes Maß von Vorstellungsvermögen, eine gebildete Phantasie, ein uneingenommenes, obenein redliches Herz. Wo eine dieser Mitgaben fehlt, da steht Kolumbus vor den Dummköpfen in Salamanca, Galilei vor seinen Richtern, Kepler bei seinem Hunger, Stephenson vor dem höhnenden Parlamente. Es war ein Irrthum zu andern der Weltverlassenheit und der Jugend, als Schiller in der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia 1784 erklärte: „das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht ich und verehr ich" Usw. Ganz das Entgegengesetzte sagt er später diesem Publikum ins Gesicht, und zwar gemeinsam mit Göthe im Xenienkampfe:

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen;
  Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
  Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?
Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid Ihr denn würdig des Guten,
  Das nur der ewige Krieg gegen Euch selber erzeugt? —

Klopstock, Epigramme (ed. Vetterlein Nr. 67) hat dieselbe Erfahrung gemacht:

Sei, wenn Neues du sagst, so bestimmt als möglich; doch sei auch
  Völlig gewiß, man seh's schief und erkläre dich falsch.
Denn du begehst ja nun einmal den schrecklichen Fehler der Neuheit,
  Und kein Leisten ist noch, dem man sie passe, gemacht.

Du klagst, unmöglich sei fürs Volk zu dichten heut'.
Wann aber hat des Volks die Dichtkunst sich erfreut?
Selbst in der schönsten Zeit der Kunst ward dargeboten
Doch ihre Gabe nur Hellenen, nicht Heloten.
Nun sind verschmolzen zwar Heloten und Hellenen,
Doch immer weiht die Kunst nur diesen sich, nicht jenen.

Rückert, Brahmane S. 654, Nr. 13.

181. Edlere Völker umweh'n Stürme der Wiedergeburt.

Zweimal in sehr verschiedenen Zeiträumen hat das deutsche Volk die schönsten Blüthen der dichtenden Kraft getrieben, während es gleichzeitig eben so hoch wuchs in religiöser Aufklärung und politischer Reife.

An diese unter den modernen Völkern bisher allein dem deutschen zukommende Fähigkeit geistiger Regeneration denkt ein Epigramm Platens (im Theater von Taormina):

Edlere Völker umwehn Stürme der Wiedergeburt,
Denen sie dann neukräftig entwachsen in doppelter Schönheit.
Selig der Morgen, an dem wieder o Kunst du erwachst!

182. Abiturienten-Themata bei Maturitätsprüfungen. Der Abiturient, zwischen Schule und Hochschule stehend.

Die Lage dessen, der von der gebotenen gleichmäßigen Arbeit der Schulklassen nun zum Studium einer selbstgewählten Fachwissenschaft übertritt; der Schritt aus dem familiären Schulzimmer voll Jugendkameraden und langgewohnter Lehrer in den großen Hörsaal voll unbekannter Leute; aus dem diktirten Stundenplan und der gebotenen Hausordnung in die Collegienfreiheit und Selbstbewirthschaftung: hat viel Aufregendes, Verwirrendes, Rührendes für die Phantasie. Alles was damit auf einmal dem Gemüthe sich aufdrängt, liegt tröstlich gesammelt in der Strophe eines Göthe'schen Neujahrsliedes ausgesprochen. Abiturienten mögen sich dies Dichterwort verdeutlichen, wenn sie den alten Gymnasialort verlassen oder die neue Universitätsstadt betreten.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Gönnt uns das Glück;
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

183. Unser künftiges Fachstudium nebst unserer Standeswahl.

Die Frage, Was soll ich studieren, ist beim Licht betrachtet eine so überflüßige, wie der Titel der neuen Kochbücher, Was wollen wir kochen? Wir wollen kochen, was wir vermögen und gerne mögen; und wir sollen ebenso dasjenige studieren, was wir wollen. Zum Essen gehört Appetit, zum Berufsfach vor allem Beruf. Der Name Beruf wendet sich allein an die Person, denn er fordert das Talent heraus, sich zu entscheiden, und ein wirkliches Talent ist eben dasjenige, das diese innere Stimme laut und deutlich genug vernimmt. Deshalb hatten und haben alle imponirenden Völker einen geschichtlich sehr entschieden ausgesprochenen Beruf.

Phönizier, Karthager und Engländer haben sich dem Handelsstande, Römer und Araber dem Soldatenstande, der Deutsche dem Gelehrtenstande sich gewidmet; daraus haben sie der Reihe nach ihre Größe und ihr Endschicksal sich bereitet, ohne darüber jemals von ihrem Berufe abgelassen zu haben. Lasset, sagt Virgil, die andern Völker immerhin ihre Künste betreiben, die Bahnen der Gestirne finden und den Urgrund der Dinge ergrübeln: wir Römer fahren fort, über sie alle zu herschen:

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Aen. VI, 848.

So denkt und handelt derjenige, der sich seinem ihm bestimmten Berufsfache widmet, weil er es aus innerem Antriebe ergriffen hat. Sein Wille und Thun ist die Entschiedenheit.

Die Ueberlegung zeigt das Bessere von Zwei'n;
Zum an sich Guten treibt ein innerer Trieb allein.

Rückert, Brahmane Bd. 4, S. 27.

Was wäre denn nun das bedenklich Schwierige in der Wahl des Berufsfaches, daß Cicero davon sagt: quae deliberatio est omnium dificillima et in qua ad suam cujusque naturam consilium est omne revocandum; De Off. 1, 33. — Verweist Cicero doch zugleich selbst den Wählenden damit wieder auf sich und seine eigne Natur. Diese also, die Neigung in dieser Natur trifft die Wahl. Göthe hilft dem befangenen Nachdenken auch hier aus der Irre, wenn er in seinem Wilhelm Meister die hierüber umlaufenden Zweifel bespricht:

„Man gibt zu, daß Poeten geboren werden, weil jene Wirkungen der Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsre zweideutige, zerstreute Erziehung macht den Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein junger Mensch, der auf seinem eigenen Wege irre geht, ist mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht handeln. Findet er, entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung den rechten Weg, das ist d e n, der seiner Natur gemäß ist, so wird er ihn nie verlassen; anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit übergeben."

Nicht also die Wahl des Berufes, sondern dessen Beginn und Betrieb, nicht das Was, sondern bloß das Wie kann für denjenigen noch

zweifelhaft aussehen, der sich entschlossen hat, durch Wissen und geistige Thätigkeit dereinst seinem Vaterlande sich nutzbar und nothwendig zu machen. Und eben deswegen erwählt er sich dann im Beginne schon, und trotz seiner noch unerprobten Kraft die höchsten Ziele und Vorbilder, nicht aus leichtfertiger Eitelkeit, sondern zur Befeuerung seines edelsten Vorsatzes und zur Stählung seiner besten Kraft. Sein Wahlspruch steht in Göthes Iphigenie 2, 1:

— — Spotte nicht,
Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.

184. „Wissen ist Macht.“ Bürgerlich frei macht das Gesetz, persönlich frei die Arbeit, geistig frei das Wissen. Wissen ist Macht, sagte der österr. Staatsminister Schmerling in seinem 1860 erlassenen Programm. Nachgewiesen an der Abkunftsgeschichte und dem Entwicklungsgange deutscher Geistesgrößen: Luther, eines Bergmanns Sohn; Melanchthon eines Schwertfegers, Joach. Winkelmann eines Schuhflickers, Immanuel Kant eines Sattlers Sohn, Göthe eines Schneiders und eines Huffschmieds Enkel.

185. Warum konnten einzelne Sprachgesellschaften aus dem 17. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart herein fortdauern, während die früheren und späteren Dichterschulen der Reihe nach wieder untergiengen?

Uhland war Mitglied der deutschen Sprachgesellschaft und hat sie unter diesem letztern Namen mit einem besondern Liede begrüßt. Zum angeblichen Grfinder oder Mitgliede der Schwäbischen Dichterschule, die niemals wirklich bestand, hatte ihn nur die literarische Anekdote gemacht. Ueber derlei Schulen urtheilt Göthe (Bd. 49, 47): Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eigenen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

186. Mit dem mythischen Wartburgkrieg zu Eisenach schließt die mittelhochdeutsche Romantik ab, mit dem geschichtlichen Weimarer Dichterbündnisse unsre moderne Klassik. Mithin verdankt unsere Literatur ihre zwei bedeutendsten Epochen nicht den sogen. Dichterschulen und Poetenklubs, sondern der feindlichen oder freundlich verbrüderten Rivalität der Autoren.

187. Campe, der Sprachpurist und Lexikograph, hielt den Erfinder des Spinnrades für einen ungleich größern Mann, als den Homer; und

Dommond behauptete im englischen Parlamente, in jeder Zeitungsnummer der Londoner Times sei mehr nutzenbringende Wahrheit enthalten als in sämmtlichen griechischen und römischen Autoren. Was ist hierauf zu entgegnen?

188. Warum pflegt heute Jedermann sich für urtheilsberechtigt zu halten in Dingen der deutschen Literatur, ohne dabei sein Unvermögen auch nur einsehen zu können? Weil die Bildungsbedürftigkeit — antwortet Gödeke, Grundriß, Bd. 3, pag. 2 — aus der Tagesliteratur schöpft und dabei die Kluft nicht bemerkt, die zwischen ihr und dem historischen Urtheil immer mehr sich vergrößert. Um die vaterländische Literatur zu würdigen, bedarf es gegenwärtig eines nicht geringen Maßes von Gelehrsamkeit; denn neben der Kenntniß des klassischen und deutschen Alterthumes ist eine Vertrautheit mit der Literatur jedes Volkes alter und neuer Zeit erforderlich, insoferne sämmtliche Fremdliteraturen in der Deutschen münden.

189. Will man das antike oder germanische Heidenthum in seinen Spitzen durchaus als christianisirt darstellen, so muß man auch das Christenthum zugleich ethnisiren.

Die vorzüglichsten Dichter und Philosophen des Alterthums sind zugleich geistreiche Protestanten gegen das staatliche Heidenthum. Wenn nun die Kirchenväter einem Plato deshalb schon christliche Denkweise zuschreiben, so haben sie mit dieser Ueberschätzung um die gemachte Wahrnehmung sich wieder gebracht und christianisiren das Heidenthum, ohne zu bedenken, daß damit das Christenthum zugleich ethnisirt wird.

Eine ähnliche Verwechslung macht sich in der Neuzeit wieder geltend. Pischon in seinem Literatur-Leitfaden (V. Aufl. pag. 1) sagt wörtlich: Der Charakter des deutschen (Heiden-) Volkes, das anders gebildet ist als die alten Völker, ist ein ursprünglich christlicher.

190. Eine Verkürzung des allgemeinen Jugendunterrichtes in Naturwissenschaften wird eine Verkürzung an Existenzmitteln; denn jene sind das Merkzeichen unseres neuen Weltalters. Das Alterthum besaß eine Naturreligion und hat sie künstlerisch verherrlicht; das Mittelalter ebenso das Christenthum, und war mit dessen Scienzen beschäftigt; beide entbehrten relativ der Naturwissenschaft. Diese, das Eigenthum der Neuzeit, gehört der freien Forschung an, ohne damit aufzuhören, auch eine zweite Gottesoffenbarung zu sein.

191. Die öffentliche Beredsamkeit, der Deutschen allerjüngstes Vermögen.

In Ifflands und Kotzebue's dramatischen Familiengemälden sind die Charakterrollen nicht anders gezeichnet, als der damalige Deutsche sie in Wirklichkeit wußte oder dachte. Und so können wir uns selbst jetzt noch die Rechtschaffenheit nur einsilbig und brummig, das gute Herz nur stumm, höchstens mitseufzend, und die Tugend nur stotternd vorstellen. Gelöste Zungen gelten allein in der Rolle unserer Bedienten, Kammerzofen und Gouvernanten; ihre Herrschaft dagegen redet in verständiger Mittelmäßigkeit, moralisirender Gedehntheit und flacher Klarheit.

192. Von Ulfila und dem St. Gallischen Notker an bis Luther übersetzten wir die Bibel; von Voß, Wieland und Schlegel an bis auf den heutigen Tag übersetzen wir Homer und Shakespeare. Hat uns dieser lange Umweg durch die Fremdsprache nicht den Rückweg in die eigene oft versperrt, und verdient diese noch andauernde Unselbständigkeit den Großtitel Weltliteratur?

193. Die altbourbonische Devise hieß: Un roi, une loi, une foi; wogegen das letzte Wort dieses Wahlspruches in Deutschland schon mit der Reformation ungiltig wurde. Nachweis, wie uns eben dadurch individuelle Bildung, persönliche Freiheit und Wissensunabhängigkeit gediehen ist.

194. Als Lessing 1746 aus dem Meißner Gymnasium trat, handelte seine lateinische Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Wortsinn damals hieß. Sein ist die Ehre, wenn unser eigenes Abschiedswort bei gleicher Gelegenheit noch andere Themen und höhere Prädikate der deutschen Thätigkeit aufzufinden vermag.

195. Die persönliche Freiheit verwerthet sich nach dem Maße voraus erfüllter Pflichten und blickt auf deren Strenge mit Befriedigung zurück. In Schillers Wallenstein Act 4, Auftritt 2 heißt es: „Laßt Euch das enggebundene Vermögen nicht leid thun, wo viel Freiheit, ist viel Irrthum; doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

196. Scheint die Weltgeschichte zuweilen nicht sich selbst zu bestehlen? Den deutschen Dichtern brachte sie nach 6 Jahrhunderten die Romantik wieder, den Franzosen binnen kurzer Zeit zweimal die Republik und zugleich den Stil der Renaissance, den Polen binnen 70 Jahren die dritte Insurrection, den Amerikanern nach ihrem Unabhängigkeitskrieg unter Washington nun sogar einen römischen Sklavenkrieg. Sind dies nicht historische Plagiate, begangen an der Vorzeit?

Neunte Abtheilung.

Facetien.

197. Scythische Einfälle in Deutschland,

oder was bei einem durchfallenden deutschen Schulaufsatze allenfalls vorfällt.

Aufgabe. Die grammatischen Formen und Ableitungen des Wortes Fallen bleiben das Stichwort einer Geschichte, in welcher ohne weitschweifige Wort- und Wortformenwiederholung die Klemme geschildert wird eines mit seiner auf den Tag vorausbestimmten Arbeit nicht fertig werdenden Schülers.

Scythische Einfälle in Deutschland, was soll dies heißen? Fallen die Scythen uns Deutschen so oft ein, wenn wir deutsch denken wollen, oder wollen die Scythen einen Einfall in Deutschland machen? Da einem wirklich Beides bei obigem Titel einfällt, so sind die beiden Fälle vorerst näher zu betrachten.

Es giebt infallible Einfälle, und sie machen das Wohlgefallen der Welt aus; z. B. solche Komödien, deren Titel bei Shakespeare heißt „Wie es euch gefällt" oder solcherlei Volkslieder wie das alemannische bei Hebel:

> Es gfallt mer nummen eine
> Und selbe gfallt mer gwiß.

Oder es sind Sinnsprüche, wie z. B. derjenige von Logau, welcher mit edler Selbstgefälligkeit schnell bei seinem Publikum anfragt:

> Leser, wie gefall ich dir?
> Leser, wie gefällst du mir?

Es giebt aber auch Einfälle wie ein altes Haus. Auf solche nun sind geschichtlich zuerst die Scythen und Masageten verfallen, nachmals auch die Hunnen und Ungarn und endlich die Russen. Ob allenfalls auch

die Schwaben, dies wird sich später zeigen. Den Scythen nemlich sind Cyrus, Xerxes und Alexander der Reihe nach ins Land eingefallen. Allein seit dann auch noch Napoleon das Gleiche unternommen, trat der ganz umgekehrte Fall ein, daß die Barbaren ihre Ueberfälle zu uns herein machen und uns die Ungarn noch im Jahre 1848 ihre militärische Gegenvisite in Wien abstatten wollten. Ja setzt man einen heutigen Russen zur Rede über derartige Vorfallenheiten, so thun sie gar nicht so schwerfällig, als wären sie auf's Maul gefallen, sondern sie gestehen, wie ihnen im Schneefall der siberischen Steppen der Mund erst recht wässere nach jenem süßen Rhinfolio und Falernerwein, den wir, anstatt direct vorzusetzen, ihnen immer nur aus Horatius Flaccus voßisch und zum Umfallen langweilig in unsern Gymnasialprogrammen vorübersetzen. Seitdem wollte ihnen ihr verdünnter Soldatenschnaps gar nicht mehr glatt den Hals hinunter fallen. Sie haben unsern reisenden Professoren Kolb, Tischendorf und Fallmerayer jüngsthin mündlich versichert, sie würden uns nächstens einmal wieder in's Russische übersetzen, bis an unsern Schaffhauser Rheinfall vorrücken und ihn sammt seinen Felsen Knall und Fall austrinken. Und nun folgt eben jene Drohung, mit der einst schon die Scythen gegen Xerxes herausgeplatzt, und die Hunnen gegen den Kaiser Heinrich herausgefallen waren. Denn setzten sie hinzu, und ihr Blick fiel dabei auf Herrn Fallmerayer's etwas verfallne Professorengestalt und dann wieder auf ihre eignen großen Juchtenhosen: So lange der Himmel nicht einfalle, werde ihnen das Herz auch nicht in diese fallen; wenn er aber einfalle, so erschlage er mehr Kacheln als Öfen. Nun aber ist dabei nur dies das Auffallende, daß dieser Scythische Volksgedanke nirgend populär geworden ist, außer bei uns. Schon sprichwörtlich heißt es bei uns: Wenn der Himmel einfällt, bleibt kein alter Topf ganz. Nicht die Schweden in Falun, noch die Spanier in Valladolid und Valencia kennen dieß Sprüchlein, es ist nur in der gemäßigten Zone, nur in unserm guten Schwabenlande auf fruchtbaren Boden gefallen; hier aber steht es sogar verzeichnet in den Liedern der schwäbischen Dichterschule. Uhland meint nemlich einmal, es könnte die Welt früher untergehen, als er ans Ziel seiner Wünsche gelangen, es könnte der Himmel früher ein-, als er der Herzliebsten mit der Thüre in's Haus hinein und um den Hals fallen:

Welt, geh nicht unter,
Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Welch ein merkwürdiger Ideenzusammenhang zwischen Schwaben und Russen, wer dürfte ihn also einen bloßen Schwabeneinfall nennen! Einem wahren Dichter wie Uhland fällt ohnedies Alles so richtig aus dem Ermel, wie Ostern bei Schwaben und Russen immer auf einen Sonntag. Und was solch ein Dichter sich vom Baum der Poesie schüttelt, ist kein herber Gallapfel, sondern ein reifer Fallapfel, ein gemüthsreicher Erb= und Heimfall für alle Herzen. Ja wenn man sonst wohl meint, der Apfel falle nicht weit vom Stamme, so rollt und kollert und fällt doch dieser allen Völkern von selbst in den Schoß, wie der Paradiesapfel beim Sündenfall, und wie jene römische Pomeranze — ob im ager Falernus oder im ager Faliscus, gilt hier gleich — zu der einst Göthe so empor= flehte:

> Du schöne Pomeranze,
> Du süße Pomeranze,
> O fall in meinen Schoß!

Daß also solcherlei Fälle schon geschichtlich alt sind, wäre hiemit genugsam augenfällig gemacht. Aber sie dauern auch bis auf diesen heute fallenden Datum fort und bilden die historische Fallbrücke zwischen Einst und Jetzt. Dies wird uns sogleich der neueste Unfall aus dem Leben Joggelis beweisen, über welchen wir nunmehr, wenn es gefällig ist, ohne weiteres herfallen wollen. Beim Namen Joggeli aber hat man einen Doppelfall zu unterscheiden. Erstens giebt es eine neue Oper dieses Namens, mit welcher der Componist Taubert 1853 zu Berlin Fiasco machte, zu deutsch durchfiel. Zweitens aber fiel sie daselbst durch, weil sie gleichfalls so that wie unser Original=Joggeli. Obschon nun Letzteres wirklich nur einen sehr speciellen Schulfall, so zu sagen bloß einen Schul=Zuchtpolizei= fall berührt, so läßt sich derselbe dennoch, mit Übergehung aller Neben=, Vor= und Zwischenfälle, dem geneigten Leser in Kürze also erzählen.

Joggeli verfiel bei seiner deutschen Schularbeit auf den unglücklichen Plan, das deutsche Wort Fallen — fiel — gefallen, in sämmtlichen gram= matischen Fällen damit erklären zu wollen, daß er es mittels des Latein= wortes fallo — fefelli — falsum anzufallen gedachte. Damit bekam er nun zwei ganz conträre, weit auseinander fallende Wortwurzeln zu er= klären, die sich eben deshalb nicht auf einen Streich fällen lassen. Wer aber zu hoch haut, dem fallen die Späne in die Augen. Den lateinischen Stamm brachte sein lateinisches Fallbeil bald zu Boden, weil er bereits windfällig gewesen war; allein beim deutschen Wortstamme fühlte sich

Joggeli bald vom äußersten Mißfallen über dieses jedenfalls auffallend schwerfällige Fallwort Fallen befallen. Was nun thun? Er besteigt der Reihe nach die Luftballone aller seiner Wörterbücher, er schnallt einen griechischen Ikarusflügel an von Pape, setzt den Kinderfallschirm darunter von Schneider, wirft den Nothanker aus von Riemer und Passow, umsonst! Er stürzt aus seinem Sprachenhimmel herab als der erste Gelehrte, der vom Himmel gefallen ist; als der fliegende Schneider von Ulm, der in die Donau, als der fliegende Holländer der ins Salzwasser fiel; als der Handschuh bei Schiller, der zwischen Tiger und Leu mitten hinein, oder als des Tauchers goldner Becher, der auf spitze Korallen fiel, „sonst wär' er ins Bodenlose gefallen." Ein Unfall kommt jedoch nie allein, und vom Regen kommt man erst in die Traufe, gleichwie auch das alte Rathhaus der Reichsstadt Aalen, ehe es wegen Baufälligkeit einfiel, vorher noch abgebrannt ist. Der aus den Wolken seiner Wörterbücher rathlos Niederfallende hört, auf der Erde wieder ankommend, eben ein Spottlied von Hoffmann von Fallersleben anstimmen:

Der Knabe rannte schnell hinaus,
Da fiel er von der Stiegen.
Falleri, Fallera!

Dies ist ein harter Ausfall gegen ihn, er sieht, er ist fallit. Nun aber rückt erst jener schwer ins Gewicht fallende Termin heran, wo seine Arbeit fällig ist und abgeliefert werden soll, jene bittere Verfallszeit aller zwischen Meister und Jünger auf Sicht ausgestellten Solowechsel. Und hier denn beginnt der bleierne Moment einfallsloser Langeweile, wüstenhafter schwerfälliger Unfruchtbarkeit, wo einem jeden Augenblick die Augen zufallen, die Gedanken ausfallen; wo man im Anfall von Kleinmuth sich selbst in's Haar fällt; wo man lieber sogar auf's Schweinehüten verfiele, lieber von fremden Abfällen und Trebern zehren möchte, wie der verlorne Sohn; wo man höchst einfältig zuletzt in's Biblische verfällt und ruft: Ihr Berge bedecket, ihr Hügel fallet über uns; wo man shakespearisch thut und wie König Richard schreit: Einen Einfall, ein Königreich für einen Einfall! Allein was hilfts, da wir bereits aus Göthe genugsam wissen:

Daß davon auf der ganzen Welt
Kein einziger Schweinstall zusammenfällt.

Nun wird er in seiner Hinfälligkeit zuletzt noch kindisch. Er träumt sich in's Kinderbettchen zurück, da liegt er halbschläfrig, die Augen fallen

ihm zu und gehen wieder auf, die Magd schaukelt die Wiege bis zum Umfallen, und singt mit leiernder Falsetstimme:

Schickt der Herr den Pudel n'aus,
Er soll den Joggel beißen.
Der Pudel beißt den Joggel nicht,
Der Joggel schüttelt die Birnen nicht,
Die Birnen wollen nicht fallen.

Aber halt! Jetzt fallen sie gewiß, diese Birnen, sobald nun der Pudel zu beißen anfängt. Oder fällt er dir etwa nicht auf, jener Geist dorten im langen Hausgang? Nenn' ihn nicht allenfalls Pudel, nicht Cerberus, nicht Meister Valentin und Velten; „berufe nicht die wohlbekannte Schaar!"

Nicht Schloß noch Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen!

Ungenannt naht er, erbarmungslose Paragraphen vollstreckend des Schulreglements. Kein anderer Schimmer von Licht fällt auf den Dunkeln, als der seines ungeheuren Schlüsselbundes. Kein anderes Wort spricht er, als alea est jacta. Und dies heißt nicht etwa bloß, der Würfel fällt; sondern auch der Spitzwürfel überfällt allein mich! Oder noch besser übersetzt in das Joggelideutsch des Schreckbefallenen:

Schickt der Herr den Schlächter naus,
Er soll den Ochsen schlachten, 2c.

Dieser Schlächter und Fallmeister erscheint also und führt ihn einer Fallgrube entgegen, bei der Joggeli ein Kapitalfall aus Livius sogleich beifällt: Carcer ad terrorem increscentis audaciae aedificatur. I, 33. Alle tausend Schüler-Entschuldigungsgründe mit hinderlich gewesenen Uebelfällen, Sterb- und Erbfällen verwandeln sich hier in erfolglose Durchfälle. Nicht ein Nothfall sondern nur eine Nothlüge bleibt übrig; nicht ein genügender Vorfall, sondern ein gravirender Rückfall in die liebe alte Faulheit kommt heraus, liegt auf der Hand, springt in die Augen und fällt von da in die Rektoratsakten. So in den eignen Fallstricken gefangen, wie in einem Fuchseisen, verzichtet man endlich auf knie- und fußfälliges Bitten, daß dieser Prozeß fallen gelassen werde; man wandelt jener Fallthüre mit rostiger Thürfalle zu, bei der es nicht etwa heißt S'il vous plait, sondern wie beim Dante'schen Höllenthore: Lasset alle Hoffnung

fallen! Und fällt dem Joggeli hinter dem Fallgitter noch etwa ein Vers aus Hamlet ein und er fragt in einem unzeitigen Anfall von Ironie den abgehenden Pedell:

„Wie nennt ihr das Stück?"

so brummt eine Baßstimme, schon weit entfernt, und bis ins tiefe C hinunterfallend:

„Die Mausfalle!" (Hamlet, Act 3. Scene 2.)

Zur Taxation des Aufsatzes. „Es ist nicht sowohl die Wiederholung von einerlei Lauten, was uns mißfällt, wenn ein Wort zu oft und zu bald in einer Rede wieder erscheint, sondern die Wiederholung von einerlei Idee, auch wenn sie von ganz verschieden lautenden Wörtern erregt wird. Daher hört das Ohr die Fürwörter und Partikeln ohne Unterlaß wiederkommen, indeß der Verstand dabei nicht den geringsten Verdruß empfindet. Denn obgleich diese Wörter das Ohr mit einerlei Laut berühren: so erhält der Verstand doch immer andere Ideen, durch die Begriffe, die hinter ihnen sind, deren Stelle sie ersetzen und auf die sie hindeuten." Eberhard, Synonymik. (1795) 1, XXXVI.

Wer was Doppeltes sagt, muß auch was Doppeltes sagen,
Anders in anderer Form spielt der geschäftige Geist.

Rückert Bd. 6, 101.

198. Das Trivialurtheil des Naturalisten in Kunst, Technik und Geschichte.

Aus dem englischen Reisetagebuch eines Neuseeländischen Prinzen.

Conventgardentheater. Den Geigenvirtuosen X spielen gehört. Begriff des Modewortes Conzert: Doppelbrett, Lämmerdarm, Pferdeschweif und Tannenharz vereinbart, dazu eine Guinée Eintrittspreis, machen eine mächtig ergreifende Wirkung.

Sydenham, Kristallpalast. Man spielt eine der Monstre-Orgeln mit doppelter Windlade; erinnert lebhaft an unsre Schwarzwälder Spieluhr daheim in Wamboa; Plan, in dieser den Kukuksruf gleichfalls verstärken zu lassen. — Handelsnotiz: Man sagt, der ganze Glaspalast sei aus dem Ertrag der Glaskorallen erbaut worden, mit denen man sich die Australneger zinspflichtig macht.

Schloß Windsor. Abendpromenade im königlichen Park. Die Prinzeß Royal erweist mir die Aufmerksamkeit, sich mit der Frage an mich zu wenden: Sind auch Nachtigallen auf Wamboa? Ich erwiederte gefaßt: Ach, königliche Hoheit, reden Sie nur davon nicht! den ganzen Mai über hat das Viehzeug den Schnabel nicht zugethan! — Die Prinzeß lächelt, die Lords lachen: allgemeine Beistimmung. Nun warum denn?

Birmingham. Ein einziges Etablissement dieser Stadt hat verwichenes Jahr 180 Millionen Stahlfedern in den Handel gebracht. Man hat nun auch eisernes Postpapier, Hemdknöpfe von Eisen, Geldbörsen von Eisen, Landstraßen und Wohnhäuser von Eisen, sogar Medizinen von Eisen. Auch der verstorbene Herzog von Wellington hieß der eiserne, sein Leibarzt soll ihn nemlich einige neunzig Jahre alt gemacht haben, indem er ihm bloß Eisen verschrieb und ihn in einer eisernen Bettstelle schlafen ließ.

St. Paulskirche. Die Rotunde bestiegen und das Häusermeer überblickt. Während der Schöpfer die Luft blau gefärbt hat, der schwachen Augen wegen, ist hier der ganze Stadthimmel von Dunst und Kohlenstaub schwarz, weswegen denn alle Ladys die bekannten blauen Brillen tragen. — Mißstimmende Erfahrungen und Aufschlüße über diese englische Krämerpolitik. So weit man mir den Salust jetzt in's Neuseeländische übersetzt hat, ergiebt sich, daß ich mit derselben Stimmung London verlassen werde, wie König Jugurtha einst die feile Weltstadt Rom. Ich wiederholte neulich meinem englischen Dolmetscher jenes berühmte Wort, mit welchem der ausgewiesene Jugurtha den letzten Blick nach der Weltstadt zurück warf: Urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit! Mein Engländer erwiederte nichts, als ein höhnisches: Ja Wenn! Er wollte mir also zu verstehen geben, daß in diesem Lande Reichthum nur ein anderer Name für Freiheit ist und daß Barbaren kein Geld haben. Also wäre ich mit meiner Empfindung der einzige Mensch unter dieser Million von Städtern, ja nicht einmal ein Mensch, sondern nur ein Kater, der auf diesem Kirchendach von St. Paul moderne Gefühlskritik betreibt? Gut denn, der will ich sein, und wie jener zum Poeten gewordene Kater Hiddigeigei (in Scheffels Trompeter von Säckingen) will ich Abschied nehmend sprechen:

Von des Thurmes höchster Spitze
Schau ich in die Welt hinein,
Schaue auf erhabnem Sitze
In das Treiben der Partein.

Menschenthun ist ein Verkehrtes,
Menschenthun ist Ach und Krach.
Im Bewußtsein seines Werthes
Sitzt der Kater auf dem Dach.

199. Die Wortleviathane.

Grammatisches über das deutsche Dicompositum, nebst einer Sammlung neudeutscher Wortimprovisationen.

Die himmelsleiterlangen — erddurchmesserbreiten — Riesenellensteckengedehnten — backsteineinförmigkeitlichen — straußeneidoppeldottrigen — steineichenholzklotzknorzigen — plumpsacknachdrucksamstschwierigen — Generaladjutanturbureaurapportlistenmäßigen — Gebirgspoststationenhemmschuhartigen—— Vierundzwanzigpfünderwortsproßformen.

Im Lustspiele „der Weiberlandtag" bringt Aristophanes ein Wortcompositum zum Vorschein, aus 26 Wörtern gebildet, 74 Sylben lang und zugleich nach dem Maße des Trimeterverses gemessen. Man sagt, dieser Wortgigante solle daselbst den Namen einer Speise ausdrücken, in Wahrheit aber steckt nichts anderes dahinter als das Verzeichniß aller auf einer Speisekarte stehenden Gerichte der Table d'hôte, die uns der Kellner auf die Frage „Was zu essen?" maulfertig herunterstrudelt. Außer diesem oft genannten Beispiele der angeblichen Virtuosität hellenischer Wortcompositionskunst, soll auch das Sanskrit, nach G. Forsters Versicherung, Sammelwörter von sogar 152 Sylben aufzuweisen haben. Kolbe, Wortreichthum 1, 548. Auch diese asiatischen Potsdamer Gardisten werden, wenn man sie einmal näher unter das Rekrutenmaß stellt, sich als Gespenster des gelehrten Aberglaubens ergeben oder eines willkürlichen Autorenscherzes, der es verstanden hat, seinen großen Grenadier in eine noch größere Bärenmütze zu stecken. In aller Sprache setzt Vernunft und Gehör der kühnen und wuchernden Wortzusammenfügung nothwendige Grenzen. Ein Wort kann zwar die Stelle eines elliptischen Satzes, nicht aber die einer logisch sich durchbildenden Periode vertreten. Und gleichwie jede das Maß des Anschaulichen überschreitende Periode lächerlich ist und sprachwidrig, so auch das Dicompositum, wenn es ins willkürliche, übermüthige oder pedantische anschwellen will. Die Wortbreite, in der ein mehrfach gegliederter Begriff prädikativisch ausgesprochen ist, wird vom gemeinen Mann jederzeit wieder verkürzt und nur auf's Nothwendige reducirt ausgesprochen. Rübsamenöl, Steinkohlenbergwerk ist ihm Rüböl

und Kohlenwerk. Den Bücherwörtern Mutterpferd, Mutterschwein, setzt er hartnäckig sein Stute, Sau, Barch entgegen. Aber auch hochdeutsch glaubt man geschmacklos zu sprechen, so oft man den in Ein Wortbild bereits vereinigten Doppelbegriff wieder in seine logischen Bestandtheile umsetzt und zweitheilig ausdrückt. Wir stoßen uns am Worte Hundsweibchen, weil hier der Genusbegriff noch einen entsprechenden Wortstamm in der Sprache vorräthig hat: Bracke, Matze. Wittmann, Wittfrau, Waisenkind werden etwa noch gesprochen, aber nur noch in ihrer ursprünglichen, verkürzten Form Wittwer, Waise geschrieben.

Das echte Compositum giebt das Verbundene in zwei für Gehör und Aussprache bequemen, überschaulichen Hauptbegriffen, die sich gegenseitig balanciren wie Grund- und Bestimmungswort, wie Ursache und Folge, wie Vor- und Nachsatz. Dies geschieht dermaßen reziprok, daß manches Doppelwort seinem Begriffsinhalte und seiner Wortstellung nach auch umgekehrt werden, auf den Kopf gestellt werden darf, um auch dann wiederum ein neues, richtig gebildetes Dicompositum zu sein: Flachsland, Landflachs — Weinland, Landwein — Baumöl, Ölbaum — Ziegeldach, Dachziegel — Feuergewehr, Gewehrfeuer — Hausrath, Rathhaus — Militärprunk, Prunkmilitär, — gelbroth, rothgelb. —

Auch ein mittels Partikeln gebildetes Compositum muß mit diesen scheinbar so natürlich verwachsen sein, daß wir diese Zusammensetzung wie eine zum Unabänderlichen gestempelte Redefigur hinnehmen: den Kehraus spielen — Jasomirgott — den Reißaus nehmen — zum Stelldichein wählen. Gerade hier ist unsere Sprache, trotz ihrer Bildungsgelenkigkeit sehr empfindlich gegen unbehutsame Neuerungen und hat fehlgegriffene Wortschöpfungen immer einem öffentlichen Spotte preisgegeben. Dahin gehört die Unkraft, von Zach. Werner, Fichtes Nichtich, Schleiermachers Schlechthinnigkeit, Krause's sich versichen und verinnigen. Eben dahin zielt Rückerts Scherz über H. Voßens Aeschylos-Uebersetzung: (ich las) das mich erstaunende: „K r a f t ü b e r t r a g u n g s m e i s t e r w e r k," (voll) G r a u n k a m m e r n, G r a u n v e r h ä n g n i ß, G r a u n g e f ä n g n i ß e, G r a u n j a m m e r ü b e r w ä l t i g u n g.

Die nachfolgenden Beispiele, aus unsern Schriftstellern älteren und neueren Schlages, bieten zum Theil höchst glückliche, im Künstlerübermuthe gelungene Wortimprovisationen. Aus

J e a n P a u l's S c h r i f t e n, citirt nach Reimer's erster Gesammtausgabe:

Stempelkostenersatzberechnungslehrbuch. 55, 75.

Incommensurable Wahrscheinlichkeitsconglomerate. (Vorrede zu Kanne's Urkund. der Gesch.)

Titularkammerhernschlüsselbund. 4, 49.

Reichskammergerichtssupernumerarakzessistenbote. 18, 93.

Aus Fr. A. Wolf's Schriften. (Über ein Wort Friedrichs des Zweiten;) Bergwerksproduktenverschleißdirektionsfactoreiaccessist.— Hofrauchfangskehrmeistersadjunct.

Klopstock über die Staatsanarchie der Neufranken (Oden II, Jahr 1793: Das Neue) dichtet folgenden Spotthexameter: Lebe die Klubbergmunizipalgüllotinoligokra-
tierepublik!

Platen in dem Lustspiel, Verhängnißvolle Gabel, schreibt den Trimeter: Ein Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff.

Hoffmann von Fallersleben, in den Unpolitischen Gedichten: Steuerverweigerungsverfassungsmäßigberechtigte.

Seeger, in seiner Aristophanes-Uebersetzung 1, 176: des Aeschylos wortgebälkverklammerungskundiger, wortklobengenieteter Posaunenmund.

Kolbe, Die Wortmengerei 1812, pg. 417: Ein die Schmarozernasen magnetisirender Kasserollendampf großherzoglicher Residenzküchen.

G. Fritze, Geselliges Kinderleben, Breslau 1850: In einer brumbaßgeigenartigen, windelweichweinerlichen Wienerstephansthurmstimmung.

Weber, Demokrit 11, 187: Wörterzusammenziehungsunausstehlichkeit.

Troll, Gesch. der Stadt Winterthur 8, 320: Ein Apotheker ist ein Gesundheitswiederherstellungsmittelzusammenmischungsverhältnißkundiger.

Gödeke, Literaturgrundriß, 2. Hälfte, 606: Stadt-Wiener-Fleischaufschlags-Manipulant und Musenalmanachsherausgeber Franz von Ratschky.

Herrenloses und Eigenes.

Eine obere Richtercharge am höchsten englischen Gerichtstribunal heißt: Kanzleigerichtshofsvice-Siegellackwärmer. Allg. Augsb. Ztg. 1852, Nr. 47.

Die seit 1847 zu Hull in England bestehende Gesellschaft zur Abschaffung der Schnürmieder nennt sich: Anti-killing-young-women-by-a-lingering-death-society, das ist: Jungfrauenzimmer-Schwindsucht-tödtungs-Gegenverein.

Ein Varnhagen=Strohdrescherredensartendreschender. (Prutz, Politische Wochenstube pg. 93.)

Eine weltentscheidungsthatsächlichkeitslose Bundeskriegsverfassungsrevisionsangelegenheitszirkularnote. (Aargau. Nachrichten 22. Jän. 1860.)

Hunderttausendunterschriftenergebenheitsadressen. (Aargau. Nachrichten 21. Sept. 1860.)

Die Hessenkasselerministerialgesinnungstüchtigkeitsdreiviertelmillion. Brandschadenversicherungssteuerobercalculator. (Aus dem Dresdner Anzeiger.)

Centralschulbücherverlagsadministrationscommissionslokalität. (Münchner Stadtkalender.)

Kanzleiperiodeneinschachtelungsschematismus.

Fischarts quiproquoisirende Grandgoschierscapitel.

Porteepéefahnenjunkersequipirungszulage.

Vergißmeinnichtdedikationsakrostichon.

Eine Privatdocentenhaushaltsdesertanekdote.

Ein Mittagstischinvitationsablehnungs=So und so.

200. Aus dem Schöppenstädter Jugendfreund. Jahrgang 1700.

Sechserlei Vorschläge eines Pädagogen, die unmoralische und heidnische Seite des in den Aprilschickens unvermerkt bei uns abzuschaffen.

1) Wird es nicht thunlich sein, den ersten April auf den zweiten zu verlegen und jenen nachfolgen zu lassen? Wenn es dann an's Aprilschicken gienge, würde man sich schon im April befinden, der uns in den April Schickende wäre damit selbst hineingeschickt.

2) Man nenne diesen Monat nicht mehr fremdländisch April, sondern gut deutsch, und der alberne Brauch wird damit absterben. Dieser Monat sollte ohnedies Horniggel und Kothmonat heißen; so lange man den lateinischen Monatsnamen noch nicht ganz entbehren kann, setze man oben am Kopf des Kalenderblattes bei: Humifer, Näßling. Seiner Neuheit wegen kann ein solcher Vorschlag nicht auffallen, er ist vielmehr schon uralt, schon Karl d. Gr. hat ihn veranlaßt. Da die Franken in den Namen der Monate schwankten, setzte der Kaiser bleibende Namen dafür fest und schrieb aprilis ostarmanoth. Nennen wir also den April Ostermonat, so ist damit ebenfalls geholfen, in die Ostern kann man keinen Aprilnarren schicken.

3) Vielleicht aber beliebt das eben Gesagte deshalb nicht, weil Ostern nicht stets auf den ersten April fällt. Daher erwäge man folgenden Rath=

schlag. Man drehe das vertracte Wort April um und spreche es umgekehrt aus, so hat man Lirpa. Niemand ist so vernagelt, sich in den Lirpa schicken zu lassen. Es ist wohl nicht zu hoffen, daß man eine solche Buchstaben- und Wortumstellung kindisch nennen wird, denn dies wäre eine unpoetische, unphilologische und unchristliche Behauptung zugleich. Beweis: der österreichische Dichter Denis schrieb seine Bardengesänge auf Ossian und auf Maria Theresia unter dem Namen Sined; letzteres ist der Name Denis rückwärts gelesen. Denis war aber nicht allein österreichischer Barde, sondern auch Jesuit und Bibliothekar zu Wien, also Dichter, Philologe und Christ in einer Person. Es fehlt ihm seither nicht an Nachahmern; die Kinderschriftstellerin Küntzli nennt sich in ihren Büchern Iltznük, darin liegt eine viel größere Wirkung, als Mancher glaubt. Die hartnäckigen Köpfe, die der ebengenannte Wiener Hofbibliothekar noch nicht überzeugt, soll der Wiener Oberhofprediger zu Gunsten unseres Vorschlags bekehren. Vergegenwärtigen wir uns nur vorher noch folgende Scene aus unserem Kinderleben. Die ganze Familie sitzt beim Mittagstisch. Die Kinder sind mit Suppe und Brei bereits fertig und können aufstehen. Die alte Großmutter aber hat sich noch eine süße Nachspeise gekocht und möchte sie in Ruhe verzehren; was sie übrig läßt, bleibt ja ohnedies dem kleinen Volk. Stellet die Stühle an den Platz und gehet hinaus in den Garten, sagt der Vater zu den Buben. Aber kaum sind sie draußen, so gucken sie schon zum Stubenfenster herein auf die alte Frau und rufen den gefräßigen Spruch:

Lirum larum Löffelstiel,
Alte Weiber fressen viel!

Wie war nun dieser gröblichsten Unsitte zu steuern? Nicht anders als durch das Kunststück, das ein Wiener Oberhofprediger erfand. Das war der Pater Abraham a Santa Clara. In seiner Predigt zum Gedächtniß des heil. Bernhard von Clairvaux hat er jenen Spruch auf immer ruinirt, indem er ihn rückwärts las. Und da möchte ich doch denjenigen sehen, der's versteht, wenn es nun heißt:

Sufrab neheg snaegeid
Leff öl mural muril Usw.

4) Doch wir haben auch noch anderweitige Vorschläge zur Tilgung dieses sittlichen Mißstandes hier mitzutheilen. Man mache bekannt, daß Jedermann, der sich von nun an nicht mehr in den ersten April schicken läßt, am letzten ein Pfund Brod und eine Grümpelwurst auf Gemeinde-

kosten ausgetheilt erhält. Schulkinder bekommen beides zusammengebacken als Wurstwecken, der Lehrer vertheilt es unter einer zweckgemäßen Anrede.

5) Man gründe ein eigenes Aprilbeiblatt zu unserem Schöppenstädter Jugendfreund, verfaßt von allen ehemaligen Aprilnarren. Diese werden darinn überraschend und spannend uns erzählen, wie sie selbst einst geprellt worden sind: Experientia docet. Wenn sich auch einige gleichlautende Histörchen dabei wiederholen, dies schadet nichts: Repetitio mater studiorum, d. h. die Studio überlassen das Repetiren ohnedies lieber der Mutter, man kann der Jugend Gutes nicht zu oft sagen. Vor Allem aber muß die Zeitschrift den Kindern fortwährend wiederholen, daß man sie mit dem versprochenen Wurstweck nicht etwa wieder nur in den April schicken will. Allein die Sache leidet keinen längeren Aufschub. Wer erinnert sich nicht noch jenes Unfuges, den die Jugend unserer so moralischen Stadt erst am letztjährigen April verübt hat? Ich eröffne mit dieser Geschichte das neue Aprilbeiblatt. An jenem Tage war unser Lehrer Pümplitzer, der bekanntlich zugleich das Amt des Küsters versieht, nichts Böses ahnend in die Schule gekommen. Bereits hatten die Knaben verabredet, ihn zum Aprilnarren und sich damit einen Vacanztag zu machen. Allgemeines Geflüster bei seinem Eintreten ins Zimmer. „Was giebts zu plaudern?“ Antwort: So eben erzählt man in der Stadt, daß der Glockenschwengel der Feuerglocke heute Nacht mit Lumpen umwickelt worden ist. Der gute Pümplitzer vergißt ganz die Zweideutigkeit dieser Redensart, welche auf nächtliche Wirthshauslumpen und schläfrige Wirthschaftspolizei gemünzt ist; bereits schweben ihm die Anschläge von Gaunern und Räubern mit allen Schrecken einer nächtlichen Feuereinlegung vor der Seele. Er läuft durch beide Schulstuben, sucht und findet die Schlüßel zum Thurme und ist in der nächsten Minute schon daran, die zehnerlei ächzenden Hühnersteigen bis in die Glockenstube hinauf zu klettern. Natürlich warten die Jungen seine Rückkehr nicht ab, sondern genießen im Freien das Vergnügen eines improvisirten Ferientages. Soweit diese Begebenheit; allein nun auch ihre Folgen. Wurde etwa dadurch unser Pümplitzer nun pädagogisch vorsichtiger, hatte nun das Aprilschicken bei ihm jene angebliche Wirkung, ihm den Weg zur Klugheit zu weisen? Weitgefehlt. Nicht sich, sondern seinen Jungen schrieb's Pümplitzer hinter die Ohren, da gabs entsetzliche Merks Marx; gleich am Tage drauf nahm der gekränkte Mann eine solche Rache, daß man das Knattern und Krachen der entzwei geschlagenen Haselstöcke bis in die hintere Gasse hörte; meine sel. Tante konnte selbigen Tag vor Schrecken keinen Schluck Kaffee hinunter bringen.

Hier also muß eine Änderung gemacht werden. Jedermann sieht ein: summum periculum in mora, d. h. es ist aufs Äußerste gekommen mit der Moralität. Ein wegen seiner Heiligkeit berühmter Mann pflegte zu sagen, man solle eher glauben, daß Ochsen fliegen, als solch eine Lüge selber sagen. Wir aber patentiren an diesem ersten April den Lügner, lächeln über den Schlaukopf von Bruder, der seine arme, vertrauensvolle Schwester prellt, und machen ihm wohl gar noch das von seiner Spitzbüberei voraus bedungene Geschenk.

6) Pädagogische Vorschläge müßen praktisch sein, sich leicht und unter allen Verhältnissen exequiren lassen, daher schließen sich diese vorausgeschickten fünferlei Paragraphe mit folgendem sechsten ab. Diejenigen Buben, die auch dann noch einfältig genug sind, sich am ersten April prellen zu lassen, wenn er auf den Zweiten verlegt ist, Näßling oder Lirpa heißt, sein eigenes Aprilblatt und seinen Wurstwecken hat, diese verurtheile man zu folgender abschreckenden Strafe. Sie werden beim nächstfolgenden Probieren der städtischen Feuerspritzen in einer Reihe in der Brunnengasse aufgestellt und von den Pompiers niedergespritzt. Dann merken sie sichs, was es heißt, hic haeret aqua! — Dixi et salvavi animam meam. Theophob Mastigophoros.*)

201. Literarische Abfertigung,

betreffend den Schriftsteller Matth. Claudius, genannt Asmus aus Wandsbeck, in Sachen des Riesen Goliath.

Der Schriftsteller Asmus, genannt Wandsbecker Bote, hat in seinem jüngsten Gedichte „Goliath" einen Helden alttestamentlichen Angedenkens schwer injuriirt. Die bezügliche Stelle des Gedichtes, den durch Davids Steinwurf herbeigeführten Tod Goliaths besprechend, lautet:

Da fiel der große Esel hin,
So lang und breit er war.

Wer den Goliath beschimpft, verkleinert damit den König David. Derlei Blasphemien verbreiten sich, stecken an, werden nachgesprochen,

*) Anmerkung des Setzers. Der pseudonyme Herr Verfasser unterzeichnet seine schätzbare Einsendung mit F. G. Diese beiden Buchstaben helfen uns obigen Namen mit F(ürchtegott) G(eiselbrecht) übersetzen, der gelehrte Scholiarcha hiesiger Stadt. Wir eröffnen hiemit Subscription auf das von ihm angekündigte Aprilblatt. Die erste Nummer wird enthalten einen Holzschnitt, den bezweckten Wurstweck in natürlicher Größe darstellend, und die Namen sämmtlicher HHn. Subscribenten.

oscitante uno oscitat alter. Doch um nicht selber so unlogisch darein zu reden, wie unser Dichter, sondern in wohlgeordneter Exposition ihm zu Leibe zu rücken, so lautet die Frage vorerst also: Von welcher Thatsache handelt es sich hier? Antwort: von der doppelten, daß David den großen Goliath mit einem Steinwurf erlegt hat, und daß der kleine Dichter Asmus deshalb den Überwundenen einen großen Esel nennt. Ist aber der Tod durch einen Steinwurf etwas so unrühmliches? König Pyrrhus kam um durch einen Ziegelstein, den ihm ein schwaches Weib auf den Kopf warf, aber selbst dieses Mordweib hat ihn deswegen nie einen Esel gescholten. Der Homerische Ajas schleudert einen Feldstein von ungeheurer Größe gegen Hektor und trifft dessen Schild, gleichwohl bekommt Hektor deshalb bei Homer nie das Epithet Langohr. Der Macedonier Parmenio ist todtgesteinigt worden; dies hat aber seinem Range als wirklichem Macedonischen General in ordentlichen Diensten (i. o. D.) keinerlei Abbruch gethan. Will uns Asmus nun etwa einwenden, er sei ein Dichter und mache hier den erlaubten Gebrauch von einer poetischen Licenz, so bestreiten wir ihm auch dieses, indem wir die Frage aufstellen, wie es denn überhaupt mit dem Thiere aussieht, das ihm zu seiner Calumnie dienen muß. Es gibt in ganz Palästina keine großen Esel, sondern lauter kleine. Dies ist eine naturgeschichtlich bekannte Thatsache. Damit aber kommt des Asmus Gleichniß um sein tertium comparationis, denn der Esel in Palästina ist klein, der Goliath aber groß. Sodann ist der Esel im Morgenlande nicht entfernt ein Gegenstand jener Verachtung, zu dem ihn der poetische Calumniant machen möchte, sondern derselbe wird, wo nur immer vom menschlichen Glücke die Rede sein soll, als ein kostbares Besitzthum genannt und hervorgehoben. „Und der Herr, — heißt es zum Ruhme des Patriarchen — segnete ihn mit Rindern, Eseln, Knechten und Mägden.“ Jakob, der den väterlichen Segen austheilt und die Zukunft seiner Hinterlassenen prophezeiet, lobpreiset dabei den ausdauernden tapferen Isaschar und weissagt: Isaschar wird sein ein beinern Esel und sich lagern zwischen die Grenzen. 1 Mos. 49, 14.

Auf einen Esel packt Moses Weib und Söhne und wandert zurück von Midjan nach Ägypten. David wird von seinem Vater ausgeschickt, die verloren gegangene Eselin aufzusuchen, geräth darüber zum Propheten und wird stracks von diesem zum König gesalbt. „Wenn sich der Esel deines Feindes verirrt hat, heißt es 2 Mos. 22, und du triffst auf ihn, so mußt du ihn wieder zurückführen.“ Wohlan denn, erfüllen wir nun dieses Gebot, denn Hr. Asmus hat sich offenbar verirrt. Was ihn dabei ent=

schuldigen könnte, ist sein Name; nomen est omen, heißt es, oder asinus asinum fricat. Keiner sucht den Andern hinter dem Hag, oder dem Ofen, er sei denn selber schon dahinter gewesen. Asmus erkenne daher seine Verirrung, er nehme sein beleidigendes Wort zurück, er erkläre in diesem unseren Intelligenzblatte schon mit der nächsten Nummer: Wahrlich, Goliath ist das Haupt der Philister, aber kein Esel gewesen. — So handelt ein Ehrenmann zur Beruhigung des christlichen Publikums, und wir sehen seiner baldigen Revocation entgegen. Thut er dies nicht, dann freilich muß er es erlauben, daß wir künftighin über seinen Namen stets ein Pünktchen setzen und zwar gleich hinter dem ersten §. Verstanden?

202. Nichts Gewisses weiß man nicht.

So ist in dem Programm unseres diesmaligen akademischen Jahres die Dissertation betitelt, welche Dr. Hieronymus Sandhaas verfaßt hat über den Lehrsatz der Lateinsyntax Dupplex negatio est affirmatio. Bekanntlich widerspricht diese Lateinregel dem oben stehenden deutschen Satze diametral. Wie ist hier abzuhelfen und sprachlich auszugleichen? Auf die einfachste Weise, sagt Hr. Sandhaas, indem man die angenommene Regel in beiderlei Sprachen fortbestehen, in jeder aber nach ihrem Sinne und Begriffe sich ausdrücken läßt. Demnach hat der Lateiner seine doppelte Verneinung, der Deutsche aber bloß seine erstmalige Verneinung als positive Bejahung auszudrücken. Setzt nun der Deutsche statt „Nichts Gewisses" den positiven Begriff: Ungewisses, Falsches, Erlogenes, Blaue Enten, so besagt sein Ausdruck obiger Phrase: Etwas Faustdick Erlogenes kann man freilich nicht voraus wissen. Und verbleibt dagegen der Lateiner darauf, daß seine doppelte Negation einer Bejahung gleich sei, so heißt alsdann obige Phrase: Etwas Gewisses weiß man freilich auch. Jedenfalls ein unerwartetes Resultat scharfsinniger Untersuchungen unseres Grammatikers; das ehrwürdige Latein braucht nichts von seinem logischen Rechte aufzuopfern und das Deutsch nichts von seinem anerkannten Vorrechte. Bravo!

203. Beantwortung der letzt ausgeschriebenen Preisfrage; und Ankündigung einer neuen.

Die Section unseres Vereines für Elementarunterricht hatte in Götzingers Aufgaben für deutsche Schularbeiten unter anderen ein Ar-

beitsthema gefunden, dessen Lösungsweise sie sich selbst nicht anzugeben vermochte. Sie schrieb daher dasselbe zur Beantwortung aus in folgender Form: Warum die Kirchen Thürme haben? Man sagt, um die Glocken darin aufzuhängen. Allein es gab Kirchthürme schon vor Einführung der Kirchenglocken, und diese hängen nicht einmal immer auf Thürmen, wie z. B. die große Moskauer Glocke beweist. — Unser Verein hoffte, daß gerade unter den Schulmännern hiesigen Bezirkes mancher sich bewogen finden würde, diese Frage rundweg zur Erledigung zu bringen, allein man sah sich hierin getäuscht. Es ist nur eine einzige Bearbeitung eingelaufen, und diese, wie es scheint, von keinem Fachmanne, sondern von einem Schalk. Sie umgeht nemlich die gestellte Preisfrage durch folgende Gegenfrage:

Warum die Hosen Taschen haben? Man sagt, um das Geld drein zu stecken. Allein es gab Hosentaschen schon vor Einführung des Geldes, und dieses steckt nicht einmal immer in den Taschen, wie z. B. die größte Schulmeisterhose beweist, die zu Albermehringen aufzutreiben ist.

Die Elementarsection unseres Vereins nimmt an, die Preisfrage sei wegen ihrer zweiseitigen Natur unbeantwortet geblieben; sie hat sich daher bemüht, in ihrer diesmaligen neuen Aufgabe alle Controverse auszuschließen und dagegen der praktischen Erfahrung unsrer Lehrerschaft vorweg das Wort zu vergönnen. Diese neue Concurrenzarbeit besteht in einer Festrede zu der nächsten Schulfeierlichkeit, deren Anlaß und Verlauf aus dem nachfolgenden Protokollauszuge erhellt.

In Erwägung, daß durch das Fehlen eines vierten Beines in der Schulbank schon seit einiger Zeit die Schulkinder mit der Bank umfallen und sich Beulen schlagen; daß dadurch leichtlich ein ungutes Geräusch in der Nachbarschaft und eine Unterbrechung des Unterrichtes entstehen könnte, verordnet die Schulpflege:

1) Die Schulbank soll ihr viertes Bein wieder erhalten.

2) Dasselbe soll an einem Tage, dessen Wahl von der guten Witterung abhängig ist und also noch besonders angezeigt werden wird, vom Schreiner in Beisein des Bauamtes eingesetzt werden. Vor und nach dem Einleimen singen die Kinder ein Lied, der Lehrer führt dabei das Protokoll.

3) Nach beendigtem Akte versammeln sich die Freunde der Jugendbildung zu einem frugalen Mittagsessen auf der Schützenmatte, dagegen bei eintretendem Regenwetter im Saale zum Ochsen.

4) Während der Tafel verliest der Präsident die über das neueingesetzte Stuhlbein neu eingelaufnen Zweckreden. Um auch die Bescheiden=

sten unter den Mitgliedern hiesiger Lehrerschaft zur Mitbewerbung anzuregen, ist den Rednern die Auswahl unter nachfolgenden vier Motto's freigegeben.

Es müßen starke Beine sein, die gute Tage ertragen. Sprichw.

Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.
Göthes Faust.

Was steht ihr horchen? will euch Beine machen!
Schillers Piccolomini.

Ex ossibus nostris ultor!

5) Die anwesenden Gäste entscheiden durch Abgabe ihrer Speisekarte, welche der abgelesenen Reden die preiswürdige sein und gedruckt werden soll. Die Kosten der Mahlzeit und des Drucks trägt die Schulkassa. Der Ochsenwirth versieht sich daher eines zahlreichen Zuspruchs. NB. Nach der Tafel läßt er ein Kapitalstück von Schafbock auskegeln.

204. Bücheranzeigen. Bedientenspiegel, oder die drei K des menschlichen Lebens: Koch, Kellner und Kammerdiener.

Der Herr Verfasser ist bekanntlich kein Bedienter, sondern Frühprediger und zugleich eifriger Sprachpurist. Er wünscht nicht nur Gottes Wort rein zu halten, sondern auch der Menschen Wort zu reinigen. Scharf geht er jedem deutschen Ausdruck zu Leibe, hinter dem sich etwas Ausländisches, Fremdes, Mönchslateinisches versteckt hält. Das Wort Bedienter, sagt er im Vorwort dieser Schrift, ist undeutsch; es kommt her von lat. obedire und bedeutet einen solchen qui alicui servit. Als wir Deutschen zur Zeit der päpstlichen Herrschaft die Dominirten waren, waren wir obedienter. Das o ließ man weg, das bedienter blieb. Fort mit diesem Römling, hinaus mit allen dominirten Obedienten!

Die Welt ein Narrenhaus. Von Dr. Nichtsfürungut.

Wir müßen diese kleine Schrift dem Verfasser, trotz seines sich entschuldigenden Namens, gar sehr verübeln. Wer zu seinem Bruder spricht, du Narre, ist schuldig des ewigen Feuers, so stehts in der hl. Schrift, während diese Doctorenschrift alle Welt zum Narren macht. Dies ist zu stark. Der Verfasser beruft sich zwar auf Shakespeares Hamlet, der ebenfalls ein Narr geworden. Allein was haben Shakespeare, Hamlet und ein neupatentirter Medicus mit einander gemeinsam. Also um kurz zu sein, sagen wir: quod licet Jovi, non licet bovi.

Braucht der Herr Doctor durchaus einen Narren, so mache er sich einen hölzernen und lasse das ehrenwerthe Publikum ungeschoren. Und da derlei Schriften den allgemeinen Gesundheitszustand eines ganzen Bezirkes dadurch gefährden, daß sie ihn in Frage stellen, so sollte es uns gar nicht verwundern, wenn die Sanitätscommission thäte, was Rechtens ist und die Schrift mit Beschlag belegte.

Geistliches Vademecum für Landjäger und Landstreicher oder solche, die es werden wollen.

Schon das Äußere des Büchleins ist zweckmäßig und praktisch, es hat etwas Widerstandsfähiges, Strapaziöses, man kann sagen, Bettelmännisch-Unabstumpfbares. Papier stark geleimt, Buchschnitt hart zusammenklebend, Futteral in Kalbsleder, der Buchdeckel schließt mit einer soliden Messingklammer.

Der Kleine Bädecker, Freundlicher Wegweiser für alle Parforce- und Barfußreisenden. Mit dreierlei Beilagen. 1) Landkarte, auf der die Gendarmeriestationen, Kalte Herbergen und Zuchthäuser roth angestrichen sind. 2) Reductionstabellen aller groben Münze nach dem Maße der bekannten österreichischen Fünfundzwanzig. 3) Schub- und Schubjacklieder: Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus &c.

Heil- und Zimmergymnastik ohne alles Turngeräthe.

Abermals ein Schritt zur Vereinfachung eines immer wichtiger werdenden Faches. Wir müßen uns hier auf die Angabe der kürzesten Übung beschränken; sie ist betitelt das Stöckespalten, und behandelt drei Patienten zugleich und miteinander. Die Sache geht folgendermaßen her.

Zwei Knaben, auf alle Viere niedergelassen, drängen sich gegenseitig so nach hinten an einander, das sie nur noch ein Ganzes bilden; dies ist der Stock. Ein dritter bildet die Biße oder den Keil; er wird durch zwei Erwachsene stoßweise von oben her in den Stock getrieben, bis dieser in seine zwei ursprünglichen Stücke auseinander fällt. Das Spiel ist kinderleicht, erfordert nicht turnerische Körperkraft, sondern nur Ausdauer, und der unbezahlbare Spaß bedarf keinen Heller Barauslage.

Fr. Schiller als Rechenmeister. Des Schullehrers Zählschütz Beweisführung, daß Schiller erst durchs Rechnen das Dichten erlernte. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers.

Schiller wird hier aus dem Wortlaute seiner Werke als gewandter Arithmetiker dargestellt. Die gesammelten Beispiele sind dermaßen zahlreich, daß hier wegen Raummangels nur diejenigen vom Zahlworte Eins bis Zwölfe ausgehoben werden können.

1. Es ist nur Eins, was uns noch retten kann. Wallenst. Lager. — Es ist besser einäugig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Räuber pg. 19.

2. Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus. Handschuh. —

Zwei goldne Sackuhren hab ich weggepixt und ein Dutzend silberne Löffel dazu. Räuber pg. 101.

3. Ich war auch nur drei Schritt von der Sakerments-Leiter, auf der ich in den Schoß Abrahams steigen sollte. Räuber 97.

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage, die will ich dir schenken! Bürgschaft.

Dreifach ist des Raumes Maß. Spruch des Confuzius.

4. Bemerken Sie die vier kostbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage. — Wir könnten die vier Evangelisten aufs Maul schlagen. Räuber 141, 42.

Burgunder für den vierten Tisch! Die Piccolomini.

Vier Elemente, innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt. Punschlied.

5. Verlassen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf Fünfe. Wallenstein.

Desto besser, laß es fünfzig gegen meinen großen Nagel sein! Räuber 105.

6. Und noch sechs andre Generale werden
Vermißt, die er beredt hat, ihm zu folgen. Wallenst.

7. Sehen Sie, Herr Pater, hier stehen Neunundsiebenzig, deren Hauptmann ich bin (Räuber 110). — Und jetzt sind unsrer Achtundsiebenzig meistens ruinirte Krämer, Magister und Schreiber aus den schwäbischen Provinzen (84). — Und draußen stehen Siebenzehnhundert (107).

8. Da hatt' ich neben meinem Haus einen Graben, der seine acht Schuh breit war. Räuber 33. Morgen um Acht habt ihr so viel Neues erfahren, als in zweimal siebenzig Ohren geht. Fiesko 257. — Mit acht Hengsten durch unsre Hauptstadt fahren! Fiesko 330. — Die Acht ist ausgesprochen über ihn. Wallenst.

9. Neun von den Unsrigen sind fertig: ich selbst bin am linken Ohrlappen gestreift. Fiesko 386.

Das klingt ganz anders als der Fürst von Friedland
Vor acht neun Jahren sich vernehmen ließ. Wallenst.

10. So rutscht der Plunder unter mir ab und ich zehn rheinländische Schuh lang hinunter. Räuber 129.

Auch jetzt noch, schwör ich es bei meiner Seele,
Säh' er uns Alle lieber zehnmal todt. Wallenst.

Wenn ich ihm zehn stelle, giebt er mich frei. Giebt ja jeder Verleger seinem Sammler das zehnte Exemplar gratis. Räuber 91.

11. Eilf ist die Sünde, eilfe überschreitet
Die zehn Gebote. Piccolomini.

12. Sprach unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen. Gang z. Eisenhammer.

Zwölf auf einen Schuß. Fiesko 334.

Sie wollten erst nur von Zwölftausend hören. Wallenst. Lager.

1000. Und wäre der tausendmaltausendste Fall der mögliche, so könnte der tausendmaltausendste wahr werden. Fiesko 372. Und wenn du ihn ganz bringst, so sollst du eine Million zur Belohnung haben, ich will sie einem Könige stehlen. Räuber 187. Seid umschlungen, Millionen!
An die Freude.

Aus dem Intelligenzblatt von Albermehringen. Jahrgang 1710.

Verzeiht, es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen.
Göthe's Faust.

206. Wohlfeiles Branntweinbrennen und theures Brennmaterial, zwei Todfeinde, zum erstenmal friedlich vereinbart.

Der auffallend brenzliche Geruch der dießjährigen Herbstnebel giebt Anlaß zur Frage, ob sich aus unserem grauen Seenebel nicht ein ganz trinkbarer Branntwein brennen lasse. Der Versuch erfordert nur geringe Auslagen und verheißt unserm Orte zweifachen Vortheil. Man könnte nemlich die Kinder, die ohnedies hinter die Schule gehen, aufs Nebelsammeln ausschicken, außerdem aber das viele Kirschwasser, das wir bisher selbst wegtrinken, auf den Rigi spediren und dorten an die Fremden

verkaufen. So hätten wir alljährlich ein schönes Stück Geld für unsern Schnaps und bekämen den Nebel dazu gratis. Gegen den Einwurf, daß die Holzpreise schon drückend genug sind, und durch doppeltes Schnapsbrennen nicht noch ganz unerschwinglich gemacht werden sollen, haben wir gleichfalls schon vorgebaut, und schlagen daher ein ganz kostenloses Brennmaterial vor. Bekanntlich wird nächsten Wintermonat hindurch der Sternschnuppenfall ganz außerordentlich häufig sein. Man will nun den Versuch machen, sie auflesen und dörren zu lassen. Gelingt dies, so wird man vorerst den großen Ofen im Rathhause damit heizen. Eine Sternschnuppe sollte wohl eine Woche lang nachhalten, also mindestens acht Reiswellen ersparen, macht einen Reichsgulden.

207. Witterungsbericht und Inserate.

Die in der vorigen Nummer enthaltenen Witterungsberichte über unsre diesjährige Sommersaison haben mehreren Besitzern von Gasthöfen und Pensionaten zu sauertöpfisch und übellaunig gelautet; sie erwiedern darauf mit einer „Abgedrungenen Erklärung", die für unser Blatt zu umfänglich ist und daher nur im Wesentlichen hier nachfolgt. Aller Winterschnee, behaupten die HHn. Einsender, ist schon längst vergänglich geworden, so daß jetzt die Berge und Bergpässe bei weitem nicht mehr so hoch sind wie früher. Der sonst kothige Hohlweg ins Nachbardorf wird seit einem Monat von den Schulkindern passirt, und da man bei diesem süperben Wetter barfuß geht, hat noch keins den Schuh stecken lassen. Dies zur Steuer der Wahrheit für alle respect. HHn. Fuhrleute, Viehhändler, Maulthiertreiber und Fremdenführer. In nachbarlicher Eintracht verbleiben auch dies Jahr Sonne und Mond; diese Sonne geht täglich auf und scheint für Alle; in diesen Mond geht man allnächtlich stille durch die Abendwolken hin. Das Gerücht ließ bei der letzten Schlägerei im Sternen dahier Etliche verwundet worden sein. Dies ist mit Ausnahme einiger Unerheblichkeiten gänzlich unbegründet. Auch die eingeschlagenen Zähne hat der Zahnarzt bereits durch neue ersetzt, sowie die Perücke unseres Friedensrichters, die im Handgemenge demolirt worden war, bereits wieder getragen wird. Englischer Gottesdienst im Hotel Jungfrauenblick jeden Sonntag zweimal, celebrirt durch Rev. Mr. Humbug. Liebhaber des Forellen-Angelns finden in jedem Nachttische unserer neu eingerichteten Apartements englische Patent-Fischangeln, sowie auch stets eine englische Bibel in Ledereinband. (NB. Ein solcher Einband ist besonders zum

Abziehen des Rasiermessers dienlich und macht jeden Inimitable Strap von W. und A. Smith entbehrlich.)

Die beste Fettglanzwichse wird allein echt verkauft unter dem Motto aus Schillers Jungfrau von Orleans: Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen. — Ein Fälscher meines Fabrikats war nach französ. Gesetze mit einjähriger Gefängnißstrafe belegt worden. Als der Elende jüngst das Zuchthaus verließ, glänzten seine vorigsjährigen Stiefel noch wie neugewichst. Man bemesse daraus erst die Wirkung meiner Originalwichse. Die Holzschachtel geht gratis mit und kann nachher als Zahnpulverschachtel gebraucht werden.

Schulprämien. Sachverständige wollen bemerkt haben, daß die den Schulkindern bei der Preisevertheilung herkömmlich eingehändigten Geschenke von Stahlfedern und Schreibheften von gar zu untauglichem Materiale sind. Warum immer nur derlei französ. Buchbinderartikel bevorzugen, warum nicht auch einheimische Waare, die zugleich wohlfeil und obendrein gesund und wohlschmeckend ist. Wir wünschen mehr Berücksichtigung unsrer einheimischen Industrie und verweisen auf Hausnummer 10 hiesiger Milchgasse, wo immer vorräthig und billig zu haben ist: Emmenthaler-, Sanen-, Urseler-, Belleay- und Schabzigerkäse.

Anm. d. Redakt. Der Herr Einsender beliebe zwischen Schulpreisen und den Prämien bei einer landwirthschaftlichen Viehverlosung künftighin zu unterscheiden. Einstweilen schreiben wir den Frachtbrief, der unsern Schweizerkäse nach England spediren soll, noch mit englischer Stahlfeder. Suum cuique.

208. Nekrolog des Stadttrommlers Schlagintweit.

Schlagintweit ist todt, unser Stadt-Herold und Keryx. Ein Menschenalter hindurch hat er unter uns das Amt des Ausrufers, Ausschellers, Austrommlers bekleidet und war obendrein noch unser gleichzeitiger Nachtwächter, Thürmer, Glöckner, Uhrenrichter, Feuerbeschauer, Bachputzer, Leichenbieter und Todtengräber. Er war eine Cumulation von Subaltern-Ämtern, eine Gradation von degradirenden Bedienstungen, eine Encyklopädie aller concurrenzlosen Thätigkeiten und Sologeschäfte, ein Pfennigsmagazin aller Privataufträge mit Supplementheften, Fortsetzungen, Nachträgen, Registern und den Druckfehlerverzeichnissen des Druckfehlerverzeichnisses. Er war unser zweibeiniger Omnibus. Auf ihn eigentlich paßt jener

dicke Roman, welchen Victor Hugo über den Glöckner von Notre Dame geschrieben hat, und auf seinen Leichenstein jenes Motto, welches Schiller voreilig über das Glockenlied gesetzt hat: Vivos voco, fulgura frango, mortuos plango. Denn vom Schulglöcklein an, unmittelbar nach dem letzten Löffel der Morgensuppe, bis zum Lumpenglöcklein vor Mitternacht nach dem letzten Schluck in der Kneipe, hatte Schlagintweit täglich und stündlich Alles im Orte zu läuten, was nur immer einen Schwengel hat und an Draht oder Strick hängt; nicht bloß die Hausschelle am Bürgermeistershause, oder den Klingelbeutel, der während der Sonntagspredigt in den Kirchenstühlen herumgereicht wird, nein auch das Tauf- und Sterbeglöcklein, das Spitalglöcklein beim Austheilen des Wochenalmosen, und das Armesünderglöcklein, wenn ein Gauner hochobrigkeitlich ausgehauen wurde.

Proclamirend lief er mit seiner Marktschelle durch die Gassen, so oft der Stadtrath im Frühling das Schütteln und Sammeln der Maikäfer verordnete, so oft die Waisenpflegschaft einen hinterlassenen Erbstrohsack ohne Erben öffentlich versteigern ließ, so oft am Viehmarkt ein Rind mit fünf Füßen um einen Batzen zu sehen war. Nicht allein der helltönende Protokollauszug der Gerichtssitzungen und Schreibstuben war er, er diente auch jedem Kleingeschäfte als geflügelter Merkur, er appellirte mit seiner Stimme an das öffentliche Mitleid bei jedem häuslichen Unfall der Mitbürger. Für den Schweinemetzger und Kuttelnwäscher war er ein Herold frischbereiteter Blutwürste, dem Spezereihändler war er ein Stentor neu angelangter Vollhäringe, dem Obstweib ein Dolmetscher ihrer unverkauft gebliebenen Blaupflaumen, der alten Jungfer war er ein Rufer im Streit, Menelaos, wenn ihr der Stubenmops durchgegangen und unter die Bullenbeißer gegangen war. Als er den Joli der Apothekerin austrommelte und alsbald wiederfand am Strick eines diebischen Bettelbuben, gab es eine rührende Scene und der Provisor schrieb sogleich folgendes Epigramm auf das Wiedersehen:

Wer solche Wirbel weiß zu drehn,
Wie Schlagintweit geschlagen,
Der wird dereinst beim Wiedersehn
Die große Trommel tragen.
Die Hölle ließ, als Orpheus sang,
Vor Rührung sich ein Weib entführen;
Doch unser Trommler Schlag-Entlang
Wird selbst die Himmelstrommel rühren.

So viele Einzelorgane der Mensch besitzt, so vielerlei Berufs-Thätigkeiten entwickelte damit und repräsentirte Schlagintweit, er grenzte damit an die sinnliche Leistungsfähigkeit der heroischen Zeiten. Gleich dem griechischen Argos kannte er keinen Schlaf, gleich dem Lynceus durchschaute sein Auge Alles. Aus der Falkenhöhe seiner Thurmwarte spähte er des Nachts hinab auf die heimtückischen Rauchfänge, auf die morschen Giebel, auf die rußgeschwärzten Dachkammern, auf diese geschwornen Gegner aller Feuerassekuranz. Hierüber hatte er nun längst seine aparten Meinungen. Was nützt es doch, fragte er, solche Zunder- und Pulverkammern vor Feuer beschützen zu wollen? Und mit türkischer Selbstergebung sang er hierauf den alten Reim über die menschliche Kurzsichtigkeit in die nächtlichen Strassen hinab:

Menschenwachen wird nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird schützen.

Auch noch ein anderes Register war in seiner Singstimme, und wenn er dieses zog, so hieß es Sturm. Man erinnere sich an den vorigsjährigen heißen Sommer. Damals ließ unser Bierbrauer den neuen Felsenkeller an der Schanze sprengen, daß uns die Steine bis in die Fenster der Kirchengasse hereinflogen. Hier war Schlagintweit am Platze; den lieben langen Tag schlug er draußen an der Schanze seine Warnungssignale für die Bürger, deren Durst und Hunger es nicht unterläßt, auf unbekannten Wegen alltäglich ihrem Pflichtschöpplein zuzuwandeln. Und seine Schuld wars also nicht, wenn denn doch Mancher übereilt hinauslief zum schweren Doppelbier, seinen Treff und Hieb bekam und mit gedunsenem Kopf oder brennendem Zopf elendiglich heimgeschickt worden ist. Auch für den Trommler selbst liefen diese Tage nicht ohne Folgen ab. Hatte er nemlich draußen sein Glas Anstich fertig getrunken, wobei er das Zählen und Zahlen gleichmäßig vergaß, so säumte er nicht, jedes Irrlicht für einen Schloßbrand anzusehen und jene Nacht noch einen solchen Feuerlärm vom Thurme herunter zu blasen, daß sich die Ziegel auf dem Dache, die Schlüssel in den Thürschlössern und die Schweine in ihrem Koben herumdrehten. Man wußte ein solches Versehen mit der Jahreszeit des Sommers zu entschuldigen, wo der geplagte Mann wie ein englischer Soldat zu Wasser und zu Lande dienen mußte. Seine antik angelegte Natur verrieth sich nemlich auch darin, daß er in diesen beiden Elementen mit Erfolg ausdauerte, wie ein homerischer Achilleus. Als schnellschenkeliger Achäer war er der Laufbote und Anekdotenweibel aller Rathsherren und ihrer Ehe-

hälften. Doch wenn erst die Zeit herankam, wo man den Stadtbach abschlägt, so verwandelte er sich in einen insektischen Tausendfuß und durchwatete krebsend und fischend alle Dohlen und Schleußen des Bachbettes. Hiebei fischte er einst den Fingerring heraus, den die übereilte Löwenwirthin mit ihrer Waschschüssel in den Bach hinab geschüttet hatte. Sie füllte ihm dafür mehr als ein Gläschen Cognac, und er hieß seitdem allgemein der Taucher von Schiller. Doch diesen Beinamen hörte er nicht gerne, denn er bekam die stattliche Wirthswitte nachher nicht zum Weibe; wenn man sich aber, pflegte er zu sagen, einen solchen Ausgang hinwegdenken muß, so ist's mit den Schillerschen Balladen überhaupt nichts. Bei dieser poetischen Ansicht verblieb er und starb unvermählt. Man hat die nächste Ursache seines Todes zwar im Alcohol suchen wollen; allein es zeigte sich, daß hinter diesem Vorgeben nichts als eine schlechtgewählte Beschönigung des medizinischen Handwerks steckt. Das öffentliche Urtheil zieht vielmehr die Medikamente des Armenarztes in Verdacht, und im Tagblatt durfte dies folgender Stachelreim ziemlich unverblümt aussprechen:

Der Branntewein thut's freilich nicht,
Wenn so ein alter Schwed zusammenbricht;
Nein, erst der dreißigsten Mixtur
Erlag die kräftige Natur.

Mit Schlagintweit geht ein gutes Stück alter Zeit zu Grabe. Wenn seine überredende Stimme sie nicht mehr auskündet, so haben die Langenthaler Kälber an Fett, die Luzerner Krautköpfe an Gewicht verloren, die Emmenthalerkäse an Recentheit, die Thurgauer Obstschnitze an Süßigkeit. Das Geschmetter seines Kalbsfelles war es, das jedem Alter und jedem Stand das Herannahen unserer beweglichen Festtage ankündete: Den Schützentag, die Feuerspritzenprobe, das Ausbrennen des Rathhauskamins, den Heuet mit dem Jugendfeste, die Weinlese mit den Herbstferien, die Ankunft eines Hunde- und Affentheaters. Mit Patriarchengeduld ertrug er's, wenn ihm dabei die Buben sein Plempterretem! nachspotteten, ja wohl gar Stöcke und Steine zwischen die Füße warfen. Verhältnißmäßig geht mit ihm auch der Lärm unserer Gassenjungen zur Ruhe, und wenn nun manche Andromache ihren Ehegemahl befragt:

Wer wird künftig deine Kleinen lehren
Speere werfen und ꝛc.

so wird dieser, keinen sonst mehr wissend, in homerischer Vorahnung erwiedern:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilion hinsinkt,
Priamos ragende Burg und das Volk des Lanzenberühmten.

Stiften wir ihm ein Denkmal! Das Stadtthor, auf welchem dieser Trojaner gewohnt und in die vier Winde hinausgeblasen hat, hieß bisher schlechthin das Viehthor, weil unser Hirte hier hinaustreibt. Nennen wir es fortan das Skäische! Wenn dann nach etlichen Jahren der Körper des Mannes in Asche liegt, so erhebe man seine beiden Armknochen, hänge sie oberhalb der Laterne unter dem Thorbogen auf, und melde das Factum an Bädeker zur Eintragung in sein Reisetaschenbuch. Dies leitet den Strom der neugierigen Fremden in unsere Stadt. An Inschriften und Gedenkversen wird's nicht fehlen, wie folgender vorausangenommene Fall zeigt. Wenn einst die Reisenden draußen vom Packhof zum Stadtthore hereinfahren, deutet ihnen der Kutscher mit dem Peitschenstiel auf die beiden Röhrknochen droben im Thorbogen. Der langhalsige Engländer, der unser Straßenpflaster noch nicht kennt, streckt bei dieser Passage den Kopf zu weit im Wagen vor und stößt unvermeidlich ein paar Omnibusscheiben hinaus. Schon dies ergibt uns nachfolgenden Thorspruch:

Das Murtner Beinhaus ist gebrochen
Und seine Knochensammlung ist zerstreut.
Nun bricht die denkmalswüthige Zeit
Auf unserm Straßenpflaster sich die Knochen,
Zu seh'n die Knochen unsres Schlagintweit.

Amtliche Ausschreibung. Die Stadttrommlersstelle ist durch Tod erledigt. Persönliche Anmeldung beim Stadtphysikus, der an den Aspiranten die Lungen- und Kehlkopfprobe vorzunehmen hat. Besoldung je nach der Leibesgröße des Anzustellenden, nebst Naturalbezügen von Haber, Heu und Stroh.

209. Zur Lobrede auf die Schlafmütze.

Welterschütternde Ideen werfen schließlich einmal die Sturmhaube weg und ruhen auf den Lorbeern aus, deren Gewinn sie früher nicht schlafen hatte lassen. Welteroberer bauen sich ihr Sanssouci, Triumphatoren ihr Tusculum, revolutionäre Fortschrittsmänner, Stürmer, Dränger und Philosophen häuseln sich in ihr herrschend gewordenes System ein und schließen ihren Frieden mit der bekriegten Staatsordnung und dem angefochtenen Bekenntnisse. Leidenschaftslose, edelmüthige Biederkeit be-

ginnt ihre Todfeinde zu lieben, schwimmt mit dem Strome und ruft nur noch gegen denjenigen, der sie in ihrem Krebsbach nicht ertrinken lassen will, die Polizei herbei. Denn wenn man das Licht nicht unter den Scheffel stellt, bläst es der Wind aus; wenn man die Schlafmütze nicht über die Ohren zieht, giebt sie nicht warm.

210. Wie parodirt die gemeine Erfahrung den sittlichen Erfahrungssatz des Dichters.

Thesis: Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. (Der Templer im Lessing'schen Nathan.)

Anwendung: Und man dressirt nicht ungeschlagen Esel. (Der Informator im polnischen Grafenschloß.)

Thesis: Bettler werden Fürstenbrüder. (Schillers Lied an die Freude.)

Anwendung: Ein Musenalmanach neuester Erscheinung.

Thesis: Tollere nodosam nescit medicina podagram. Horaz, Satiren.

Anwendung: An der Gicht eines Knopfmachers wird die ganze Medizin zu Schanden.

Thesis: Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie. Göthes Schäfer.

Anwendung: Ein Herabgekommener. Ein ohne Hut und Stock über zwei Treppen Herabbeförderter.

Thesis: Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus. Horat. ad Pis.

Anwendung: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Bezogen auf die epische Anrufung der Muse, oder auf das vom Dramatiker dargestellte tragische Schicksal.

211. Der Sparsamkeitsschwärmer.

Wort- und Zeitersparniß: ein Hof-, National- und Civilökonomischer Vortrag im Fünfcentime-Verein zu Kleinschabenhausen, gehalten von Wenzelaus Kurzibold, Erfinder der patentirten Sparlampen, der irdenen Sparbüchsen und der orthographischen Abkürzungszeichen.

Hörer ist in Oesterreich der amtliche Name des Studenten, denn sein Dreinreden gilt dorten keine Bohne und keinen Birnenstiel, um so

mehr aber sein Zuhören. Ein dorten inscribirter Student gelobt zu allererst ein fünfjähriges Stillschweigen an, wird dann ein Corpsbursche in der Landsmannschaft der Pythagoräer und hat hierauf bei allen polizeilichen Verhören und Untersuchungen eben so stricte das Maul zu halten, wie in seinen sämmtlichen Fachcollegien, auf daß sich nicht an ihm erfülle das Wort im Prediger: Unser Leben geht dahin wie ein Geschwätz.

Hörer titulire ich gleichfalls die heute hier Versammelten; weder Zuhörer, noch Auditoren nenne ich sie. Wünschen sie doch Alle nichts Anderes von mir, als in Kürze zu hören, wie man jedes unnütze Wort vermeidet, jeden zweiten Gedanken erspart und unser bischen Menschenwitz in Einem Athem hersagt. Unsre Rede sei daher Ja und Nein, unsre ganze Rhetorik bestehe in den bekannten sieben Zwetschen, unsere Ästhetik in einer Nuß, unser System in einem einzigen Kapitel, dieses aber in fünfprozentigen Capitalien.

Beim Scheine dieser neuconstruirten Sparlampen, und beim Schimmer des einen Kerzenstümpleins meines Pultes, das vorsichtig auf seinem Lichtknechte, vulgo Hauserlein steckend, seinem Ende entgegen brennt, behandle ich mein heutiges Thema: Mit Wenigem lernt man hausen. Ich werde es hinstellen nackt, glatt und bündig, werde es ausführen nicht in Perioden, oder zusammengesetzten Sätzen, sondern gleichfalls nur in nackten und unbekleideten, so zu sagen in Frack und kurzen Hosen; ich werde es belegen mit knappen Beispielen und engen Citaten, in lauter haushälterischen, Holz-, Licht- und Zeit-ersparenden Ideen. Gleicher Weise werde ich es beenden nicht binnen einer ganzen Stunde, sondern schon während der nächsten halben, hurtig und handumgekehrt. Vita brevis est, das heißt, unser Leben geht dahin im Allabreve Takt, der nur zwei Viertel hat, das eine Viertel gehört zum Zeitersparen und das andere zum Geldverdienen.

Möge aber auch meine Hörerschaft sodann das Gehörte beherzigen und straks in Vollzug setzen. Möge ein Jeder nach Verlauf der halben Stunde unverweilt in Haus oder Stall heimkehren, dorten kein Streichhölzchen weiter verbrennen, sondern sich im Finstern niederlegen, ohne Nachthemde in's Bett steigen, ohne Nachdenken die Augen zudrücken, und ohne sich umzuwenden fortschlafen bis zum ersten Futter, das der Stallknecht vor Tage den Rossen aufschüttet. Dann aber heraus auf der Stelle aus dem warmen Neste! Nur keine Scheu vor der finstern ungeheizten Stube mit den blindgefrorenen Fensterscheiben! Nur nicht den kalten Fußboden gefürchtet, nur nicht lange nach Pantoffeln und Filzschuhen im Finstern herumgetappt, sondern resolut hineingefahren in das gestrige

Paar nasse Stiefel, das die Magd vor der Zimmerthüre draußen ungeputzt hat stehen lassen. Das Kämmen und Waschen dauert nicht lange, weil das Wasser in der Waschkanne über Nacht eingefroren, und der Kamm nicht zu finden ist. So gehts hübsch flink, stockfinsterlings über die vier steilen Haustreppen hinunter, den langen Hausgang hin bis zum Thürriegel, hinaus zum verschlafenen Loch und fort ans Geschäft. Sind draußen die Straßenlaternen noch nicht ganz erloschen (denn diese Oelverschwendung von Seite unseres Stadtmagistrats ist noch immer ganz unsäglich), so bemerkt man, ob man etwa die Weste links eingeknöpft und den Mantel verkehrt angezogen hat. Ist der Bahnschlitten noch nicht so frühe durch die verschneiten Gassen gefahren, so wäscht uns der fußhohe Schnee die schmutzigen Stiefel ab und erbarmt sich noch weiter aufwärts der gleichbedürftigen Hosen. So hat man bereits vor Tag das Trinkgeld erspart an der faulen Stubenmagd, und erreicht ganz artig ausgeputzt, ausgelüftet und ausgewindet sein Ziel: Bureau oder Comptoir, Amts- oder Schreibstube, Postzimmer oder Wartsaal. Hier nun erblickt man zu dieser Frühzeit, was sonst noch in keines Menschen Auge gekommen, man wird eingeweiht in diejenigen hauswirthschaftlichen Mysterien, von welchen in Eugen Sue's Mystères de Paris deshalb keine Sylbe steht, weil Pariser Langschläfer hievon lebenslänglich keine Vorstellung bekommen. Man sieht wie so eben der Staub in Wolken aus dem Zimmer hinaus gekehrt wird; oder vielmehr nur die Stange des arbeitenden Kehrbesens sieht man, denn die Pallas Athene selbst bleibt hinter ihrer homerischen Wetterwolke unsichtbar und verräth sich nur durch die ragende Lanzenspitze. Aber was der Sterbliche nicht sieht, das riecht er. Man riecht die ausgeklopfte Tabakasche aus den Pfeifen, die der Briefträger oder Abwart hier bis Mitternacht geraucht haben. Man riecht die qualmende Lampe der Putzfrau, frisch ausgeblasen vom Regenwinde, der durch die offenen Fenster- und Thürflügel hereinfährt. Man riecht das frischdunstende Fegewasser des noch auftrocknenden Stubenbodens, und die sämmtlichen Tischplatten, mit dem feuchten Wischlumpen frisch überfahren. Sodann beginnt auch das Gehör seine Morgenfunctionen. Man hört, wie draußen im Gange Knecht und Magd auf gut deutsch das ganze Taschenwörterbuch ihrer Höflichkeitsformeln sich gegenseitig an den Hals wünschen, weil immer noch nicht eingeheizt ist. Hierauf hört man wie der Eisendeckel vom Ofenloche hinweg gehoben wird, wie die Klafterscheite und Wurzelstöcke Stück für Stück in den Kanzleiofen hineinkollern und poltern, wie in den Bauch des trojanischen Rosses. Wenn hierauf die Ofenhitze mit der Zimmernäße

frisch zusammenschlägt, daß alle Fensterscheiben schwitzen; wenn ferner das Ofenrohr aufhört zu rauchen und zu tropfen, daß man nicht neuerdings verlüften muß, so könnte bis gegen Mittag das Bureau schon ordentlich aufgetrocknet und merklich warm sein.

Sehet da, meine Hörer, einen den Tag schon vor Tagesanbruch beginnenden, ersinnenden und gewinnenden Meister Frühauf. Betrachtet nun dieses schon vor Tageslicht aufgenommene Lichtbild unseres morgengrauenentzückten Freundes Bonjour; dieses Portrait unseres Frühpredigers Crepusculus Vigilantius mit dem Predigttexte: Carpe diem; dieser Frühlerche mit dem Morgentriller: Ostern ist sieben Wochen früher als Pfingsten; dieses Volkssängers mit seinem allbekannten: Morgen muß ich fort von hier; oder dieses wirklichen Göthe mit dem Schäferliede: An dem reinsten Frühlingsmorgen &c. Betrachtet ihn diesen personificierten Vorfrühling, wie er eben hereintritt in Wartsaal oder Schreibzimmer, zwar nüchternen Magens und gähnenden Mundes, schneeblind und regennaß, ungekämmt und unrasiert, steiffingrig und rothnasig; aber wie er nun den ersten Blick in den Wandspiegel wirft und sich erblickend in Schillers Worte ausbricht:

Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!

Doch halt, daß wir uns nur nicht vergessen! Die Freude über unsern Zeitsparsamkeitsklassiker droht uns in die Schönbeschreibungen der deutschen Klassiker selbst hinein zu führen, deren abgesagte Geschmacksgegner wir sind. Denn nicht das breite Gedicht, sondern die epigrammatischschmale Sentenz ist unsrer Rede Ziel, nicht die Rose, sondern das Rosenblatt, ja nicht einmal das Blatt, sondern die bloße Blattlaus, aus welcher, sagt man, das echte Rosenöl präparirt wird. Fassen wir also sogleich den Stier bei den Hörnern, nemlich das Thema.

Mit der Sparsamkeit beginnt die früheste Geschichte der Menschheit, sie nimmt in des Schöpfers Haushaltungsbuch die erste Blattseite ein und macht den ersten laufenden Posten aus. Spärlich und enthaltsam bevölkert das Menschengeschlecht anfangs nicht Länder, sondern den kleinen Obstgarten des Paradieses; auch nicht das ganze Geschlecht zumal, sondern lediglich der eine Adam wird zuerst erschaffen. Wäre er nur hübsch allein für sich geblieben! Kaum besaß er sein zweites Ich und seinen andern Augapfel, so reichte auch der eine Apfelbaum nicht mehr für Zwei hin, und aus wars mit der ganzen Oekonomiegärtnerei. Auch ihren beiden

Knaben genügte hierauf ihr eines Hirtenfeuerlein nicht mehr, um ihre Äpfel gemeinsam dran zu braten, und als zuletzt der Sparofen erfunden war, hatten sie schon kein Hartholz mehr einzulegen und in's Bratrohr keinen Bratapfel mehr. Also mußte dieses unnütze Völklein vertilgt werden, und abermals fängt hierauf die Weltgeschichte haushälterisch mit einer einzigen Familie von vornen an. Der Chronist jener ersten Periode ist bekanntlich Moses mit seinen fünf Büchern; derjenige dieser zweiten Periode aber ist der Züricher Bodmer, Verfasser der Noachide in zwölf Gesängen von vielen tausend holperigen Hexametern. Daraus ist schon zu entnehmen, daß es in dieser zweiten Periode nicht besser, sondern noch verschwenderischer hergegangen sein wird. Man verlegte sich zwar abermals auf die Obstzucht, blieb aber wieder nicht dabei: So befaßte sich Ninive zu des Propheten Jonas Zeit mit der Kürbiszucht, und Troja handelte mit Borsdorferäpfeln. Wegen dieser geschätzten Sorte geräth Troja aber in einen zehnjährigen Krieg und kann den Frieden nicht eher wieder bekommen, als bis Homer seine zwanzig Gesänge drüber fertig geschrieben hat. Welch eine maßlose Aktenanhäufung in einem bloßen Diebstahlsprozeß. Darüber zerfiel Troja so gänzlich, daß man es heute auf keiner Landkarte finden kann; allein wahrscheinlich wurde dann aus seinen Steinen die Stadt Babylon erbaut, weil man sonst nicht begriffe, woher dieses seine babylonischen Mauern genommen haben sollte. Diese Mauern waren landwirthschaftliche Versuchsstationen, auf denen man Heu trocknete. Sie waren hundert Ellen hoch, liefen 14 Poststunden weit im Viereck um die Stadt und hatten solche Breite, daß sechs Wagen neben einander darauf herumfahren konnten. Die Stadt ersparte dabei das Straßenpflaster, der Fuhrmann den Pflasterzoll und der Heubauer das Land zum Heutrocknen. Wenn ein beladener Wagen auf dieser Mauer einmal droben stand, brauchte er begreiflich nicht Vorspann oder Radschuh mehr, weil es weder Berg noch Thal gab; und hatte er so ohne Futter und Tränke seine rechtschaffnen vierzehn Stunden gefahren, so stand er zugleich mit seinen fünf andern Kameraden vor der Scheune. In diese hinab giengs dann jedenfalls etwas schwierig und es soll sich davon auch das Babylonische Kutscherlied herschreiben:

Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch,
Seht her, mein Arm ist schwach.

Wir haben vorstehende Anschauungen dem damaligen Bädecker und Fremdenführer zu verdanken, nemlich Welters Weltgeschichte, Siebenzehnte Auflage 1858, worin neben dieser Heuwagengeschichte pg. 2 auch noch

folgende besonders transparente Erklärung steht: „die Geschichte ist die sicherste Gefährtin auf der Reise durchs Leben." Wahrscheinlich werden sich also auch schon die babylonischen Reichshistoriographen sämmtlich in Welters Lebensassekuranz versichert haben. Berühmt waren daselbst außerdem die hängenden Gärten der Semiramis, so zubenannt, weil man die Gartenerde mit dem Frühsalat über hohen Stangen in die Luft hieng und in dem drunter liegenden Landstück gleichzeitig die Spätkartoffeln anbaute. So hatte man also in derselben Minute Sonnenschein und Schatten, je nach Erforderniß jeder Gemüseart, und gewann auf jedem Morgen Landes die Ernten von zweien. Dies sei übrigens nur zu dem Nachweise bemerkt, daß die Ökonomie die Seele der alten Geschichte ist und daß sie daher auch in den sogenannten klassischen Staaten sogleich ihre Fortsetzung findet. Der römische Dictator Curius Dentatus heißt auf deutsch der Langzahn, weil er nichts anderes aß als seine selbstgezognen Gelberüben, auch wenn sie noch so hölzern und zäh geworden waren. Der Spartanische Staat aß nichts als eine schwarze Zwiebelsuppe. Das Rübenfutter macht zunächst den antiken Speisezettel aus. Noch ein besonderes Muster sinnreicher Sparsamkeit ist damals Diogenes, er philosophirte namentlich gegen den damals unerschwinglich hohen Hauszins zu Athen. Er schlug einem Kohlenfaße den Boden aus, und war er des Abends als Weißer hineingekrochen, so schlupfte er des Morgens als Mohr heraus und erwies so stillschweigend seinen philosophischen Lehrsatz: Bei der Nacht sind alle Kühe schwarz. Sein Schüler war der Römer Regulus; dieser wanderte nach Karthago aus und wurde dadurch unsterblich, daß er daselbst in einem solchen Faße lebte und starb.

Seitdem hat an der Universität Heidelberg kein anderes philosophisches System sich mehr behaupten können, als das diogenische, wie aus dem Commersliede erhellt:

Beim großen Faß zu Heidelberg,
Da sitzet der Senat.

Hiemit ist unsere welthistorische Rundschau bereits in Deutschland angelangt, dessen Aufgabe schon seit des Tacitus Zeiten darin besteht, des Tacitus Germania ins Deutsche zu übersetzen. Das alte Germanien schläft bei seinem Vieh im warmen Stalle und erübrigt damit soviel Brennholz, als es bedarf zum Verbrennen aller Menschen, deren Spitznamen mit einem H anfängt, nämlich der Hexen. Es läuft auch mit seinem Kaiser Heinrich IV. barfuß und im blanken Hemde herum, so lange es noch keine

andere Münze als den Ablaßpfennig und keine andere Straße kennt, als die nach Rom in die päpstliche Ersparnißkasse führt. Schließlich verwickelt es sich ebenfalls in einen langdauernden Krieg über den alten Zankapfel und ist heute noch nicht einig, ob nun der Reichsapfel auf die deutsche Kaiserkrone gehöre oder auf die päpstliche Tiara. So verläßt es vorfrüh sein unschuldiges Mittelalter und wird unversehens immer weiter unter den heißen Äquator der Neuzeit vorgeschoben. Da steht es nun wie die Butter an der Sonne. Wir wollen es da auch unbeschrieen stehen lassen, und lieber der idyllischen Friedenszustände unserer Großältern gedenken, wo man mit Nichts reich wurde, mit Eseln Kronen fand und mit Katzen wenigstens das Bürgermeisteramt.

Der junge David besaß nichts als einen Kieselstein, den er sich erst aus dem Bache heraus suchen mußte, damit warf er dem Goliath ein Loch in den Kopf, und wurde darüber der König des Landes. Luther griff dafür zum bloßen Tintenfaß und deckte den Teufel damit dermaßen zu, daß er seitdem nicht wieder weiß zu machen ist. Der kleine Engländer Witthington hatte gar nichts im Sacke als die Hauskatze, dennoch wurde er damit dreimal Lordmayor von London und bekam eben so oft Schildkrötensuppe zu essen; ja sein neuester Biographe sogar, Otto Horn und Franz Hoffmann, kann mit dem wieder aufgewärmten Märlein vom Mylord Cat unsern Kindern und Kindsmägden immer noch einen Groschen aus dem Sack locken und hinterdrein vergnügt sagen: So vielerlei Groschen, so mancherlei Schock. Wo ständen wir wohl selber, wenn diese Friedenszeit hier zu Kleinschabenhausen so fortgedauert hätte und die französische Revolution nicht bei uns eingeschwärzt worden wäre durch die Frankfurter Oberpostamtszeitung. Ein Centime, angelegt zu Anfang der christlichen Zeitrechnung zu 5% Zinseszinsen, würde bis zum laufenden Jahr 1863 eine Goldkugel ergeben haben, deren Radius an Metern beträge 4300' 982000. Der Großvater selig hatte beim Allergeringsten und Schlechtesten, sogar bei den Küchenabfällen und denjenigen des Verdauungsprozesses immer nur die eine Devise: Selbstgemacht ist am wohlfeilsten. Auf seinem Wege schon zur Dorfschule pflegte er die genagelten Schuhe hübsch in der Hand zu tragen; dann brauchte er sie nicht erst auszuziehen, wenn er den nächsten Bach durchwaten mußte. Mit derselben Birkenruthe, mit der ihm der Schulmeister ein Jahr lang das Hinterquartier roth angestrichen hatte, heizte er ihm am Neujahrsmorgen feierlich sein eignes, nämlich die Schulstube. Später dann, als es zum Heiraten kam, proklamirte er sich von Haus zu Haus höchstselbst und war seine

Verlobungskarte in eigner Person; damit ersparte er per Wegstunde fünf Centimes Briefporto und weitere fünfzehn Centimes per Druckzeile Einrückungsgebühr im Blättlein. Dabei gieng er neben jeder Brücke durchs Wasser und ließ den Zöllner auf den Brückenkreuzer umsonst warten. Die Zeit zwischen der Hochzeit und dem Begräbniß blieb er hübsch daheim und hütete das Haus, denn daheim macht ein Mann zwei, daheim gilt der Kreuzer einen Batzen.

Schon längst wird mein Auditorium zu wissen wünschen, welchen eignen Vorschlag ich nun zur Wiederherstellung unseres Orts- und Familienhaushaltes zu machen habe. Hier folgt er.

Die ganze Staatsverfassung werde revidirt, und ihr erster Paragraph heiße hinfür: die Religion des Staates ist das kümmelspaltende, das linsen- und zinsenzählende Knauser- und Knorzerthum. Alle Beamtungen vom Präsidenten an bis hinab zum Kleinweibel werden zwangsweise besetzt und bleiben unbesoldet. Es giebt keinen Henker mehr; da das Hängen und Köpfen zu theuer kommt, so ist die Scharfrichterstelle aufgehoben, jedoch nicht die Todesstrafe. Wer des Todes schuldig ist, muß sich selbst umbringen, wie Sokrates zu Athen. Die Armenhäuser und Zuchthäuser gehen ein, ihre bisherigen Insassen werden über die Grenze gepeitscht. Der Bettel wird durch die Geber unmöglich gemacht; wer nämlich noch Almosen giebt, kommt selbst auf den Schub. Alles Spazierengehen und Reisen ist verboten, den Fall ausgenommen, daß man eine auswärtige Erbschaft zu erheben hat. Wer aber dabei anders fährt als dritter Klasse, muß künftig allezeit ein Hundebillet lösen. Titel und Würden hören auf, wer sich von Cicero, von Horaz nennt, wird dem Narrenarzt ans Brenneisen geliefert. Auch der zeitverschwendende Vornamen zum Zunamen ist abdekretirt, einer heißt wie der andere: Batzenklemmer. Das Rathhaus wird vermiethet. Die Kirche wird nur an den vier hohen Festen geöffnet, damit sie nicht durch tagtägliches Betreten beschädigt wird. Die Predigt halten die Bürger selbst, weil der Pfarrer nicht mehr will, und behandeln ausschließlich den einen Text vom Zinsgroschen; gleichwie der Kanzelredner Schiller nur eine einzige Kapuzinerpredigt verfaßte und damit im ganzen dreißigjährigen Kriege vollkommen ausreichte. Unser Text war auch seiner:

> Joseph fand seine saubern Brüder,
> Das Weib den verlornen Groschen wieder.

Weil unser Blasbalgtreter künftighin seine Schuhsohlen nicht mehr umsonst krumm treten will, so hört mit ihm das Orgelschlagen auf; die

Pfeifen schmilzt man ein, läßt Zinnteller draus gießen und macht damit dem erbärmlichen Geschirrzerschlagen unsrer Dienstboten ein plötzliches Ende. So lange das Schulhaus noch nicht versteigert ist, mögen es die Kinder fortbesuchen, jedoch unter einem neuen Lehrplan. Bis die vorhandene Tinte in den Tintengeschirren noch nicht aufgetrocknet ist, soll das Schreiben mit Tinte fortdauern, hernach beginnt es mit dem Finger im vorräthigen Schulstaub. Der Griffel ist gänzlich verboten, er zerkratzt die Schiefertafel. Lesebücher giebts keine, damit man keine Eselsohren mehr hineinmacht. Zum Buchstabieren dienen sämmtliche Schulwände, die seit Menschengedenken von unten bis oben mit Namen und Reimen so vollgesudelt stehen, daß man an diesen Hieroglyphen noch eben so lange herumzurathen hat, wie an den ägyptischen. Diesen Wandinschriften mangeln die großen und kleinen Buchstaben nebst den Unterscheidungszeichen vollständig; ein schlagender Beweis, daß Interpunction und Orthographie überhaupt niemals zum Rechtschreiben gehört haben.

Da aber nicht im bloßen Niederreißen, sondern vielmehr im Aufbauen der Werth und der Genius eines conservativen Staatssystems liegt, so bringen wir sogleich an die Stelle des Alten und Abgeschafften wirklich Neues zum Vorschein und empfehlen schon vor der Hand nachfolgende Projekte unsern Industriellen zur Beherzigung.

Das Magendrücken und Aufstoßen nach der Mahlzeit, nicht minder auch das Schäppeln unsrer Stubenmöpse ist eine noch unbenutzte mechanische Kraft, in welcher wahrscheinlich das künftige Perpetuum mobile zu suchen sein wird. Ein Mittel zur Verkehrsbeschleunigung, weitaus kostenloser als die Eisenbahnen, liegt in dem allgemeinen Stadtklatsch, wie nachfolgende Geringfügigkeit handgreiflich zeigt. Als beim neulichen Glatteis Jemand am Oberthor ausgeglitscht war, so hatte er im gleichen Moment am Unterthor schon den Hals gebrochen, und in der Schenke daneben wurden er und seine Gemahlin bereits todt gesagt. Beide Ehehälften befinden sich heute als lebendiges Zeugniß der Wahrheit nicht bloß nach Wunsch wohl, sondern auch unter den hier versammelten Zuhörern anwesend. Schon zum drittenmale seit Jahresfrist ist bei uns die Horn- und Klauenseuche ausgebrochen; würde man sie anderwärts wohl unbenutzt vorbeigehen lassen, würde sie z. B. der Pariser nicht längst verwenden zur Fabrikation von Damenkämmen und Cigarrenmundspitzen? Es läßt sich die Zeit voraussehen, wo man unsere kalten Füße aus Schreibstube und Eisenbahnwaggon nicht mehr elendiglich mit heim bringt, sondern gleich an Ort und Stelle ausnutzt zur kostenlosen Bereitung von Eis und Condi-

torei=Glace. Das fortwährende Eingehen der Wollstoffe in der Wäsche, das tägliche Herauswachsen unsrer Kinder aus den Schuhen und Kleidern kann und muß uns noch eine eben so allmächtige Dynamik werden, wie es nun die Turbine ist, welche die trägsten Fabrikräder herumwirbelt. Während die auswärtigen Techniker gegenwärtig mit dem theuern Anilin färben, denken wir bereits an die Übertragung der Gelbsucht und des Rothlaufs auf die Wollen= und Seidenfärberei. Todtliegende Stoffe auf=erwecken, das kostenlose Nichts in eine neue Arbeitskraft umwandeln, den Wegwurf und Abfall tributär machen (z. B. Gewinnung des Hutzuckers aus Kirschenstielen), dies heißt Zeit= und Geldsparen, darauf zielt mein Vortrag. Allein eins ist die Vorbedingung: Zurück zur Einfachheit unserer berühmten Altvordern. Zwei Hände schon sind Luxus, denn zur Ohrfeige reicht stets die rechte hin, und wenn die verloren geht, eine eiserne, wie Götz von Berlichingen eine führte. Zwei Nasenlöcher sind Überfluß, da man doch nur ein Sacktuch oder gar keins mit sich führt, wie unsere Buben. Zwei Beine sind Bombast und Hyperbel, der Storch steht auf einem Bein und der Krüppel auf seinem Stelzfuß. Wir haben nur einen Mund und eine Zunge, mein Vortrag braucht auch nur einen Schluß. Anstatt daher noch mehr Zeit durch Reden zu consumiren, wollen wir dem Sack hier den Knopf drehen und urplötzlich schließen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Kein Wort weiter! Unsre halbe Stunde ist um, Marsch!

212. Wer ist Schillers Mädchen aus der Fremde?

(Ein Literaturvortrag aus dem zwanzigsten Jahrhundert.)

Von Bruder Jonathan.

Hieher berufen von dem strebsamen Geiste meiner Mitbürger, ergreife ich heute das Wort. Ich soll vor dieser Versammlung gleichberechtigter, gleichvermögender, gleichaufgeklärter und gleichdenkender Hinterwäldler einen Vortrag abhalten über den deutschen Dichter Schiller, und ich glaube das Vertrauen eines so gebildeten Auditoriums damit gleichzart und gleichdankbar erwiedern zu können, daß ich mich bei meinem ausgedehnten Thema der allergrößten Kürze befleiße.

Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts! Lassen Sie mich zwar vorher untersuchen, warum Sie wohl auch heute noch geneigt sind, einem deutschen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts eine Art praktischen Interesses zu widmen; lassen Sie mich aber dabei in keiner Sekunde vergessen, daß diese ganze Untersuchung binnen einer einzigen Stunde abgethan sein

muß. Denn an der Stunde hängt die Ewigkeit, das heißt, die Zeit ist Geld. Mein und Ihr Wahlspruch sei also: Es lebe das Handgreifliche. Unser ist die Kunst, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden uns zum Herrn jedes wissenschaftlichen Faches machen zu lassen; unser ist das Geschick, binnen der kürzesten Frist ein ganzes Californien auszubeuten. Wie man jetzt unsere Panamalinie durchläuft, bevor man noch ein paarmal die Asche von der glimmenden Cigarre geblasen hat; wie man jetzt in den Stillen Ocean hinübergeräth, ehe man sich noch den Fisch aus den Zähnen herausgestochert hat, welchen man gerade vorher im Atlantischen zu Mittag gegessen: so werde ich nun im Raume dieser kühlen Abendstunde versuchen, meinen gleichsam universellen Gegenstand von seinem Anfang bis zu seinem absoluten Ende zu durchlaufen. Ohne Anstrengung und Bemühung soll dies geschehen. Nicht eine einzige Stirnrunzel des beschwerlichen Nachdenkens soll uns dabei die Miene verunstalten. Klar wie unser Wasser, aber auch scharf, concentrirt und überwältigend wie unser Whisky sei der Gedanke. Einfach, wie ein Zahlungstermin, aber auch fix, wie ein trassirter Primawechsel, sei der Ausdruck. Jedes Wort sei ein Dollar! Und wahrlich, ich hätte entweder kein Publikum vor mir, dessen Sokratischer Wissensstolz eben darin besteht, nichts zu wissen, oder ich selber wäre unwürdig, vor solchen Knownothings das Wort zu ergreifen, wenn es mir mißlänge, diese Praktiker und Realisten der Welt, diese illusionsfreien und rektifizirten Geister, diese einmüthigen Bekenner des sich von selbst Verstehenden, diese Apostel des ausgemacht Wahren vollständig zu überzeugen, sie ohne Umschweif an das Ziel der Erkenntniß zu versetzen.

Schiller war ein wahrer Schwabe, so setzen wir fest. Was ist also leichter als diese Erkenntniß des Wahren, und wozu bedürfte dasselbe einer gelehrten Schneckengängigkeit? Schiller war ein Schöngeist, lautet ferner unser Satz. Was ist uns also einleuchtender als das Schöne, und wozu brauchte man da den faden Süßholzsaft aus der ästhetischen Apotheke? Fort also mit der philosophischen Hasenklapper, fort mit dem kritischen Fuchsschwanz der europäischen Schulfüchserei, fort mit dem Schweinerüssel des wühlenden Commentators und Conjecturenjägers, fort mit jedem getreuen Eckart und der ganzen wilden Jagd aller gelehrten Pedanten! Eitles Spielzeug des kindisch gewordenen Europa, niedriger Buchstaben-Humbug für geschulmeisterte Völker, was willst du unter uns Normalmenschen!

Hier halten wir Schillers sämmtliche Werke in der Hand, nicht etwa in der Cotta'schen, sondern in unserer eigenen Ausgabe, die

so weit über dem deutschen Druck auf nebelgrauem Löschpapier steht, die so glücklich in die Sprache der neuen Welt übersetzt ist, daß Schiller in ihr mit Vergnügen sich selbst lesen würde. Und zugleich sitzen hier um mich die Abkömmlinge jener Wackern, die ihn einst im Reutlinger Nachdruck zuerst in dieses Land gebracht haben. Sie, welche vor zwei Jahrhunderten diesen damals noch jungfräulichen Boden zuerst betraten, in blauen Jacken und gelben Stumphosen, den unvermeidlichen Nebelspalter auf dem Hartkopf, sie, die damals noch Schillers Zeitgenossen und Landsleute zugleich gewesen sind, die ächten Vollblutschwaben aus Aalen und Marbach, diese haben damals den Boden dieser Waldgegenden geklärt, und heute ist eine Saat von Vollblutamerikanern daraus entsprungen. Ihr starken Urenkel jenes wanderlustigen Suevenstammes, Ihr Nachkommen jener blutsverwandten Vettern und Schwäger von Friedrich Schiller, Ihr wisset es wohl, daß es das Jahr 1796 gewesen ist, da sich unsere Ahnen aus dem würtembergischen Neckarthale hieher begaben; Ihr wisset aber auch, daß es eben dieses Jahr 1796 war, da Schiller sein Gedicht „das Mädchen aus der Fremde“ schrieb. Ich lade euch also ein, mir nun auf das engste Gebiet dieser Untersuchung nachfolgen zu wollen; und mein heutiges Thema heißt daher:

Schillers Gedicht „das Mädchen aus der Fremde“ ist eine wahre Begebenheit des Jahres 1796.

Fahre hin, du deutsches Windei der Professorenweisheit, fahre hin, europäischer Firlefanz der Nationalliteratur! Wir besitzen bereits die Weltliteratur, unsere Poesie ist eine realistische, selbst ihre letzten und kleinsten Einzelheiten müssen so viel zu beweisen vermögen, als Cotta's Gesammtausgabe aller deutschen Klassiker zusammen beweisen kann. Denn in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, sagen wir mit Göthe. Mithin genügt uns hier ein einziges Gedicht Schillers, statt seiner sämmtlichen, weil es uns auf handgreifliche Weise über das Wesen aller Dichtkunst belehrt, darüber nämlich, daß alles Ideal ein rein realistisches ist, eine Göttin mit Haut und Knochen, eine aus Mannesrippen geschaffene, leibliche Eva.

Allbekannt ist es, Hochverehrteste, daß das Schwabenland zu jener Zeit, da es einst unsere Ahnen noch bewohnten, ausschließlich auf Viehzucht angewiesen war. Wer es nicht wüßte, der würde es aus den Würtemberger Autoren jener Jahre erfahren. „In einem Thal bei armen Hirten“ — beginnt daher Schiller, und noch im „Wilhelm Tell“ schreibt er: „Lueg, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen.“ Auch Uhland ver-

stand sich damals noch nicht auf Stallfütterung, er sagt ausdrücklich: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab, ich bin der Knab vom Berge!" Allein nach dieser Periode der Sennenwirthschaft folgte in Schwaben bekanntlich die Kultur der sauern Neckarweine. Die erste Folge dieses Mißgriffes war, daß Schiller nach Mannheim entfloh, wo man damals doch schon Pfälzer- und Hardtweine trank, und daß seine übrigen Landsleute nach Amerika die Auswanderung begannen. Die einheimische Regierung sah zwar den gemachten Verwaltungsfehler ein und suchte ihn wieder zu verbessern. Sie ließ die neuen Weinberge nach und nach wieder eingehen, an ihrer Stelle gründete sie Bibelvereine, Gesangbuchsdruckereien, Präceptorate und Zellengefängnisse. Allein der geschossene Bock blieb geschossen. Auch noch eine sogenannte schwäbische Dichterschule errichtete man hinterher. Vergebens; Schiller war bereits fort, und die übrigen Schwaben haben seitdem nicht mehr aufgehört, ihm in alle Welt nachzulaufen. Was blieb nun Schillern anders übrig bei diesem schwäbischen Exodus, als allein und für sich seiner Göttin durch die sich entvölkernden Gaue nachzugehen. Er folgte der Freiheit. Ihretwegen hatte er schon einst Arrest gehabt auf der Stuttgarter Hauptwache; ihretwegen hatte er später ohne Geld bei einem groben Schenkwirth in Sachsenhausen sich einlogieren wollen; ihretwegen wurde er dann Privatdocent in Jena; ihretwegen warfen ihm zuletzt die Jenenser Corpsbursche (ach, wie mißverständlich!) die Fenster ein.

Bei dieser Thatsache, deren polizeiliche Richtigkeit durch Hoffmeister in des Dichters Lebensbeschreibung außer allen Zweifel gesetzt ist, lade ich die Versammlung ein, ihre souveraine Verachtung gegen alle deutschen Corpsburschen durch etliche schallende Groans zu erkennen zu geben. — —

Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre rasche Bereitwilligkeit! und nachdem nun der große Schatten durch Ihre Energie hinlänglich gesühnt scheint, fahre ich ohne Unterbrechung fort. Trotz solcher Dornen gieng Schiller unbeirrt seinen Weg. In den böhmischen Wäldern bei Karl Moor suchte er seine Göttin auf, und als er sie in den spanischen Schlössern bei Don Carlos auch nicht traf, erstieg er sogar noch die vergletscherten Alpen des Wilhelm Tell. Allerdings mußte er müde werden dabei. „Vor mir liegt's in weiter Ferne, näher bin ich nicht dem Ziel!" ruft er manchmal aus. Es gab damals noch keine englisch eingerichteten Hotels in den Schweizeralpen. Aber wo immer er auf diesen weiten Pilgerfahrten einmal ausruht, auch da setzte er der Freiheit einzelne Denksteine, seine einzelnen lyrischen Gedichte. Auch sie alle zusammen wiederholen das Schlagwort unserer amerikanischen Sklavenfrage:

„Der Mensch ist freigeschaffen, ist frei,
„Und wär' er in Ketten geboren."

Nur ein Gedicht unter allen scheint bisher dieser ernstgemeinten Richtung Schillers nicht anzugehören und hat wenigstens allem Scharfsinn der Erklärer bis jetzt hartnäckig getrotzt. Hiemit gelange ich zu meinem heutigen Gegenstande, ich meine nämlich „das Mädchen aus der Fremde".

Wohl weiß ich, was man mir bereits zu entgegnen sucht. Wie? fragt mein Auditorium verwundert, du nennst diese harmlose Frühlings-Allegorie ein politisches Tendenzgedicht? Allerdings, so ist's, meine hochverehrte Versammlung! und wir wollen anticipando es zu den weiteren Triumphen zählen, die dem amerikanischen Forschergeiste bereits gelungen sind, wenn wir von der neuen Welt aus die Schätze der Alten entdecken und deuten. Beweisen wir daher nun, daß Schillers Mädchen aus der Fremde, trotz ihres dreihundertjährigen Alters, bei uns kein fremdes ist, sondern daß sie gerade jetzt ihr aktives Bürgerrecht, d. h. ihre wahre Erklärung erhält, und zwar durch und bei uns.

Aber welcherlei besondere Quellen uns bei diesem neuen Unternehmen zu Gebote gestanden haben? Eben keine! Der Amerikaner citirt nicht Europa, seine Gedanken und Resultate sind aborigine. Was auch sollte uns diese Legion der Schiller'schen Biographen und Commentatoren! Schon ihre einzelnen Namen bringen uns in Verstimmung. Ein Hoffmeister erinnert uns an den hofmeisternden Ausleger, ein G. Schwab an den schwäbelnden, ein Götzinger an den götzendienerischen, ein Viehoff — — doch wie kann man über ästhetische Ideen Schillers sprechen und dazu gar noch den Namen Viehoff haben? Verehrteste, es geschieht also in unserm gegenseitigen Einverständnisse, wenn ich dergleichen Leute mit absolutem Stillschweigen übergehe.

Wie es manche Dinge giebt,
Die ein Dichter nicht soll sagen:
Giebt es manche Namen auch,
Die ein Autor nicht darf tragen.

Zudem sind diese europäischen Literaten wahre Taschendiebe, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht das Publikum, sondern daß sie sich zusammen gegenseitig auf's Frechste bestehlen. In dem Buche des Einen wird man niemals finden, was man in dem Buche des Andern schon umsonst gesucht hat, sondern ein Jegliches sagt von dem Andern, was die

Geisterstimme Thekla's bereits darüber prophezeite: „Dorten wirst du uns auch wieder finden.“

Mithin wissen denn alle diese Schriften von dem positiven Inhalte unseres fraglichen Gedichtes gar nichts zu sagen. Aber auch die Journale, die zu jener Zeit am Brett gewesen sind, verharren hierüber in einer gleichen Unwissenheit: das Morgenblatt von H. Hauff, das Abendblatt von Th. Hell, und das Mitternachtsblatt von N. Ungewitter. Unser Mädchen stört sie nicht in ihrem Morgen- oder Abendschlummer. Und nun erst gar die Taschenbücher und Musenalmanache: der Damenalmanach, das Frauentaschenbuch, die Penelope, das Vielliebchen — wie halten diese in ihrer weibischen Eifersucht ein vorsätzliches Schweigen fest über das Schiller'sche Mädchen, über diese um so viel berühmtere Nebenbuhlerin. Und sollte man es glauben: nicht einmal die zehnte Originalauflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons läßt sich auf eine biographische Skizze über unser Mädchen ein. Dies fremde Mädchen, einst eine thüringische Landesangelegenheit, geht da gänzlich leer aus, während doch jeder thüringische Consistorialrath und jeder gothaische Märzminister in den hundertzwanzig Lieferungen dieses Lexikons mit seinem eigenen Artikelchen unsterblich gemacht wird. Wie sonderbar! Gefiel sich denn jene Periode nicht am allermeisten im literarischen Klatsch? war sie etwa nicht von der Neugier geplagt zu erfahren, wer jenes bevorzugte Brautpaar gewesen sei, von dem hier Schiller so penetrant redet? welcher Cavalier und welche Kammerjungfer an dem Weimarer Hofe wohl gemeint gewesen sei, von denen das Gedicht mit ausdrücklichen Schlußworten behauptet:

„Doch nahte sich ein liebend Paar,
„Dem reichte sie der Gaben beste,
„Der Blumen allerschönste dar.“

Diese ostensible Schlußpointe mußte doch gewißlich alle damaligen Frau Basen in ein unermüdliches Nachfragen versetzen. Und gleichwohl schweigen Erklärer, Journale, Almanache und Lexika gänzlich davon, ja selbst im Weimarer Wochenblättchen ist keine Sylbe darüber zu finden, dorten, wo doch alle Gestorbene, Getaufte und Neugetraute bis auf die großherzoglichen Strumpfweber hinab sehr pünktlich verzeichnet stehen. Es ist, als ob man sich damals das Wort darauf gegeben hätte, gerade diesen Punkt sorgfältig zu vermeiden; es ist, als ob derselbe eine jener empfindlich gewordenen Enttäuschungen enthalten hätte, die man in den Gesprächen jener Zeit gleichfalls nicht weiter mehr berühren wollte. So

erfährt man, um nur ein kleines Beispiel zu geben, durchaus nirgends mehr, was man nachher mit der Figur der Germania in der Frankfurter Paulskirche machte, als man daselbst keine politischen Vorlesungen mehr hielt; oder was aus Eisele und Beisele geworden ist, nachdem diese Volkslieblinge in Wien und Berlin polizeilich ausgewiesen waren.

Man wollte also entweder ein Alle belästigendes, offenbares Geheimniß nicht mehr weiter sagen, oder auch man konnte es bald hernach schon nicht mehr sagen. Beiderlei war möglich. Daß nun aber dabei ebensowohl das nationale Zartgefühl als auch die gröbste Unwissenheit brüderlich Hand in Hand gegangen sind, dies ist in der Geschichte europäischer Staaten nichts Seltenes und wird sich für unsern Fall sogleich erweisen. Denn indem wir uns jetzt anschicken, dieses Gedicht in's Reine zu bringen, dieses zweite „verschleierte Bild zu Sais" zu enthüllen, heben wir wirklich den Schleier von einem großen europäischen Geheimnisse. Und damit gehört uns Amerikanern der Ruhm an, jene Schiller'sche Literaturepoche von einem alten historischen Aberglauben gesäubert zu haben.

Wer also war oder ist Schillers Mädchen aus der Fremde? Man sagt die Poesie; unmöglich! Nicht aus der Fremde kam damals die deutsche Poesie, sondern sie gieng eben in die Fremde. Winkelmann starb in Triest, Göthe lief auf Vesuv und Ätna herum, Lessing verlor in Livorno seine größte Bücherkiste, Nicolai wurde von einem Mailänder Hôtelfloh unbarmherzig gestochen, Seume zerriß sein letztes Paar Stiefel auf einem Spaziergange nach Syrakus. Und in eben diesem Syrakus liegt Platen begraben, Waiblinger liegt in Rom, Heine mit noch andern deutschen Poeten in Paris. Damals also kam wahrlich die deutsche Poesie nicht als ein Mädchen aus der Fremde, sondern sie gieng erst als der leibhaftige Peter in die Fremde. Und nach diesem letzteren Namen würde sicherlich auch Schiller ein Gedicht über die damalige Poesie betitelt haben. Wer aber sollte überdies dabei jenes „liebende Paar" sein, das sich am Schluße jenes Gedichtes so reichlich — und zwar von der angeblichen Poesie — beschenkt sieht? Von unserer Dichtkunst konnte Niemand beschenkt werden, diese war damals so bettelarm, daß sogar Göthe „sein Brod in Thränen aß". Beim einzigen Uhland findet sich einmal ein saftiges Metzelsuppenlied — aber nur neben einem andern „auf einen verhungerten Dichter". Wer also soll nach solchen Widersprüchen jenes liebende Paar sein? Sagen wir es gerade heraus! Niemand anders war und ist es, als Bonaparte und Josephine.

Betrachten wir zu diesem Zwecke jene Zeitlage etwas genauer.

Schiller hat sein Gedicht in dem denkwürdigen Jahre 1796 geschrieben. Am 19. März desselben Jahres schloß der 26jährige Bonaparte die Civilehe mit Eugenie Josephine Beauharnais; und zehn Tage nach dieser Vermählung gieng er mit Überwindung seiner leidenschaftlichen Liebe als Oberbefehlshaber der Armee nach Italien ab. Blitzartig schnell errichtete er hier drei Republiken nacheinander: die Cispadanische, die Transpadanische und die Cisalpinische, und nachdem er die Halbinsel vom Feinde gesäubert hatte, berief er alsbald seine geliebte Josephine zu sich in sein Hauptquartier Montebello. Bis Turin war ihr der Marschall Marmont entgegengeschickt und war dorten Zeuge der Aufmerksamkeit, welche der sardinische Hof an die junge Frau verschwendete; Murat und Junot begleiteten sie hierauf nach Mailand. Da drängten sich wetteifernd Monarchen, Diplomaten und Generale an das improvisirte Hoflager, um dem seltenen Ehepaar aufzuwarten. Man bereitete eine Reihe glänzender Feste. Hier also hat man bereits das liebende Paar, dem der Gaben beste und der Blumen allerschönste dargereicht wird. Von wem? Von Schiller selbst. Doch wir wollen uns nicht selbst vorgreifen, sondern halten uns vorerst noch an die vorliegende Situation.

Bonaparte's unermeßliche Erfolge waren das Werk weniger Wochen gewesen. Italien war befreit. Die Republik hatte sich vom Sicilischen Pharus ausgedehnt bis Finisterre. Ein noch jünglingshafter Sieger sammelte den Ruhm, die Bewunderung und Hoffnung der ganzen Welt auf sein bürgerliches Haupt. Nun aber zeigt er, daß er auch innig zu lieben vermöge. Eine verlassene, unbekannte Frau — „man wußte nicht, woher sie kam", sagt Schiller — hebt er zu seinem Glanze empor. Er ist ein so zärtlicher Ehemann, daß er die Todesgefahren bei Arcole und Marengo nur deßhalb bestanden zu haben scheint, damit er den italienischen Frühling, der jenseits dieser Schlachtfelder liegt, seiner Erwählten zeigen könne, „sobald die ersten Lerchen schwirrten". Dann erscheint sie in den ihr noch fremden Thälern, „sie war nicht in dem Thal geboren". Aber da ist sie die einfache Gattin des neuen, des modernen Alexander, sie ergeht sich freundlich unter der Schaar der Greise und Jünglinge, die nun durch das Geschenk der Freiheit neu aufleben.

„Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
„Ein Jedes gieng beschenkt nach Haus."

Sie mischt sich unter die Tänze „der armen Hirten", die aus ihren Bergamaskerthälern hieher gekommen waren, um da den Mann zu

sehen, dessen Sprache die ihre war, und sein Weib, deren Herz empfand wie ihres. Daher ist Schiller ganz berechtigt zu sagen:

„Und alle Herzen wurden weit,
„Doch eine Würde, eine Höhe
„Entfernte die Vertraulichkeit."

Denn des italienischen Volkes feiner Takt weiß auch jetzt noch zwischen lästiger Zudringlichkeit und natürlicher Ehrerbietung in seiner Liebe gegenüber großen Personen wohl zu unterscheiden.

Eine neue Freude für das italienische Volk ließ nicht lange auf sich warten. Während dieses Aufenthaltes in Montebello nämlich verheirathete Bonaparte seine zweite Schwester, die reizende erst 16jährige Pauline an einen Landeseingebornen. Sie ist unter dem Namen der Fürstin Borghese bekannt geworden. Gerade noch einmal so alt als diese Braut, war damals Napoleons Gemahlin. Marschall Marmont erzählt uns in seinen Memoiren, daß Napoleon damals in seinem siebenundzwanzigsten Jahre stand, die Frau von Beauharnais aber schon über das zweiunddreißigste Jahr hinaus war. Und Schiller, sollte er dieses Mißverhältniß nicht gekannt, in seinem Gedichte es ganz verschwiegen haben? Keineswegs. Er entschuldigt vielmehr das überwiegende Alter Josephinens damit, daß er das Mädchen mit jedem weiteren Altersjahre abermals „neu, schön und wunderbar erscheinen" läßt. Nicht aber war dieses etwa eine poetische Figur, eine dichterische Artigkeit oder eine dem Napoleonischen Liebesfeuer erlaubte Selbsttäuschung. Schillers Wort gründet tiefer. Sein Gedicht ist freilich eine epithalamische Allegorie auf Bonaparte's Hochzeit, allein es ist noch mehr. Der Poet feiert darin zugleich dasjenige Liebesbündniß, welches nach seiner Erwartung Europa nun mit der Freiheit schließen sollte. Und hier treffen wir jenen politischen Punkt wieder, welcher uns Amerikanern bei der Verwerthung aller Dichter überhaupt gilt. Denn Schiller hielt solcherlei Dichtungen, denen man sonst nur geringeren Werth beizulegen pflegt, gerade für die wirksamsten Mittel, um sein Publikum behutsam vorzubereiten auf die kommenden folgenschweren Ereignisse, die im Schooße jener Tage lagen. Er hat es in dem gleichen Jahre, da diese Allegorie entsteht, dem Publikum auch im Wallenstein bemerkt; es seien, sagt er, ihm solcherlei hindeutende Mittel:

„Nicht unwerth des erhabenen Moments
„Der Zeit, in der wir strebend uns bewegen."

Zwar im damaligen Deutschland wurde ein solches Tendenzgedicht anfänglich kaum begriffen, um so rascher aber in dem damals republika-

nischen Frankreich. Bald erfolgte daher dorten eine für deutsche Dichter höchst seltene Auszeichnung: Schiller wurde mit dem Ehrendiplom des französischen Bürgerrechts beschenkt. Die Deutschen dagegen sahen in dem Gedichte ein hartes Räthsel, an dem sie sich verschiedenartigst den Kopf zerbrachen. Ist Josephine mitgemeint, sagten sie, so kann diese Gemahlin des französischen Obergenerals unmöglich als ein Mädchen vom Gedichte angeredet werden. Das Wort Mädchen könne also nur ein Druckfehler für Dämchen sein. Dämchen aber, schlossen sie, durfte eine Dame gar wohl betitelt werden, in welcher bereits Frankreichs inskünftige dominirende Madame so deutlich ausgesprochen lag. Ja, fuhren sie fort, mit dieser fein ausgedrückten Artigkeit war den heimlichen imperatorischen Wünschen Bonaparte's ohnedies schon ein Wohlgefallen abzugewinnen.

Eine Primadonna der italienischen Freiheit und ein Dämchen Vorwärts der deutschen hatte nun Schiller in seinem Mädchen aus der Fremde allerdings gemeint. Doch waren diejenigen deutschen Freunde, die seinem Gedichte damals in's Herz zu sehen vermochten, nichts weniger als zufrieden damit. Sie ärgerten sich über den Wortlaut, über die Absicht, über das Ganze; aber sie waren zur Vorsicht genöthigt, und ihre wegwerfenden Äußerungen blieben im damaligen Publikum ebenso unverstanden, wie Schillers Original-Verse. Göthe ließ alsbald eine Parodie auf das Produkt seines Freundes drucken, worin er dem vergötterten Napoleon und seiner Ehehälfte unsauber mitspielt:

„Es war ein Knabe frech genung,
„War erst aus Frankreich kommen,
„Der hat ein armes Mädel jung
„Gar oft in Arm genommen“ u. s. w.

Man bemerkt wohl, wie sich hier der aristokratische Hohn bereits darüber ausläßt, daß Josephine früherhin in dürftigen Verhältnissen gelebt hatte. Aber auch als Mädel ist sie geradezu traktirt, um eben jene Mesalliance recht deutlich hervorzuheben, die nach langem Spotte der Höfe endlich doch zu jener Ehescheidung geführt hat, welche das leidige Ende einer zu ungleichen Wahl bleibt. Göthe nennt den ganzen Schritt knabenhaft, wie ja auch die österreichischen Knasterbärte, die Napoleon im Felde schlug, noch lange nachher von einem unbärtigen Knaben zu reden pflegten. Und Schiller? Auch seine poetische Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Er sah ein, daß die Göttin der Freiheit zwar ein Weib sei, daß aber weder Mädchen noch Damen Freiheitsgöttinen werden. Er merkte seinen Rechnungsfehler. Einer Stuttgarter Officierswitwe zu

Liebe hatte er einst „Laura am Klavier" gedichtet. Dies gieng an. Aber nicht erlaubt war es, einer französischen Generalswitwe wegen, die dann zu einer Frau Konsulin avancirte, über die Zukunft Europa's zu phantasiren. So aber pflegt es zu gehen. Den Frauen zu Liebe hatte er „die Würde der Frauen" gesungen, ihnen zu Liebe den dreißigjährigen Krieg im „Kalender für Damen" 1791 geschrieben; für sie hatte er sogar zwei Bücher der Äneide aus dem Lateinischen übersetzt. Gerade so übersetzte der alte Voß in Heidelberg sein Lateingedicht über den römischen Landbau gleichfalls für die Damen; dann schreibt er noch eine Abhandlung über den Lateinhexameter bei und sagt dann schließlich mit naiver Verwunderung: „Was doch die Damen aus uns machen können!" Aber Schillers Latein und Geduld war nun zu Ende. Sein Held entpuppte sich als Soldatenkaiser und dessen Frau ließ sich vom Papste krönen. Noch einmal wendet sich der Dichter an die falsche Göttin, aber nun ist's sein Absagebrief. In dem Gedicht „der Handschuh", das ja ausdrücklich am französischen Hofe spielt, beweist er, daß er kein Vergötterer herrschsüchtiger Kaiser und ihrer stolzen Gemahlinen ist. Als Ritter Delorges wirft er beiden den Fehdehandschuh hin, und sendet der Kaiserin sein französisches Bürgerdiplom mit den Worten zurück:

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"

Ein Glück für Schiller, daß er schon 1805 starb. Ein Jahr darauf siegte Napoleon bei Jena, wollte Halle der dortigen Professoren wegen an vier Ecken anzünden und niederbrennen lassen, plünderte in Weimar, woselbst Göthe einen Moment kriegsgefangen war. Er würde an Schiller'n schwere Rache genommen haben. Sein Grabmal konnte er indessen nicht zerstören, pfiffig hatten die Deutschen es im Voraus unterlassen, dem Dichter eines zu bauen.

Unausgeführte Aufgaben zu humoristischer Behandlung.

213. Meister Ungeschick auf seiner Vergnügungstour zwischen dem Wartsaal und dem Waggon dritter Klasse.

214. Der Reiseausflug eines Mißtrauischen.

215. Neu angestellte Versuche eines Murrkopfs, sich gründlich satt zu ärgern. — Campe ärgerte sich über die Zwecklosigkeit des Schaffhauser Rheinfalls, Pastor Götze sich über Lessings Nathan, Herder sich über Göthes Eugenie, Nicolai sich über einen Mailänder Floh; warum sollte man sich nicht über alles Erdenkliche zu tod ärgern können?

216. Der Naturalegoist. Da die Nachwelt noch niemals etwas für uns gethan hat, so sind wir auch nicht verbunden, viel für die Nachwelt zu thun.

217. Die Rolle der Nase in der Weltgeschichte. Rudolf I. von Habsburg belagerte 1273 Basel, weil der Bischof und Herr dieser Stadt über des Grafen lange Nase gespottet hatte, und erhielt darüber die unerwartete Nachricht, daß er einstimmig zu Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt sei. Die Weltgeschichte würde nach Cäsars Tode, meint Momsen (Röm. Gesch.) wohl ein anderes Aussehen angenommen haben, wenn die Nase der Cleopatra um einen halben Zoll länger oder kürzer gewesen wäre.

Special=Register.

Erste Abtheilung.

Gleichniß und Räthsel, Erweiterung und Umschreibung.

22. Jeder hat seine besonderen Reliquien zu verehren: religiöse, kirchliche, geschichtliche, wissenschaftliche, künstlerische, heimatliche, familiäre, freundschaftliche, idealgedachte. Beispielsatz von Leop. Schefer.
23. Was ist die Großthat? nach Bog. Goltz.
24. Ein König sein! von Leop. Schefer.
25. Du siehst die Welt, wie du sie denkst. Von Leop. Schefer.

Zweite Abtheilung.

Beschreibung, Erzählung und Fabel.

Vorerklärendes sammt pädagogischen Zeugnissen.

26. Die Naturbeschreibung, ermessen an Göthes Briefstellen über den Schaffhauser Rheinfall und an Lavaters gleichnamigem Gedichte.
27. Ein Bauerngärtlein in Oberdeutschland.
28. Wie soll mein künftiges Landgut sein? Erzählung statt der ziellosen Beschreibung; ein Arbeitswink gegen das phantastische Übermaß der Wünsche.
29. Hutten und Rousseau, die beiden politischen Robinsone auf ihren einsamen Inseln lebend.
30. Der Grundriß unseres Heimatsortes. Andere Fassung desselben Stoffes: Welches waren die Bedingungen, unter denen unsre Vaterstadt entstand, und welches sind die ihres heutigen Bestandes?
31. Der landschaftliche und culturgeschichtliche Contrast unserer linken und rechten Stromseite.
32. Beschreibung eines Rittergrabmals in der Kirche einer Abtei.
33. Der Thürmersknabe, aufwachsend auf einer Schloß- oder Stadtwarte, oder auf dem Leuchtthurme einer Nordseeinsel.
34. Der Weidmann, ein sittengeschichtliches Charakterbild.
35. Die ständigen Hausirerfiguren auf unsern Jahrmärkten: Fleckenputzer, Magnethändler, Zundelkrämer, Mordthaten- und Erdbebensänger, Wichseverkäufer u. s. w.
36. Beschreibung der alterthümlichen Weihgeschenke und Votivbilder in unserer katholischen Ortskirche.
37. Schicksale einer Feldflasche, geschrieben im Jahre 1813.
38. Bilderbeschreibung. Anleitung dazu. Göthes Romanze, der Sänger, als ein auf einer Ausstellung gesehenes Ölbild beschrieben; nach Wilh. v. Humboldt.
39. Beschreibung der sinnbildlichen Darstellung der deutschen Heldensage, nach den Umrissen der Kaulbachischen Treppengemälde.
40. Auferweckung des Sohnes der Witwe durch Elisa; nach Schnorr von Carolsfeld Bibel in Bildern.
41. Wie erzählt der Dichter, wie der Chronist denselben Stoff? analysirt an Uhlands „Graf Richard ohne Furcht" und der von ihm hiefür benützten Reimchronik.
42. Die Entstehungsgeschichte von Mozarts Requiem. Geschichtliche Erzählung; Angabe, wie dieselbe in Dialog zu bringen und abzuschließen ist.

Dritte Abtheilung.

Analyse von Sprichwörtern und Redensarten.

Vierte Abtheilung.

Streitfragen und Kampfgespräche.

72. Ob Leiden eine Prüfungsschule sind.
73. Sind die Thiere des Menschen wegen geschaffen?
74. Alt will Jedermann werden und Niemand sein.
75. Wie überzeugt man den Aberglauben von dem Ungrunde seiner fünf Erbsätze: 1) Hilft es nichts, so schadet's nichts. 2) Es hat halt nicht anders sein sollen. 3) Besser, man glaubt zu viel als zu wenig. 4) Die Vorfahren haben es gleichfalls nicht anders geglaubt. 5) Die Gelehrten wissen auch nicht Alles.
76. Wenn der Vater das neugeborne Kind aussetzen durfte (in Sparta, Island), so durften auch die Kinder den altersschwachen Vater tödten. Wohin alsdann mit der spartanischen und anderweitigen Ehrfurcht vor dem Alter?
77. Warum ist die vom politischen Leichtsinn so oft wiederholte Äußerung falsch, daß Menschen, die ihre Rechte nicht fühlen, nicht kennen und auszuüben wissen, auch keine Rechte zu haben verdienen?
78. Der Katholik befragt den Protestanten: Wozu deine Ortskirche, welche dir die Woche über verschlossen bleibt, während ich in meiner stets offenstehenden tagtäglich beten kann?
79. Schiller konnte auch nicht griechisch, Shakespeare war auch ohne Schulung aufgewachsen, gleichwohl wurden Beide mitten unter ihren gelehrten Zeitgenossen Muster und Vorbild. Wozu also noch auf die lange Schulbank sitzen und griechisch lernen?
80. Welche Hochschule soll ich nun beziehen, eine erster oder dritter Größe?
81. Statuensetzungen, angefochten vom Philistergeist.
82. Ist das Gebirge oder der Strom die historische Trennungsmarke der Völker? Erster Theil: Gebirge trennen; zweiter: Ströme einigen.
83. Seestadt oder Binnenstadt, wo gravitirt die Zukunft, in London oder Rom, in Hamburg oder Prag?
84. Wer bleibt zuletzt der Stärkere, das Schwert oder die Schreibfeder?
85. Wettrede um den Preis zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande.
86. Wenn die Burgen zerfallen, so wachsen die Städte und Bürger.
87. Die sittlichen Gebrechen der guten alten Zeit, und die verkehrte Welt in Sitte und Mode der Neuzeit.
88. Wie konnte das Alterthum standhaft an eine Nemesis glauben und zugleich offenbare Bösewichte in Glück und Ruhm ruhig hinsterben sehen?

Fünfte Abtheilung.

Rhythmographie, Reimgedicht, metrische Übersetzung und Parodie.

Einleitendes nebst pädagogischen Zeugnissen.

89. Rythmographischer Abschnitt. Die rhythmischen Perioden und strophischen Gliederungen aus Schillers Beschreibung der Schlacht bei Lützen.

Bd. 15, S. 142—156 sind ohne Wortumstellung und Constructionsänderung des Originals anzuschreiben in Form von wirklichen Verszeilen und Strophentheilen, begleitet mit ihrem metrischen Schema.

90. Die naturbeschreibende Periode aus Göthes Werther, Bd. 16, S. 73—75 ist in anapästischen Zeilen abzugliedern und anzuschreiben.

Drei Aufgaben ähnlicher Art, nachgewiesen aus Schillers und Göthe's Prosa.

91. Alliterations-Abschnitt. Alliterirende Strophen, nachgewiesen in Schillers Götter Griechenlands.

92. Die Alliterationsstellen in Platens Reimgedicht, das Grab im Busento, sind nachzuweisen und in ihrer grammatischen Wirksamkeit einzeln zu erklären.

93. Die Alliterationsstellen aus Platens Trimetern: Philemons Tod.

94. Abschnitt stufenweise angelegter Reimübungen. Bild der Heimatlichkeit, ein Spruch von Fr. Rückert, zurückzusetzen aus der diktirten Prosaform in die ursprüngliche Form der reimenden Alexandriner Verspaare.

95. König Dagobert, erzählendes Gedicht von Fr. Halm, aus dem Prosadiktat in die vorgeschriebene Strophen- und Reimform zurückzusetzen.

96. Kern und Schale, von Anast. Grün, aus dem Prosadiktat umzusetzen in die vorgeschriebene Strophen- und Reimform.

97. Der Bräutigam und die Birke, von Pfarrius. Neun Prosasätze werden in eben so viele anapästische gereimte Verspaare umgesetzt.

98. Das neue Leben, ein jambischer, reimloser Spruch von Leop. Schefer, ist in strophischgeordnete Reimzeilen umzuwandeln. Proben metrischer und strophischer Varianten zu dieser Bearbeitung.

99. Vor Sonnenaufgang. Sechs Leitsätze, in ebensoviel metrische Vierzeilen auszuführen.

100. Redende Bäume. Nachzuerzählen in reimlosen Jamben oder Trochäen.

101. Eine Vierzeile wird zur metrischen Achtzeile erweitert und damit zugleich in ihrem Gedankengehalt verdeutlicht und vervollständigt.

Abschnitt metrischer Übersetzungen aus Fremdsprachen. Pädagogische Zeugnisse über Zweck und Nutzen solcher Schulaufgaben. Hinweis auf fernere zu solchen Schulzwecken geeignete kürzere Einzelstücke.

102. La feuille, p. Arnault. Französisch und deutsch.

103. Prosperi Tyronis exhortatio. Lateinisch und deutsch.

Abschnitt erzählender Stoffe zur Einkleidung in hexametrischer Form.

104. Freundes- und Muttertreue, aus einer Predigt Geilers von Kaisersberg. In Distichenform.

105. Legende von der Entstehung des Kirchenliedes Media vita.

106. Die Göthe'sche Schlaguhr an des Dichters 70. Geburtstag.

107. Der Kindersonntag und die Sabbathsruhe.

108. Ende des Norwegerkönigs Olav Tryggweson.

109. Der Frühling und die Todten, ein Spruch von Leop. Schefer, umzustellen in das elegische Versmaß.

Abschnitt der Parodien. Gedichte, durch Schule und Schulbuch allbekannt, werden unter Beibehaltung ihrer Diction und ihrer Vers- und Reimform auf einen ihnen selbst entgegengesetzten Gegenstand oder Zweck angewendet und in dieser scherzhaften Verkleidung zu einem neuen Inhalt gebracht.

110. Die Klosterbibliothek zu A. — Parodie von Fr. Stolbergs Das Zeughaus zu Bern. Mit probeweiser Ausführung.

111. Die Wünsche der Abendländer am Sprachgitter des Himmels, Parodie von Schillers Theilung der Welt. Skizzirt nach Martinez de la Rosa.

112. Der Deutsche während der Entdeckung von Amerika. Parodie von Schillers Theilung der Welt. Historisch skizzirt.

113. Der Orgelmann auf dem Bauernhofe; nach der Ideenfolge und Strophenform von Göthes Romanze, Der Sänger.

114. Der alternde Schweizerbauer übergiebt das Heimwesen seinem Sohne; nach Form und Ideenfolge des Stolbergischen Liedes: Sohn, hier hast du meinen Speer.

115. Die metrische Correctur des Gedichtes Die Zigeunerin von Alb. Knapp. Probearbeit für Schulcorrecturen.

116. Der Pilgrim von St. Just, von Platen, übertragen auf Kaiser Heinrich IV.

Sechste Abtheilung.

Sittengeschichtliches.

117. Die Trägheit, oder wie stimmt doch die allgemeine Klage über Langeweile zusammen mit der andern über die Kürze des menschlichen Lebens?

118. Bei Philippi sehen wir uns wieder! Dem Römer diente ein schwermüthiger Aberglaube zur Rechtfertigung eines sonst unbegreiflich verfahrenden Schicksals, während eben derselbe Aberglaube in der neueren Zeit wiederkehrt, um da meist freudige Aussichten zu eröffnen oder zu verbürgen.

119. Die Realität der Hypothese, dargestellt an Schillers Epigramm, Columbus.

120. Leichtgläubigkeit, Schwergläubigkeit und Aberglauben. 1) Man glaubt, was man wünscht. 2) Man glaubt, was man befürchtet. 3) Man glaubt, was man weder hofft noch fürchtet.

Anhang. Wie man den vorhandenen Aberglauben theils zu entschuldigen, theils öffentlich und augenfällig zu zerstören meint.

121. Die Gedächtnißkraft von ehedem und von heute.

122. Warum sollte man nicht eben jetzt wieder die Regierung um Erlassung neuer Luxusgesetze angehen?

123. Die Schonung gegen Thiere aus sittlich religiöser Pflicht.

124. Die Prädikate, welche die allgemeine Anschauung und der Volksglaube den verschiedenen Thieren giebt. Spielart derselben Aufgabe: die unter uns Menschen bestverleumdeten Thiere.
125. Die Thierquälerei. Durch das Gesetz gegen Thierquälerei sind die Thiere zwar unter Polizeischutz gestellt, aber zugleich ein guter Theil der Menschen unter „Polizeiaufsicht." Der Hund in der Redensart des Romanesen und des Deutschen.
126. Welche Rolle spielt das Thier in unserer Landschafts- oder Ortsgeschichte. Landesgeschichtliche, kirchengeschichtliche Beziehungen, bürgerlich-familiäre Richtung.
127. Man thut das Gute um des Guten selbst willen.
128. Lernen und Können (nach Fr. Rückert).
129. Das Mitleid. Geschichtlicher Erweis, daß das wahre Mitleid, bestehend in Milde gegen den Armen und in Schonung des Schwachen, weder den Einrichtungen des antiken Staates zu Grunde lag, noch von den frommen Stiftungen des Mittelalters umfassend geübt werden konnte, sondern erst eine Frucht neuzeitlicher Bildung ist, welche nun dem friedlichen Bestande jedes einzelnen Volkes zu gut kommt. (Nach Gutzkows Gedächtnißspruch Die Karavane.)
130. Die wiederholt angeschuldigte deutsche Studentenschaft.
131. Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn sie sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann, auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken. Göthe 49, 121.
132. Der gemüthlich verschiedenartige Eindruck des alterthümlich wohlerhaltenen Stadtgebäudes gegenüber dem modisch zugestutzten.
133. „Seien wir nicht neidisch auf die Zeit!"
134. Die gerade Linie ist nicht immer die kürzeste. Lessing. — 1) Nachgewiesen in der politischen Geschichte. 2) In dem Entwicklungsgange der deutschen Literatur gegenüber der altskandinavischen.
135. Vormals Jetzt und Künftig. Betrachtet aus dem Standpunkte der Technik.
136. Die gebotene und die falsche Nachahmung in Künsten und Wissenschaften.
137. Das Einfache ist zugleich das Schöne, bewiesen aus dem Trachtenbuche.
138. Bruder Fridolins Kranzrede beim Neubau des auf dem Alpenpaß errichteten Hospitiums.
139. Unsern germanischen Voreltern war der Baum Alles: Rathhaus und Richtstatt, Waffenhalle und Festung, Wohnung, Wiege und Grab, Tempel, Orakel und Elysium.

Siebente Abtheilung.

Sprachgeschichtliches.

140. Die Begrüßungsformeln in unsern modernen Sprachen. Variante: Die Begrüßungsformen verschiedener Völkerschaften.

141. Unsre landschaftlichen Betheuerungs- und Schwurformeln, betrachtet nach Beispielen aus der landschaftlichen (in dieser Ausführung nach der Aargauer) Mundart.

142. Sehen und Hören.

1) Welche Erkenntnisse werden im Deutschen ausgedrückt mittels des Begriffes Sehen, Blicken, Schauen, Spähen, Achten?

2) Wie vollzieht sich eben derselbe geistige Vorgang mittels des Gehörsinnes und drückt sich in entsprechenden Wortreihen aus?

3) Wie ergänzen und vertreten sich diese beiden Sinne in Wirklichkeit, indem ihre Thätigkeit in einander übergeht, wie drücken sich ihre Uebergänge durch synonyme Wortverhältnisse aus?

4) Jeder einzelne Sinn unterstützt das Gedächtniß. Welcher Grad des Erinnerungsvermögens drückt sich wohl in dem untergeordneten Sinne des Geschmackes und Geruches auf anschauliche Art aus?

143. Prüfung der sechserlei Gründe, auf welche die lateinische Kirchensprache das Gebot und die Nothwendigkeit ihres ausschließlichen Fortbestandes auch in Ländern deutscher Zunge stützt.

144. Das zwiefältige Urtheil über den Werth der Mundart.

1) Die Mundart ist ein geschichtliches und nationales Erbgut, ihr Studium erweitert den Umfang unsrer Gesammtsprache und ist ein Schlüßel zum Verständnisse unsrer Vorzeit und Gegenwart.

2) Die Mundart ist nur ein Abfall von der Gesammtsprache, verhindert den richtigen Gebrauch derselben und ist längst kein Mittel mehr schriftlicher und künstlerischer Darstellung.

145. Der angebliche Reichthum der deutschen Sprache, worinn soll er bestehen?

146. Das Fremdwort und der Sprachpurist.

1) Göthes Romanze, der Sänger, enthält mehrere dem romanisch-hövischen Geiste dieser Dichtung unentbehrliche Fremdwörter.

2) Entwicklung deutscher Wortformen und neuer Wortbegriffe aus einer Reihe alt- und mittellateinischer Wörter.

3) Das Fremdwort in der Sprache religiöser Erbauung.

4) Dasselbe im deutschen Staatsleben.

5) Der auf seiner öden Sprachinsel von allen Menschensprachen abgeschnittne Robinson, das Geisteskind des Hamburger Puristen Campe, erwehrt sich vergebens des Besuches, mit dem ihn hier seine deutschen Fremdwörter überlaufen.

147. Die Wortwurzel — hab. Oder wie pflegt der Sprachphysiologe sich den Schritt zu denken, der vom Sprachlaut bis zur Wortwurzelbildung führt, und was erwiedert darauf Sprachgeschichtliches der Philologe?

148. Das orientalische Märchen von dem Ursprung, dem Alter und der Verwandtschaft der Sprachen.

149. Die Namensvettern Humboldt und Garibaldi, oder das Adverb bald in Personen- und Ortsnamen.

150. Das absprechende Urtheil über Schönheit oder Rohheit einer Sprache.

Engere Fassung der Aufgabe: Wie taxiert man in unsrer Landschaft die verschiedene Mundart oder Ausdrucksweise der einzelnen Bezirke?

151. Die Tonschilderung in Verben und Interjectionen.
Die Thier- und Menschenstimme und der Schall des mechanischen Geräusches läßt sich durch die fünferlei Grundvocale sprachlich in eben so viele Tongruppen zerlegen und wird durch das tonschildernde Zeitwort zu seiner specifischen Ausdrucksweise gebracht. Also zerlegt sich das hier einschlägige Wortmaterial in fünferlei vocalische Wortgruppen, deren jede mittels ihres Einen Grundlautes die dreierlei Ausdrucksweisen angiebt: der menschlichen Rede, der thierischen Stimme und des elementarischen oder mechanischen Geräusches.

152. Geist, analysirt nach dem Wort- und Begriffswerthe.
1) Ueberirdisches und unterirdisches Wesen, Gespenst.
2) Unsichtbar wirkende Lebenskraft, Weltseele.
3) Denkkraft und Gesinnung.
4) Persönlicher Werth, Kleingeist.
5) Unwägbares Wesen der Dinge, Essenz, Spiritus.
6) Das Beste einer Sache: Extract; eines Zeitraumes: Genius.

153. Aufzeichnung der Local- und Flurnamen des Bannkreises oder Weichbildes unseres Heimatsortes, nach der Reihe der Orts- und Flurtheile oder Ackerzelgen geordnet. Anordnung:
1) Culturgeschichtliche,
2) Grammatikalische Seite dieser Sammelarbeit. Welcherlei mundartliche Umdeutschung erleidet dabei der Fremdname?

154. Geht ein Volk mit seiner Sprache zugleich auch seiner Nationalität verlustig?

155. Ueber die deutschen Personennamen.
1) Was scheint mein eigner Vor- und Zuname auszudrücken.
2) Ueber die entsprechende Beschaffenheit der Namen deutscher Autoren, der Titel ihrer Werke und der darin benannten Hauptpersonen.

156. Eines Volkes Denk- und Handlungsweise ist auch aus dessen Sprache erkennbar; oder wie drücken einzelne Sprachen die Begriffe Fromm und Nüchtern aus?

Achte Abtheilung.

Literaturgeschichtliches.

157. Herstellung der richtigen Strophenfolge des Volkliedes, Die drei Röselein. Anhang. Unter welchen Verhältnißen entstehen Volksdichter und gedeihen neue Volkslieder.

158. Das volksthümliche Lied des Kunstdichters, entwickelt an Uhlands Gedicht, die Nonne.

159. Unsre Dichtersoldaten und Soldatendichter im achtzehnten Jahrhundert.

160. Die Literaturgeschichte unterscheidet weltliche und geistliche Dichter von Profession, hat aber bis heute über das künstlerische Werthverhältniß beider Gattungen einen auffallend großen Unterschied gemacht. Darzu-

stellen an Gellerts religiösen Liedern. Angegebene Situation: Der siebenzehnjährige Student Göthe meldet aus Leipzig die Ergebnisse seines letzten Besuches beim Prof. Gellert.

161. Abkunft und sittlicher Werth des deutschen Kirchenliedes im achtzehnten Jahrhundert.

162. Die menschlichen Schwächen des großen Mannes, Helden oder Dichters. Anders formulierte Aufgabe: Man sieht des Menschen Persönlichkeit nicht mehr vor der Größe seiner That.

163. Nicht wie haben unsre Dichter gelebt, sondern woraus hatten sie zu leben? Andere Fassung: Wird die Geistesarbeit für den deutschen Autor des 18. Jahrh. eine lohnende und aneifernde gewesen sein, wenn selbst noch Göthe's Epigramm seufzt: Ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt!

164. Göthes Schriften sind sein Leben. Nach einem Satze Lessings über Martial.

165. Wer ist und bleibt Klassiker unter den National-Schriftstellern?

166. Klopstocks Ode, Der Zürchersee, ein Denkmal der hohen Freundschaftsfähigkeit und persönlichen Treue des Dichters. Andere Fassung: Je mehr die Freundesbedürftigkeit in dem persönlichen Leben unsrer nationalen Dichter und Weisen maßgebend wird, um so mehr erhöhen und verwerthen sich gleichzeitig bei uns die Begriffe von Vaterland, Gottesglauben und Ideenwerth.
Mit biographischen Zügen und Beispielen.

167. Wo der Erzählungsstoff abbricht, da fängt des Dichters Product an, oder Schillers Ritter Toggenburg, eine Leistung allein des dichterischen Erfindungsvermögens. Beigabe: Die Quelle der Legende Ida v. Toggenburg.

168. Schillers Ballade, der Kampf mit dem Drachen; ihre historische Quelle, ihr mythologischer Gehalt und ihr ethischer Kern.

169. Die Achilleus-Ferse und die Sigfridsschulter; oder wie schützt man die Grundzüge epischer Dichtung gegen die Einwürfe des Verstandes. Zur Lectüre der Ilias und der Nibelungen.

170. Des Schriftstellers Geburtsort. Man darf großer Männer Heimat und deren Umgebung nicht unbeachtet lassen, wenn nicht wesentliche Elemente in ihrer spätern Entwicklung unverstanden bleiben sollen. Nachgewiesen an Jean Paul Richter und Hebel.

171. Der Deutsche ein Naturfreund. Wodurch wurde das Naturgefühl beim deutschen Volke ein vorzugsweise gesteigertes und verewigte sich allgemein in der Feier der Jahreszeiten, speciell in den Thiermärchen, scenischen Spielen, Frühlings- und Ernteliedern, Landschaftsgemälden und naturbeschreibenden Werken?

172. Göthes prädikative Skizze der Literatur-Epochen von 1750 bis 1820 ist zu ergänzen durch Beifügung der betreffenden Autoren, Werke und geschichtl. Thatsachen.

173. Hat man nach dem literarischen Zeitalter, oder nach dem in ihm geistig herrschenden Individuum zu rechnen.

174. Warum stockt die poetische Literatur der Gegenwart und findet auch mit guten Produkten keinen allgemeinen Erfolg mehr? Beantwortet aus der Betrachtung verwandter Perioden der Vorzeit.

175. Ueber den geographischen Schauplatz der Nibelungen. Mit formulierten Schlüßen.

176. Die unüberwindliche Sprache. Einen unüberwindlichen und für den Kunstzweck schlechtesten Stoff nennt Göthe einmal die deutsche Sprache. Er hat damit ein vorhanden gewesenes Uebel richtig benannt, das er zugleich hob. Der äußere und innere Grund dieser Aeußerung Göthes.

177. Leben und Sterben des deutschen Hanswurst, oder geschichtl. Abriß des Volkshumors in der deutschen Literatur. Eine historische Skizze über die Namensfamilie, deren Glieder das Groteskkomische repräsentieren.

178. Einfluß der deutschen Fürsten auf deutsche Literatur und Dichtkunst, von Karl d. Gr. bis auf Karl August von Weimar. Mit Belegstellen aus den Dichtern selbst.

179. Friedrich Rückert, der Dichternestor der Gegenwart; woher diese öffentliche Vergessenheit, in welcher er jüngst sein 76. Lebensjahr vollendet hat? Beantwortet aus Rückerts Selbstbeurtheilung.

180. Ist das öffentliche Urtheil das richtige Tribunal in Sachen der Kunst und Literatur? Dargestellt an Schillers früherer und späterer Urtheilsweise hierüber.

181. „Edlere Völker umwehn Stürme der Wiedergeburt.“
Zweimal in sehr verschiedenen Zeiträumen gelangt die deutsche Literatur zu einer relativ höchsten, die ganze Nation mit umfassenden Ausbildung.

Abituriententhemate bei Maturitätsprüfungen.

182. Der Abiturient, zwischen Schule und Hochschule stehend, findet seine Stimmung ausgedrückt in der Strophe eines Göthe'schen Neujahrsliedes.

183. Unser künftiges Fachstudium nebst unsrer Standeswahl. Nach einem Leitvers aus Göthe's Iphigenie.

184. „Wissen ist Macht.“ Nachgewiesen an der Abkunftsgeschichte und dem Entwicklungsgange deutscher Geistesgrößen.

185. Warum konnten einzelne Sprachgesellschaften aus dem 17. Jahrhundert bis in unsre Gegenwart herein fortdauern, während die früheren und späteren Dichterschulen der Reihe nach wieder untergingen?

186. Mit dem mythischen Wartburgkrieg zu Eisenach schließt die mittelhochdeutsche Romantik ab, mit dem geschichtlichen Weimarer Dichterbündniße unsre moderne Klassik. Mithin verdankt unsre Literatur ihre zwei bedeutendsten Epochen nicht den sg. Dichterschulen und Poetenklubs, sondern der feindlichen oder freundlich verbrüderten Rivalität der Autoren.

187. Campe, der Sprachpurist und Lexikograph, hielt den Erfinder des Spinnrades für einen ungleich größern Mann, als den Homer; und Doummond behauptete im englischen Parlament, in jeder Zeitungsnummer der Londoner Times sei mehr nutzenbringende Wahrheit enthalten als

in sämmtlichen griechischen und römischen Autoren. Was ist hierauf zu entgegnen?

188. Warum pflegt heute Jedermann sich für urtheilsberechtigt zu halten in Dingen der deutschen Literatur, ohne dabei sein Unvermögen auch nur einsehen zu können? Beantwortet aus Gödeke's Grundriß Bd. 3, Pg. 2.

189. Will man das antike oder germanische Heidenthum in seinen Spitzen durchaus als christianisirt darstellen, so muß man auch das Christenthum zugleich ethnisiren.

190. Eine Verkürzung des allgemeinen Jugendunterrichtes in Naturwissenschaften wird eine Verkürzung an Existenzmitteln. Skizze.

191. Die öffentliche Beredsamkeit, der Deutschen allerjüngstes Vermögen Skizze.

192. Von Ulfila und dem St. Gallischen Notker an bis Luther übersetzten wir die Bibel; von Voß, Wieland und Schlegel an bis auf den heutigen Tag übersetzen wir Homer und Shakespeare. Hat uns dieser lange Umweg durch die Fremdsprache nicht den Rückweg in die eigene oft versperrt, und verdient diese noch andauernde Unselbständigkeit den Großtitel Weltliteratur?

193. Die altbourbonische Devise hieß: Un roi, une loi, une foi; wogegen das letzte Wort dieses Wahlspruches in Deutschland schon mit der Reformation ungiltig wurde. Nachweis, wie uns eben dadurch individuelle Bildung, persönliche Freiheit und Wissensunabhängigkeit gediehen ist.

194. Als Lessing 1746 aus dem Meißner Gymnasium trat, handelte seine lateinische Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Wortsinne damals nannte. Sein ist die Ehre, wenn unser eignes Abschiedswort bei gleicher Gelegenheit noch andere Themen und höhere Prädikate der deutschen Thätigkeit aufzufinden vermag.

195. Die persönliche Freiheit verwerthet sich nach dem Maße vorauserfüllter Pflichten und blickt sogar auf deren Strenge mit Befriedigung zurück. Es heißt in Schillers Wallenstein Act 4, Auftritt 2:
„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun; wo viel Freiheit, ist viel Irrthum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

196. Scheint die Weltgeschichte zuweilen nicht sich selbst zu bestehlen? Den deutschen Dichtern brachte sie nach 6 Jahrhunderten die Romantik wieder; den Franzosen binnen kurzer Frist zweimal die Republik und den Stil der Renaissance; den Polen binnen 70 Jahren die dritte Insurrection; den Amerikanern nach ihrem Unabhängigkeitskrieg unter Washington nun sogar einen römischen Sklavenkrieg. Sind dies nicht lauter historische Plagiate, begangen an der Vorzeit?

Neunte Abtheilung.

Facetien.

197. Scythische Einfälle in Deutschland, oder was bei einem durchfallenden deutschen Schulaufsatze allenfalls vorfällt. — Die grammatischen Formen

Aus dem Schöppenstädter Jugendfreund.

Aus dem Intelligenzblatt von Albermehringen.

Unausgeführte Aufgaben zu humoristischer Behandlung.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.